THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

830.5
D 489
V 4

DEUTSCHLAND

8/1

Band 4

1971
KRAUS REPRINT
Nendeln

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1971
Printed in Germany

Deutſchland.

Fiat justitia, pereat mundus!

Es herſche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch Insgeſamt darüber zu Grunde gehen!

Kant. Zum ewigen Frieden.

Vierter Band.

Berlin 1796.

bei Johann Friedrich Unger.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/deutschland04reic

Deutschland.

Was du, Sterblicher, bist, das sei, und wolle
Mehr nicht sein. Die Natur in ernster Strenge
Gab dir dieses Gesetz und diesen Namen.

Herder nach Balde.

Zehntes Stück.

I.

Briefe über die Kantische Philosophie an einen Freund in Paris.

Dritter Brief.

Kant beweist, daß Mathematik und Physik feste Grundsätze haben, und daß die Erfahrung uns reelle Gegenstände kennen lehrt.

Sie werden aus dem Bisherigen schon erkennen, daß die Beschuldigung, als ob Kant ein Idealist wäre, ganz grundlos ist. Denn das Wesen des Idealismus besteht darin, daß man glaubt, beweisen zu können, die Erkenntnisse räumlicher Dinge wären nichts, als Einbildungen, da hingegen Kant behauptet, die Einbildungen wären nicht einmal

möglich, wenn nicht die Erkenntnis äußerer Dinge vorherginge. Der Idealist leugnet aus dem Grunde das Dasein äußerer Dinge, weil er einsieht, der Raum und die Bewegung, als Dinge an sich betrachtet, sind etwas undenkbares. Kant zeigt dagegen, daß weder Raum noch Bewegung Dinge an sich, sondern nur ursprüngliche Verhältnisse sind, wodurch die Vorstellung der Materie erst als möglich gedacht werden kan. Raum ist nach ihm kein für sich bestehendes Ding, sondern nur die ursprüngliche, einförmige und ganz allgemeine Art und Weise sich das Mannichfaltige vorzustellen. Stellt man sich diese in der Absonderung als einen Gegenstand durch die Einbildungskraft vor, so hat man ein bloßes Wesen der Einbildung vor sich, in welchem man jedoch die durch dasselbe möglichen Verhältnisse richtig anschauen kan. Auf diese Anschauung des Raums, als die ursprüngliche Handlung des Anschauens selbst, gründet sich die Gewißheit der Geometrie. Denn man schauet in einem Verhältnisse alle übrigen gleichartigen Verhältnisse an, und was daher von einem gilt, gilt von allen, und da alle äußeren Gegenstände im Raum sind, so ist die Geometrie natürlicher Weise auch auf die äußeren Dinge anwendbar und die Verschiedenheit der Qualität der Materie ändert die Gültigkeit ihrer Sätze nicht.

Eine ähnliche Bewandnis hat es mit der ganzen Mathematik. Denn diese ist allezeit mit Vergleichung und Zusammenzählung der Größen beschäftiget, die durch Raum- und Zeit-Verhältnisse ausgedrückt sind, und daher auch deren Gesetzen unabänderlich folgen. Die Gewißheit der ganzen Mathematik beruhet demnach nach Kant darauf, daß sie sich mit Formen beschäftiget, die allen sinnlichen Gegenständen gemein, und doch durch die Natur des Erkentnisvermögens selbst bestimmt sind. Raum und Zeit lassen sich von der Vorstellung sinnlicher Gegenstände gar nicht absondern, und sind gleichförmig und unveränderlich. Daher es nicht nöthig ist, die vergangene Zeit zu befragen, oder künftige Veränderungen erst abzuwarten, um überzeugt zu werden, daß dieselben Verhältnisse auch in allen künftigen Zeiten und an allen entfernten Orten vorkommen, und nach denselben Gesetzen erfolgen werden. Man kan dieses, unabhängig von allen vergangenen und künftigen Erfahrungen, blos aus der Vorstellung dieser Formen oder, mit der Schule zu reden, a priori wissen.

Die allgemeinen Grundsätze der Physik, wie daß jedes Phänomen seine Ursache, jedes Ding seine Größe und bestimmten Grad von Kraft habe, daß die Substanz nicht vermehrt und vermindert werde, kein absolut leerer Raum sei, alles in Wech-

ſelwirkung ſtehe ꝛc.; alle dieſe Grundſätze beruhen nach Kant darauf, daß durch ihre Gültigkeit allererſt die Vorſtellungen, welche wir von äußeren Dingen haben, als möglich gedacht werden können. Die Materie iſt nach ihm nichts, als ein urſprüngliches Verhältnis zum Erkenntnisvermögen, welches als Objekt gedacht wird, und alſo Erſcheinung d. h. ein Objekt in Beziehung auf Sinneswesen, aber kein Ding an ſich, kein abſoluter Gegenſtand iſt. Hieraus allein wird es begreiflich, wie die Eigenſchaften, ohne welche das Erkenntnisvermögen keinen Gegenſtand vorſtellen kan, nothwendiger Weiſe allgemeine Eigenſchaften aller für uns erkennbaren Gegenſtände ſein müſſen.

Alle allgemeinen Grundſätze der Phyſik drücken blos die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt aus, und gelten alſo in ſo weit, als gar keine Vorſtellung ſinnlicher Gegenſtände ohne ſie als möglich gedacht werden könnte. Da nun die Gegenſtände für uns blos in ſo weit etwas ſind, als ſie durch die Sinne vorgeſtellt werden, oder durch dieſelben ihre Wirkungen äußern können: ſo müſſen nothwendig diejenigen Begriffe Geſetze für ſie ſein, welche die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt ausdrücken.

Es iſt ſehr intereſſant, zu leſen, wie Kant dieſe Sätze auf den Begriff der Materie anwendet, und

wie er zeigt, daß jedermann gewiſſe allgemeine Grundſätze ſchon in oder vielmehr mit dem Begriffe der Materie urſprünglich denkt, deren Sinn blos dadurch verwirrt wird, daß man einen Gegenſtand zu dieſem Begriffe außer den Sinnen ſucht. So ſetzt z. B. jedermann voraus, daß, wo Materie iſt, auch Kraft ſei, die den Raum erfüllt, daß folglich die Materie allezeit etwas Räumliches oder Ausgedehntes ſei, und daß man durch keine Eintheilung bis zum Einfachen gelangen könne. Die Naturlehrer aber begnügten ſich hiebei nicht, ſondern wollten das Abſolute der Materie erforſchen, und verwickelten ſich dadurch in die Lehre von den abſolut einfachen Atomen und raumloſen Monaden, welches nichts als metaphyſiſche Grillen ſind. Eben ſo iſt die bewegende Kraft eine weſentliche Grundeigenſchaft der Materie. Kein Wunder alſo, daß alle diejenigen in Widerſprüche und Ungereimtheiten verfallen, welche die urſprüngliche Bewegung zu erklären unternehmen. Denn wo konnten ſie dieſe Erklärungsgründe anders ſuchen, als im Reiche des Überſinnlichen d. i. der Schimären?

Der Begriff der Materie hat ſeinen urſprünglichen Gegenſtand in den Sinnen. Kant zeigt, daß es blos dieſes urſprünglich Sinnliche iſt, was die Grundſätze aller Phyſik beſtimmt, indem hiervon die Vorſtellung deſſen, was wir in der Erfahrung

von den Dingen wahrnehmen, selbſt abhängt. So wird nun von ihm klar gemacht:

1) daß die Idee eines absoluten oder reinen Raums gar keinen Gegenſtand in den Sinnen habe, und daher eine bloße Idee ſei, welche die Form unſers Anſchauens ausdrücke. Dagegen beruhe der Begriff des relativen oder materiellen Raums auf dem urſprünglich Sinnlichen, und habe alſo in den Sinnen ſein Objekt, das daher nur durch Anſchauung beſtimmt wird. Der materielle Raum und die Materie ſelbſt iſt einerlei. Die Materie iſt das Bewegliche im Raum, und die Beweglichkeit iſt eine weſentliche Eigenſchaft der Materie. Bewegung und Ruhe, Richtung und Geſchwindigkeit ſind Verhältniſſe dieſer Beweglichkeit, deren Begriffe lediglich auf dem urſprünglich Sinnlichen ſelbſt beruhen. Will man beweiſen, daß ein Begriff nicht leer ſei, ſondern wirklich einen Inhalt und Gegenſtand habe; ſo kan dieſes auf keine andre Art geſchehen, als wenn man zeigt, wie er in den Sinnen vorgeſtellt werden könne, d. h. wenn man ihn konſtruirt. So zeigt Kant ſehr evident die Realität des Begriffs von der Zuſammenſetzung zweier Bewegungen an einem und demſelben Punkte, welcher ſo viele Schwierigkeiten hat, wenn man eine unrichtige Vorſtellung des relativen und abſoluten Raums zum Grunde legt, wie dieſes gemeiniglich geſchehen iſt.

2) Eine andre Schwierigkeit in der Naturlehre ist die chemische Durchdringung und die Theilbarkeit der Materie. Diese Begriffe erscheinen aber durch Hülfe Kants in der größten Klarheit. Denn die Vorstellung der Materie beruhet ursprünglich darauf, daß sie etwas Bewegliches ist, das den Raum erfüllt, d. h. allem Beweglichen widerstehet, das durch seine Bewegung in einen gewissen Raum einzudringen bestrebt ist. Hieran hängt die Realität der Materie d. i. die Materie als Sinnesgegenstand (phaenomenon) selbst ab: es ist also eine wesentliche Eigenschaft derselben. — Indem man aber die Materie als etwas denkt, das den Raum erfüllt, legt man ihr auch eine bewegende Kraft bei, durch welche sie ihn erfüllet, und diese bewegende Kraft ist die Materie selbst, die Basis aller Vorstellung derselben. Ein altes Vorurtheil sagt, daß die Materie durch ihre bloße Existenz den Raum anfülle. Allein diese Existenz ist nichts, ist eine qualitas occulta. Existenz ist keine den Dingen an sich zukommende Eigenschaft, sondern blos ein Verhältnis zu unserm Erkenntnisvermögen, welches durch die bewegende Kraft erst bestimmt wird.

Auf dieser Grundvorstellung beruht nun die Behauptung, daß die Materie undurchdringlich sei. Umsonst würde man sich bemühen, die Durch-

dringlichkeit oder Undurchdringlichkeit der Materie auf dem Wege der Erfahrung, d. i. durch Beobachtungen und Experimente zu beweisen. Der Begriff der Undurchdringlichkeit beruhet vielmehr blos auf der Grundvorstellung, daß das Wesen der Materie in ihrer bewegenden Kraft bestehe.

Die Materie erfüllt nehmlich ihre Räume durch Ausdehnungskraft, welche ursprünglich, und allen ihren Theilen gemein ist, und die in dem Bestreben besteht, andere Materien von sich zu entfernen, oder der Annäherung derselben zu widerstehen. Diese Ausdehnungskraft hat aber einen bestimmten Grad, über den kleinere oder größere ins Unendliche gedacht werden können, die aber in der Materie niemals in Null verwandelt werden kan, weil dieses eine Vernichtung der Materie selbst sein würde. Daher kan eine Materie zwar ins Unendliche zusammengedrückt, aber niemals durchdrungen werden. Denn eine Materie würde dann von einer andern durchdrungen werden, wenn ihr Raum oder Ausdehnung durch Zusammendrückung von der andern ganz aufgehoben würde. Leere Zwischenräume, wodurch man sonst die Durchdringlichkeit der Materie erklärte, sind überall nichts. Die Schimäre solcher Räume ist ein nichtiger Nothbehelf, eine Schwierigkeit zu lösen, welche durch sie doch gar nicht, durch die erwähnte Vorstellungsart

aber vollkommen gelöſ't wird Man glaubte die Bewegung nicht anders begreiflich machen zu können, als wenn man leere Räume annahm, wo ſich die geſtoßne Materie hinbegäbe. Allein das Bemühen der Ausdehnungskraft iſt ſchon ſelbſt Bewegung und wenn die Ausdehnungskraft des einen Raums durch den andern, welcher eine ſtärkere Ausdehnungskraft hat, eingeſchränkt, d. h. auf einen kleinern Raum gebracht wird; ſo iſt die Möglichkeit der Bewegung der Materie, ohne alle leere Zwiſchenräume, klar. Die Annahme der leeren Räume iſt eine Folge der falſchen Vorausſetzung, daß die Materie durch ihre bloße Exiſtenz den Raum erfülle, und ein Ding an ſich ſei.

Die Materie iſt alſo undurchdringlich, aber doch nur relativ. Ihr Widerſtand wächſt, jemehr ſie zuſammengedrückt wird, und je kleiner daher der Raum wird, den ſie erfüllt, deſto ſchwerer iſt es, ſie auf einen noch kleinern zu bringen. Sie kan aber ins Unendliche zuſammengedrückt werden. Dies erfodert die Natur der Realität, welche alles Denken erſt möglich macht. Die Phyſiker haben bisher eine abſolute Undurchdringlichkeit der Materie angenommen, welche eine wahre qualitas occulta und ein völlig unverſtändlicher Begriff iſt. Nach derſelben iſt die Materie gar keiner Zuſammendrückung fähig, und alle Zuſammendrückung beſteht darin, daß die leeren Zwi-

ſchenräume verengt werden. Fragt man nun, warum der Raum, der von einer Materie erfüllt iſt, nicht noch von einer andern erfüllt werden könne; ſo antwortet man, weil die Materie undurchdringlich iſt; das heißt aber nichts anders, als: weil er ſchon von Materie erfüllt iſt. Man giebt alſo die Frage für die Antwort aus, und verſteht weder das eine noch das andere.

Aus dieſer Vorſtellung, daß die Materie Expanſiv- oder Ausdehnungskraft ſei, welche das Beharrliche oder die materielle Subſtanz iſt, die immer dieſelbe bleibt, ſie mag einen großen oder kleinen Raum einnehmen, mag ihre Stelle im Raume verändern oder nicht, folgt auch die unendliche Theilbarkeit der Materie in Theile, deren jeder Theil Materie iſt, ohne alle Schwierigkeit. Denn da der Raum, welchen die Materie erfüllet, ſo klein er auch iſt, doch wieder aus Räumen beſteht d. h. ins Unendliche theilbar iſt; ſo muß auch die materielle Subſtanz ins Unendliche theilbar ſein, weil jeder Raum, wenn er auch noch ſo klein iſt, von der Expanſivkraft, d. h. der Materie erfüllt iſt, und die Trennung der Theile, d. h. die phyſiſche Theilung die Materie ſelbſt niemals vernichtet, welche, da ihr Weſen in der Ausdehnungskraft beſteht, immer die Möglichkeit einer neuen Theilung vorausſetzt.

Nimmt man an, daß die Materie, durch ihre bloße Existenz, an und für sich etwas sei; so wird freilich der Begriff einer unendlichen Theilbarkeit als etwas Ungereimtes erscheinen müssen. Denn in diesem Falle müßte dieser Begriff dazu dienen, durch eine unendliche Theilung zum Absoluten zu gelangen, folglich würde die Materie aus unendlich vielen Theilen bestehen, welches ungereimt ist. Dann bleibt keine andere Theorie übrig, als die Monadologie, oder die Korpuskularphilosophie. Nach jener setzt man die Materie zuletzt aus Theilen zusammen, die nicht mehr Materie sind, d. i. aus Monaden, deren Begriff überall kein Objekt hat, nnd daher eine bloße Schimäre ist. Die Grundkräfte der Materie, der Raum und alle Dinge in ihm, werden für Schein erklärt, und die erdichteten Objekte der Ideen werden für das einzige Reale ausgegeben. Die Korpuskularphilosophie nimmt einfache Urkörperchen oder Atome an, welche durch ihre bloße Existenz etwas sind, und neben welchen auch die leeren Räume ihre Rolle spielen müssen, weil diese Atome als absolut undurchdringlich gedacht werden. In welche Absurditäten dieses System stürze, kan man nirgends deutlicher als in Bayle's Zeno sehen. Mit Kants Theorie geht man diesen Zenonischen Schwierigkeiten gänzlich aus dem Wege. Denn die Materie ist nach ihm ganz

und gar etwas Relatives, und beſteht in einer bewegenden Kraft, die den Raum erfüllt, und an deren weitere Ableitung nicht zu denken iſt. Wo dieſe bewegende Kraft iſt, da iſt für ſich beſtehende materielle Subſtanz, und die Trennung der Theile dieſer Subſtanz kan ihre Kraft ſelbſt, folglich auch die Subſtanz niemals vernichten.

Es gehört aber zur realen Möglichkeit der Materie nicht blos eine Ausdehnungskraft, ſondern auch eine Anziehungskraft, welche jene auf einen beſtimmten Raum einſchränkt, damit ſie ſich nicht ins Unendliche verbreitet, und dadurch ihre intenſive Größe unendlich klein wird, wobei die Erfüllung des Raums, d. h. die Materie unmöglich gemacht werden würde. Soll alſo der Begriff der Materie verſtändlich werden, und irgend ein reales Objekt erhalten; ſo muß noch eine urſprüngliche zuſammendrückende Kraft, d. h. eine Anziehungskraft neben der urſprünglichen Repulſionskraft geſetzt werden, wodurch die Verbreitung eines jeden beſtimmten Quantums der Materie auf einen beſtimmten Raum begrenzt wird, und damit alſo überhaupt Materie da ſei.

Dieſe aller Materie weſentliche Anziehung iſt eine unmittelbare Wirkung derſelben auf andere Materien, es mögen Materien dazwiſchen liegen oder nicht. Denn dieſe tragen zur Anziehung dieſer Materie nichts bei.

Die Anziehungskraft ist jeder Materie eigen, und sie beweiset ihre Wirkung gegen alle andere Theile der Materie unmittelbar. Sie ist daher eine wahre Wirkung in die Ferne (actio in distans). Die Materie wirkt durch sie da, wo sie nicht ist, und nimmt einen Raum ein, ohne denselben durch ihre Substanz (die Expansivkraft) zu erfüllen. Sie ist eine durchdringende Kraft; und da sie aller Materie gleich wesentlich gehört, so ist das Quantum der Anziehung einer Materie dem Quantum des Materiellen proporzionirt.

Die Wirkung dieser ursprünglichen Anziehungskräfte, die allen materiellen Theilen wesentlich sind, ist nun nichts anders, als die allgemeine Gravitation. Sie erstreckt sich im Weltraume, von jedem Theile desselben auf jeden andern, unmittelbar, und verbreitet ihre Wirkungen nach allen Richtungen ins Unendliche, unabhängig von aller Erfüllung des Raums, welcher zwischen der Materie, der sie inhärirt, und der bewegten Materie angetroffen wird. Die Größe der Entfernung kan daher niemals ein Grund sein, ihre Wirkung zu vernichten. Ihre Stärke wird sich blos nach der Größe der Fläche richten, auf welche sie ihre Wirkung ausübt. Der Grad der Anziehung wird nehmlich so vielmal kleiner sein, als die Fläche größer ist, auf welche sie ein gewisses Quantum von Anziehung

verbreitet, und da dieſe Flächen von verſchiedener Entfernung ſich wie die Quadrate dieſer Entfernungen verhalten (wie die Geometrie beweiſet); ſo erhellt, daß die Wirkung der urſprünglichen Anziehungskraft der Materie, auf jede andere Materie ſich umgekehrt, wie das Quadrat ihrer Entfernung von einander, verhalten müſſe. Die Anziehung wirkt alſo im umgekehrten Verhältniſſe der Quadrate der Entfernungen in alle Weiten,

3) Die Expanſivkraft iſt das urſprüngliche Prinzip der Bewegung. Wenn aber das Materielle bewegt iſt, und durch ſeine Bewegung eine andere Materie in Bewegung ſetzt; ſo theilt es demſelben ſeine Bewegung mit. Die Materie wird als eine Bewegung mittheilende Kraft, oder als eine Urſache der Bewegung anderer Materien betrachtet. Dieſer Begriff iſt nothwendig, ſobald Veränderung überhaupt als möglich vorgeſtellt werden ſoll. Es beruhet alſo die Realität dieſes Begriffs darauf, daß durch ihn die Veränderung der Materie als möglich vorgeſtellt wird, und in dieſer Hinſicht wird die Materie als etwas Bewegliches gedacht, das eine bewegende Kraft hat. Die Lehre von den bewegenden Kräften der Materie iſt die Mechanik. Die Größe der bewegenden Kraft der Materie wird durch die Quantität der bewegten Materie und ihrer Geſchwindigkeit zugleich geſchätzt. Je größer ein Raum iſt, der in einem beſtimmten

Grade erfüllt iſt, deſto mehr Materie iſt da, oder deſto größer iſt die Quantität der Materie. Aber die Quantität der Materie eines beſtimmten Raums iſt auch um ſo viel größer, je größer der Grad der Erfüllung dieſes Raums iſt. Alſo iſt das Verhältnis der Quantität der Materie zuſammengeſetzt aus dem Verhältniſſe des Raums, den ſie erfüllt, und dem Verhältniſſe des Grades dieſer Erfüllung, oder ihrer Geſchwindigkeit.

Hierauf beruhen nun die Geſetze der allgemeinen Mechanik, deren es drei giebt, und welche allein durch dieſe dynamiſche Vorſtellung der Materie verſtanden werden können. Das erſte Geſetz iſt das Geſetz der Selbſtſtändigkeit, und heißt: Bei allen Veränderungen der körperlichen Natur bleibt die Quantität der Materie im Ganzen dieſelbe; ſie wird weder vermehrt noch vermindert. Denn das Materielle beſteht in der urſprünglichen Expanſivkraft. Dieſe bleibt aber immer dieſelbe, ſie mag auf einen großen oder kleinen Raum eingeſchränkt ſein. Alle ihre Veränderung kan in nichts anderem beſtehen, als daß ſie einen größern oder kleinern Raum erfüllt. Bei dieſer Veränderung aber bleibt ſie immer dieſelbe. Die Quantität der Materie iſt die Quantität der Subſtanz im Raume. Dieſe letztere beſteht daher nicht in einer zählbaren Menge ein-

facher Theile, ſondern wird blos durch das zuſammengeſetzte Verhältnis des Raums, den die Materie einnimmt, und des Grads ihrer Erfüllung beſtimmt.

Das zweite Geſetz iſt das Geſetz der Trägheit, und heißt: Alle Veränderung der Materie hat eine äußere Urſache, oder ein jeder Körper beharret in ſeinem Zuſtande, wenn er nicht durch eine äußere Urſache genöthigt wird, ihn zu verlaſſen. Der Grund dieſes Geſetzes iſt, daß die Materie gar keine ſchlechthin innere Beſtimmungen hat, ſondern ihrem Weſen nach aus lauter Verhältniſſen im Raume beſteht. Aber Veränderung der Materie beſteht darin, daß ſie aus einer Bewegung in eine andere, oder aus Bewegung in Ruhe oder aus Ruhe in Bewegung übergeht. Dieſe Beſtimmungen ſind aber lauter äußere Beſtimmungen oder Verhältniſſe, und kommen allemal mehreren Subſtanzen zu. Daher ſetzt jede Veränderung der Materie eine äußere Urſache voraus, und es giebt keine inneren Beſtimmungsgründe der Veränderung in der Materie. Dieſe Eigenſchaft der Materie, wornach ſie in ihrem Zuſtande der Ruhe oder Bewegung beharrt, ſo lange keine äußere Urſache ſie verändert, heißt die Trägheit, und iſt mit der Lebloſigkeit der Materie einerlei. Es widerſpricht daher dem Weſen der Materie, in ſie ſelbſt

das

das Prinzip des Lebens zu ſetzen, obgleich ein ſolches mit ihr verknüpft ſein kan.

Das dritte Geſetz iſt das Geſetz der Gegenwirkung, und heißt; Bei aller Mittheilung der Bewegung ſind Wirkung und Gegenwirkung gleich. Denn eine Materie kan auf die andere nur in ſo fern wirken, als dieſe Realität hat, d. h. als ſie Widerſtand leiſtet, weil das Weſen der Materie in der Expanſiv- oder Widerſtehungskraft beſteht. Der Widerſtand iſt aber nichts, als die Gegenwirkung. Folglich iſt die Wirkung allezeit der Gegenwirkung gleich. Kant beweiſet dieſes Geſetz durch eine ſehr ſcharfſinnige und allen Mathematikern und Naturlehrern ſehr verſtändliche Konſtruktion, die wir übergehen, und nur noch bemerken, daß weder Kepler noch Neuton einen hinreichenden Grund von dieſem wichtigen Naturgeſetze ſich anzugeben getraueten, indem ſich beide blos auf die Erfahrung beriefen, welche doch dergleichen nie beweiſen kan.

Ich übergehe das, was von der relativen und abſoluten Bewegung geſagt wird, und wodurch dieſe ſchwere Lehre viel Licht erhält, indem Kant zeigt, daß dieſe Vorſtellungen ſämtlich durch ein Objekt beſtimmt werden, das blos in Beziehung auf das Erkenntnisvermögen, als Objekt gedacht wird, in welcher Beziehung es eben Erſcheinung

heißt, und daher auch durch die Bedingungen bestimmt werden kan, ohne welche ein Ding überall nicht als Gegenstand der Erfahrung vorstellbar ist.

So wird also durch die Kantische Philosophie der Boden der Erfahrungserkenntnis vollkommen gesichert, und der Grund zu einer Wissenschaft gelegt, welche Physik heißt. Aber zugleich ist hieraus sichtbar, daß alle diese Grundsätze auch blos auf Erfahrungsgegenstände passen, und uns gar nicht über sinnliche Gegenstände hinausbringen können. Doch hierüber im folgenden Briefe. Hier schließe ich nun mit der Anmerkung, daß wenn einmal das Reale im Raume, oder die Realität der Materie gewiß ist, man auch nicht mehr an den Bestimmungen zweifeln kan, welche uns die regelmäßige Einwirkung derselben auf unsre Sinne lehrt. Denn blos durch die Einwirkung der Materie auf unsre Sinne, wird die Erkenntnis derselben näher bestimmt und erweitert.

II.

Briefe eines Reisenden aus dem Hannöverischen.

1.

Ratzeburg den 5. Jul. 1796.

In der Lübeckschen Insurrektions-Sache habe ich die verschiedensten Erzählungen und Urtheile gehört, welche beweisen, wie schwer es ist, bei öffentlichen Begebenheiten zur historischen Gewißheit und zu richtiger Entscheidung zu gelangen. Einige meinten, die Soldaten hätten sich verschworen, ihre Offiziere bewaffnet anzugreifen, hätten den Pulverthurm einnehmen und in Brand stecken wollen, mithin die Todesstrafe verdient. Diese Meinung muß sehr allgemein sein, weil das Todesurtheil über drei Schuldige dahin gesprochen ist, daß einer erschossen werden, und zwei andere losen sollen. Dies Urtheil soll am 6ten d. M. vollzogen werden. Ich zweifle nicht daran, daß es dem Buchstaben des Gesetzes gemäs ist; indessen hat mir ein glaubwürdiger Mann die Sache folgendermaßen vorgestellt.

Seit langer Zeit werden die Dienste der Gar-

niſon durch Beurlaubungen ſehr erſchwert. *) Dieſe Laſt wird noch dadurch vermehrt, daß von den Dienſtthuenden eine gewiſſe Anzahl ſich durch für Geld angenommene militäriſche Tagelöhner den Wachen entziehen kan. Dieſe eingeſchobenen Leute werden nicht gehörig angenommen, und mithin wird, bei einer verkleinerten Garniſon, der Dienſt um ſo viel beſchwerlicher. Auch ſollen bei den Kommando s nach Travemünde von den Unteroffizieren Unordnungen begangen werden, Begünſtigungen eintreten, und von den Soldaten, die lieber in Lü-

*) Die Lübeckſchen Stadtſoldaten haben eine ganz eigene Verfaſſung. Sie erhalten jahrlich 40 Thaler, und müſſen ſich ſelbſt kleiden, haben alſo keine Kapitulazion, ſondern ſuchen ihren Dienſt als ein bürgerliches Amt, das ſie niederlegen können, wenn ſie wollen. Einige, die gar keine Dienſte thun, ſondern ihre Wachen bezahlen, behalten einen Überſchus von etwa 10 Thl. Dieſes läßt ſich leicht nachrechnen. Von drei Tagen müſſen ſie einen auf der Wache ſein, im Jahr alſo 121 — 122 Wachen thun. Jede Wache die ſie nicht ſelbſt abhalten, koſtet ihnen 10 Schilling; acht für den Mann, der an ihre Stelle tritt, und 2 Schil. für den Offizier. Dieſes macht auf 121 Wochen 75 Mark 10 Schil. — 76 Mark 4 Schil. oder etwas über 25 Thal. Rechnet man nun noch die Koſten der Anſchaffung der Kleidung, die ſie bei großen Revüen u. ſ. w. gebrauchen, aber wegen des ſeltenen Gebrauchs lange ſparen können, ſo bleiben wohl 10 Thl. übrig.

Bei Poſtirungen nach Travemünde und ſonſt, wird mehr bezahlt. Ob nun hier Unordnungen vorgehen, dürfte wol ein Gegenſtand der Unterſuchung ſein.

beck bleiben, doppelt so viele Abkaufungsgelder genommen werden, als erforderlich sind, um jemand für sich zu dingen. Dieses haben die Soldaten in Erfahrung gebracht. Dazu sind die theuern Zeiten gekommen. Sie haben also Erleichterung verlangt, und auch die wöchentliche Zulage eines Brods erhalten, jedoch erst nachdem sie solche mit einigem Trotze oder zusammengerottet verlangt; wodurch denn gewissermaßen bei ihnen die Meinung, als ließe sich etwas ertrotzen, ohne gestraft zu werden, begründet worden ist.

Auch soll das Benehmen der Bürger gegen sie dazu beigetragen haben, die Größe des Frevels einer Widersetzlichkeit verkennen zu machen. Die Wachen sind verschiedentlich angegriffen und insultirt worden; man hat den Soldaten das Seitengewehr abgerissen, und dem Kriegs-Kommissär selbst mit Hohn ins Haus gebracht. Diese Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen sind nur leicht bestraft worden. Die Soldaten haben dadurch gelernt, zu glauben, es sei in der Ausübung gleichen Frevels nicht ein großes Unrecht.

Als man ihnen bei jetzt gefallenen Kornpreisen das zugelegte Brod wieder abnehmen wollen, haben sie ihre Beschwerden erneuert, und um Beibehaltung der Zulage gebeten. Der Rath und die Bürgerschaft sind in ihrer Meinung getheilt gewe-

sen. Jener, der gern etwas aristokratisirt, hat das Militär begünstigen, die Bürgerschaft aber solches nicht zugeben wollen. Mit dieser politischen Eifersucht ist die Zeit hingegangen. Bei Ausbleiben des Bescheides versammeln daher sich die Soldaten wieder, und fordern so in gehäufter Zahl einen Beschluß. Man weiset sie mit harten Worten zurück.

Ungeduldig darüber, daß sie keinen Schutz finden, glauben sie ihren Trotz verdoppeln zu müssen. Sie setzen eine Schrift auf, worinn sie sich verbinden, einer für alle stehen zu wollen. Diese Schrift ist alles, was verabredet ist, mithin das einzige Komplott. Mit derselben gehet ein Soldat bei seinen Kameraden herum, sagt, sie müßten unterschreiben, und läßt da, wo der Mann nicht schreiben kan, ihn, und da, wo er nicht zu Hause ist, seine Frau ein Kreuz ziehen. So ist die Verbindung gemacht, von der keiner eigentlich gewußt, was sie bedeutete.

Nachdem dieses geschehen, versammelten sich die Soldaten, um öffentlich auf der Parade ihren Oberstleutnant anzureden und seinen Beistand zu verlangen. Einer tritt hervor mit dem Hute auf dem Kopfe, und hält die Anrede. Der Oberstleutnant weiset ihn ab. Der Redner beharret; der Offizier wird hitzig, zieht den Degen und ruft zu seinen Offizieren: Meine Herren, ziehen Sie vom Leder!

Als die Soldaten dieſes ſehen, verlieren auch ſie den Kopf; drei ziehen den Säbel, die andern ſollen die Hand an den Degen gelegt haben. Die unter Parade ſtehende Wache kommt in Bewegung; der kommandierende Offizier aber droht, den erſten der ſich rührt, niederzuſtoßen; und da keiner Luſt hat der Erſte zu ſein, bleiben ſie alle ruhig, wie das oft der Fall iſt, wo blos Ruhe herſcht, weil es am Kommando-Wort fehlt.

Das iſt das Verbrechen, das Menſchenfreunde bei den Lübeckſchen Halb-Soldaten nicht des Todes werth finden. Der Redner iſt indeſſen zum Tode verurtheilt, und die beiden andern die gezogen haben ſollen, würfeln um Tod oder zwölfmaliges Gaſſenlaufen. Die Bürger verlangen abſolut eine Exekuzion, weil ſie die Mühe des Wachhaltens nicht umſonſt gehabt haben wollen.

Noch ſind ein paar Soldaten arretirt, die auf dem Markte laut geſprochen haben, und als die Bürgerwache ſie umzingelt, ſich mit gezogenem Degen vertheidigen wollten. Das iſt alles was ich gehört habe und mit ſo kalten Fingern niederſchreibe, daß ich keine leſerliche Schrift hervorbringen kan.

2.

Lübeck, den 7. Jul. 1796.

Am 6. Julius des Morgens fand ich in Lübeck unter einigen Bürgern, die ich reden ließ, ohne mit zu reden, die Gemüther sehr exaltirt. Man sprach von gemachten Komplotten mit den Handwerksburschen, um die Stadt anzuzünden und die Bewohner zu plündern und zu morden; Pulver und Blei sollte schon angeschafft seyn. Indessen waren zwei Menschen erschossen, das Leben eines dritten auf Würfel gesezt und acht liefen Spiesruthen.

Traurend über das leider nur allzu gewöhnliche unmenschliche Phänomen der Menschheit, daß die Mehrheit in lezter Instanz abschließend und entscheidend über die wichtigste Anlegenheit urtheilt, von der das Leben, die Wohlfahrt und die Ehre der Menschen abhängt, ohne aktenmäßig oder wenigstens historisch gewiß unterrichtet zu sein; und mit dem Wunsche, daß doch jeder mit seinem Urtheile so lange anstehen möchte, bis er völlig genau unterrichtet worden; hörte ich bei vernünftigen Männern dasjenige bestätigen, was ich schon vorgestern in Ratzeburg und unterwegs hatte sagen hören. Nur die Beschwerden der Soldaten erzählt man etwas anders. Der Dienst ward ihnen dadurch erschwert, daß die Garnison verkleinert worden, und selbst in

der geringern Zahl der Beſatzung die Wachen nicht mit der zu einer jeden beſtimmten Zahl beſezt wurden, ſo daß die Tage des Wachſtehens, und an dieſen, die Stunden des Schilderns für den Wachziehenden ſich ſchneller folgen müſſen. Uebrigens kömmt es dem Beobachter dieſes Rechtsganges nicht auf die Natur der Beſchwerden, ſondern nur darauf an, daß gegründete Beſchwerden da waren.

Dies, der daraus fließende justus dolus der Leute, der bei Handwerker-Tumulten bewieſene Glimpf, die ungeſtraft gebliebene Zuſammenrottung der Soldaten bey Erzwingung des ihnen beigelegten Brotes, die bei ihnen durch eine ſechswöchentliche Hinlegung ihrer Bittſchrift auf eine unverantwortliche Weiſe von den Beikommenden veranlaßte Ungeduld, die Unkunde der Lübeckiſchen Soldaten in der ſtrengen militäriſchen Subordinazion, die mehr einer uniformirten Bürger-Wache als einem geworbenen Soldaten-Corps gleichen, und im äußern Dienſt nie mit militäriſcher Ordnung behandelt worden, der völlig ungegründete Vorwurf ihres Komplotts oder Zuſammenrottens zu böſen Abſichten, vielmehr ihre blos auf erlaubte Zwecke abzielende Union, begründet freilich ſehr das Urtheil derer, die es befremdend finden, daß man die militäriſchen Kriegsgeſetze mit einer Schärfe vollzogen, mit der man ſie nur da, wo der ſtreng-

ſte militäriſche Subordinazions-Geiſt herſcht, zur Ausübung bringen kan, und daß blos politiſche Rückſichten zwiſchen dem Senat und der Bürgerſchaft das Urtheil geſprochen.

Hiezu kommt, daß in den Kriegsartikeln ſtehen ſoll, daß wer ein ſolches Verbrechen begehet, als das jezt beſtrafte, Leib und Leben verwirkt haben ſoll, und das unſere Kriminaliſten überall, wo Leib und Leben ſteht, ſelbſt in der peinlichen Halsgerichts-Ordnung dieſes für Leib oder Leben nehmen.

Hiezu kommt ferner, daß die Kriegs-Artikel alle Jahr verleſen werden ſollen, und daß dieſe Verleſung ſeit 5 Jahren nicht geſchehen iſt. *)

Wenn dieſes alles ſo richtig iſt, ſo iſt es freilich hart, daß Leute ihr Leben verloren haben, von denen das Wort Chriſti gilt: Vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun.

*) Wenn es wahr iſt, daß nach dem Aufſtande auf der Parade, die Soldaten, die ſich noch immer gekränkt, und nicht unrecht zu handeln glaubten, zum Kommandanten gingen, und ſeinen Schuz verlangten, und unter andern anbrachten, der Oberſtleutnant habe geſagt: »Schurken, ihr könnt euren Abſchied bekommen;« wenn der Kommandant wirklich am folgenden Tage auf die Parade gekommen iſt, die Haupt-Anführer hat vortreten laſſen, und ſie in Gegenwart der Offiziere und der Misvergnügten befragt: ob es wahr ſey, daß der Oberſtleutnant dieſes geſagt, welches derſelbe leugnet, ſo iſt freilich dadurch das Korps der Offiziere kompromittirt, und die Sache der Soldaten verſchlimmert worden.

Als man mir es erzählte, entstand bei mir der natürliche Gedanke: Was ist nun die so eifrig gesuchte Freiheit der Menschen, wenn selbst in einem Freistaate der Richterstuhl nicht die Freiheit hat, nach innerer Ueberzeugung zu urtheilen, sondern dem Erbitterungs-Despotism des Volks nachgeben muß; und wenn unter den ruhigen und aktenmäßig urtheilenden Mitgliedern des Publikums keiner öffentlich auftreten, und laut der Belehrer und Besänftiger der erbitterten Menge werden darf?

Daß der Rath für gelindere Maasregeln gestimmt, wird dadurch wahrscheinlich, weil er schon das vermehrte Brot hatte backen lassen, und den Soldaten zugestehen wollen. Daß es aber im Publikum gemäßigte Urtheile gegeben, und diese weit eher, als die tausendzüngige Menge hätten gehört werden müssen, ergiebt sich aus meiner Erzählung.

Auch ergiebt es sich aus dem Eifer der Bürgerschaft, in welche ganz ein militärischer Geist von Errichtung von Freiwilligen und Besetzung der Wachen gefahren ist. Dieser Geist scheint mir höchst schädlich *) nach dem simpeln Kantischen Begriff,

*) Ich habe nicht ohne Bedauern die Gruppen der sehr civil aussehenden Bürger-Wachen, Posten und Patrollen gesehen, die statt Waffen zu führen, dem Staate weit besser durch den Gebrauch ihres Handwerksgeräths nutzen, und jezt zum Herumschlendern, Trinken, Müßiggehen u. s. w. gewöhnt werden, und ihre Weiber und

daß eine Demokratie, welche Gesetzmachung und Ausführung verbindet, die Marokkanischste aller Despotien ist. Es ist daher jezt in Lübeck eine wahre Insurrektion, indem die Burger die Audienz oder den Rathssaal sich haben einräumen lassen, dort Torellis bekante Gemälde mit Tabaks- und Bierdünsten beräuchern, und erklärt haben, ihn so wie das Zeughaus und den Pulverthurm nicht eher wieder abzugeben, als bis geurtheilt, das heißt: so gesprochen werde, als ihr tel est notre bon plaisir es befielt. Dieses ist eine deutliche Insurrektion, und wird es noch mehr dadurch, daß der Senat, nach der Konstituzion, in Rechtssachen einzig und allein das Verfahren hat. Die Bürger begehen also eben den Frevel, dessen Bestrafung sie so wenig schonend verlangen. *)

Freunde, welche sie mit Kaffee und Bier auf den Wachen besuchen, dazu verleiten.

*) Man sagt dagegen, die Soldaten hätten sich gegen ihre Vorgesezte empört, die Bürger aber nicht. Diesen dienten beide, der Magistrat und die Garnison; folglich könnten die Bürger gegen den Magistrat nicht in Empörung sein; sondern die Herren sprächen mit ihren Dienern. Das ist ein gefährlicher Trugschluß. Wahr ist es, jede Regierung dient dem Volke, nicht das Volk der Regierung; aber sie dient dem Volke grade durch die eingeführte Ordnung und die ihr übertragene gesezliche Autorität, und diese kan selbst das Volk nicht hemmen, leiten oder regieren wollen, so lange es nicht die ganze gesezliche Autorität umstößt, das heißt: eine

Der Rath, sagt man, sieht die Garnison als seine Stütze an; das Volk will dieses nicht zugestehen, sondern behauptet, daß das Militär zu seiner Sicherheit diene. Die Sache, so angesehen, sezt einen höchst nachtheiligen Zwiespalt zwischen dem Rathe und dem Volke zum voraus; sonst muß es grade zu Einem Zwecke führen, ob der Senat das Militär als Werkzeug seiner exekutiven Macht, oder das Volk es als seine Schuzwehr betrachtet, da die exekutive Gewalt des Raths die erste und beste Schuzwehr des Volks in Aufrechthaltung des Rechts, und der bürgerlichen Ordnung sein muß. Wenn also der Senat jezt zwei Menschen aufgeopfert hat, um die Frage wegen eines Zwiespalts der Autoritäten zu vermeiden, und dem Volke nicht Anlaß zu geben, zu glauben, daß der Rath ein Interesse für sich haben könne; so geräth man freilich in Versuchung, den zu strengen Tod zweier unbedeutenden Staatsbürger als das geringere Opfer anzusehen: *) aber man muß bedauren, daß alle

neue Regierungsform beliebt. Das Volk bindet sich oft allerdings selbst die Hände, indem es sich gesezliche Autoritäten giebt, und muß in diese, so lange sie gelten, durchaus keinen Eingrif thun, wenn allgemeine Sicherheit des Lebens und des Eigenthums geschüzt seyn soll; oder es fällt in den demokratischen Despotism, vor dem Kant in seiner vortreflichen Abhandlung als der scheuslichsten aller Tiranneien warnt.

*) Ich erzähle blos das Erzählte, und wünsche, daß es be-

Regierungsformen die wahren Begriffe der Freiheit verletzen: man wird unschlüssig zu entscheiden, ob in der Türkei, wo despotische Große herschen, wo aber ein Großer den andern, und Alle die Furcht, vor dem Pöbel im Zaum hält, oder ob unter einem Volke, wo den aufbrausendsten Volkswillen keine höhere Gewalt, mithin keine Furcht bezähmt, die Freiheit mehr bedrohet werde. Man wird geneigt, mit Pope, so grob es auch klingt, auszurufen: For forms of government let fools contest; und lernt

berichtiget werde. Ich habe gar nichts gegen strenge Aufrechthaltung der Ordnung; ich glaube aber, daß zwei Gegenstände dabey äußerst wichtig sind:

1) Man muß kleine Frevel ernsthaft züchtigen; so darf man nicht große Frevel, die aus der Nachsicht gegen kleine unfehlbar entspringen, streng, oder wol gar hart und grausam bestrafen.

2) Man muß alle Frevel in rechtlicher Ordnung und mit Gelassenheit strafen, und nicht durch Insurektionen dem Volke drohen. Thut man lezteres, so wird der Zweck der Todesstrafe, die Warnung für andere, ganz verfehlt; das Volk das durch Unordnung eine Todesstrafe bewirkt, kan durch dieselbe nicht zur Ordnung zurückgeschreckt werden; es wird vielmehr wenn es ihm einfällt, eben so den Kopf seines Mitbürgers, als das Leben der Hingerichteten fodern. Kurz, waren die Lübeckschen Soldaten nach ganz gewöhnlichem Rechtsgang, ohne Dazwischenkunft der Bürger, erschossen worden, so würde nichts dagegen zu sagen, und wenigstens allgemeine Ehrerbietung für gesezliche Ordnung gewonnen sein. Dies ist jezt ganz verloren.

ſich auf den Wunſch einſchränken, daß da die Nothwendigkeit regieret zu werden, ſchon den Beweis der Unmöglichkeit frei zu ſein enthält, wir uns weniger über Formen ſtreiten, und gegen oder für ſie ereifern, dagegen aber ſehr ernſtlich darauf denken möchten, den Menſchen, ohne Rückſicht auf das äußere Band, zur immer freien Vernunft zu führen, die unſere einzige, wahre, weſentliche, angebohrne, göttliche Freiheit iſt.

Reine Wahrheit, ſei uns immer heilig,
Ob auch grimmig Fanatismus ſchnaubt;
Tyrannei in jedem Fall abſcheulich,

Noch eine Anekdote beweiſet, wie weit die Erbitterung ging.

Als lezles Hülfsmittel gab man den Verurtheilten an die Hand, ſich an die geſamte Bürgerſchaft mit Bitte um Fürſprache beim Rathe zur Begnadigung zu wenden. Ihr deshalb eingereichtes Geſuch kam an die zwölf Älteſten, welche alle Bittſchriften oder Vorſtellungen an die Bürgerſchaft annehmen, und die Freiheit haben, zu beurtheilen, Finanzſachen ausgenommen, ob ſie das Geſuch an die Bürgerſchaft gelangen laſſen, oder es hinlegen wollen. Hier, wo es auf das Leben zweier Menſchen ankam, beſchloſſen die zwölf Älteſten, die Bittſchrift liegen zu laſſen Sie kam alſo nicht an die Bürgerſchaft, derer Konſulent oder Prokurator ſchon eventualiter die Interzeſſion um die Begnadigung fertig gemacht hatte, wodurch vermuthlich eine Milderung des Urtheils erfolgt ſein würde.

Duldung aber über alles heilig —
Was auch unſer Nachbar glaubt.

Staatsverfaſſungen ſind Hypotheſen:
Mit der Wahrheit ganz und gar vermählt
War noch keine! Alle geben Blößen,
Zeugen von dem eingeſchränkten Weſen,
Das die Sterblichen beſeelt.

Aber alle haben auch ihr Gutes;
Keine, die durchaus den Irrweg geht!
Und der Patriot lebt frohes Muthes
Unter jeder; wirket ſo viel Gutes,
Als in ſeinen Kräften ſteht.

Niemals wird er kühne Neurung wagen,
Die den graden Menſchenſinn empört.
Doch kan er, Verbeßrung vorzuſchlagen,
Seinem guten Herzen nicht verſagen,
Das den Trieb zum Wachsthum nährt.

Iſaak Maus,
Bauer zu Badenhein.

III.

Briefe auf einer Reise durch Franken.

im Julius und August 1796. geschrieben.

Zweiter Brief.

Hof.

Von Gera bis hieher habe ich die größte Mühe gehabt mit Postpferden fortzukommen: alle Post- und Wirtshäuser lagen voll flüchtender Reisenden aus dem Würzburgischen, Fuldaischen, Bambergischen, von denen mehrere schon Tagelang auf Postpferde gewartet hatten. In Schleiz, wo sogar ein englischer Kurier vom vorigen Tage schon auf Pferde wartete, bekam ich nur dadurch welche, daß ich den Kutscher eines Kaufmanns für mich gewann, und dieser seinen Herrn beredete ihm zu erlauben, daß er mich mit seinen Kutschpferden die Station fahren dürfe. So fuhr ich zum Ärger aller derer, die, wie die meisten Reisenden zu thun pflegen, nur mit Pochen auf ihr Recht fortgeschafft zu werden, und mit unnützem Schelten die Zeit verloren hatten, gar stattlich von dannen.

Unzählige Flüchtlinge mit denen die Landstraße angefüllt war, machten mir den Weg, der schon an sich nicht der angenehmste ist, gar sehr unangenehm. Schaaren von französischen Emigranten, besonders

Abbés, die zeither in Bamberg, Würzburg auch in Nürnberg einen sichern Ruheflek gefunden hatten, nun aber vor der mit Macht andringenden französischen Armee fliehen, finden dort in Sachsen, wohin sie mit der besten Hofnung wandern, auch schon wieder den Befehl, daß sie nur wenig Tage geduldet werden sollen. Trauriges Geschick! Und wie denn doch die meisten unter ihnen noch ganz heitere Gesichter hatten, und selbst in ihren Gesprächen mit leichtem Sinn über ihre unglükliche Lage, die einen deutschen candidatus theologiae zur Verzweiflung bringen würde, hinfahren können! Beneidenswerthes Volk! Sehr viele unter ihnen baten meinen Postillon zu halten und kamen dann an den Wagen sich über den Weg Raths zu erholen. Selten bettelte mich einer gradezu an: aber der Schluß der Rede war doch fast immer eine leicht hingeworfene Bemerkung über ihre schlimme Lage. Fast alle waren auch so ordentlich angekleidet, und en Abbé frisirt und gepudert, daß es einem ohne das nicht wohl eingefallen wäre, ihnen Geld zu bieten. Nur zwei von ihnen gingen in Gesellschaft eines Menschen von militärischem Ansehen, und dieser war der einzige, der mich nicht nur allein geradezu anbettelte, sondern auch noch sehr niederträchtiger Weise hinzufügte, er sei ehedem Offizier bei der Garde des Königs gewesen. Er mußte dafür

auch seinen Hut herhalten, und ein sehr kleines Almosen selbst hinnehmen, und ansehen, daß ich auf eine feinere Art mein Mögliches für seine armen, um religiöser Verblendung willen verbannten, Gefährten that.

In einem Wirtshause fand ich einen ganz runden Tisch voll sehr wohlgenährter junger und alter Abbés aus den Niederlanden, zur Essenszeit, da alles um sie herum schmauste, bei einem schwarzen Brote und einem Kruge Bier ganz lustig beredt. Einer flickte dabei seine Strümpfe, ein andrer sein Kamisol, ein dritter strickte sich ein Paar Handkamaschen und nur einer, ein junger schöner blühender Mensch, las dabei ziemlich laut sein Brevier ab, starr dumm vor sich hinsehend. Das Traurigste für sie war in dem Augenblick gewiß, daß in derselben Gaststube vor ihren Augen und Nasen eine Menge Fleisch aller Art abgebraten wurde und gewaltig dampfte und stank. Ein treues Bild einer französischen Garküche, zu der sie leider nicht Geld genug mitbrachten, um sich das Gebratene ungestört vom Kohlendampfe, unter bitterm Tadel für den Garkoch, köstlich schmecken zu lassen.

Hier ist ein gewaltiger Handelsbetrieb. Seitdem selbst der Handel von Holland über Hamburg zu Lande mitten durch Deutschland geht, sind die sächsischen und fränkischen Straßen wie noch nie-

mals befahren. Nun fängt die Straße hier an zu ſtocken: die Frachtfuhrleute fürchten die retirirende kaiſerliche Armee, die ſich mit Macht nach Böhmen zurückzieht, und geſtern ſchon nur wenige Meilen von hier zu paſſiren anfing. Einem Gaſtwirt von hier, der auch auf Nürnberg Fracht fährt, haben ſie vor einigen Tagen auf der Nürnberger Straße die Pferde vom Wagen zu Fortbringung ihres Gepäcks abgeſpannt und den Knecht mit Prügeln nach Hauſe gejagt.

Mit Poſtpferden kan es indeſſen für einen Reiſenden um ſo weniger Noth haben, da es hier nur kaiſerliche Reichspoſten giebt; und ſo werd' ich meinen Weg morgen ungeſtört fortſetzen. Hier habe ich eine kleine Ruhe gehalten, um alles was bei meiner Abreiſe unvollendet und unbeantwortet in die Schreibemappe geworfen wurde, ordentlich zu vollenden und gehörig zu beantworten. Man reiſt noch einmal ſo froh und leicht weiter, wenn man an nichts rückſtändiges im Gewiſſen gemahnt wird. Dann erſt genießt man das liebliche Alleinſein im bequemen Reiſewagen in ſeiner ganzen Süßigkeit.

Ermüdet vom Schreiben fiel mir geſtern Nachmittag eben noch zur rechten Zeit ein, daß ich Mittags an der table d' hôte aus Mitleiden meinen Namen zu einem Konzert, das denſelben Abend auf dem Rathhauſe gegeben werden ſollte, mit aufge-

ſchrieben hatte, und daß ich auf dem Umlaufzettel den Namen Richter bemerkt hatte. Bei meiner ziemlichen Unbekantſchaft mit den neuen Produkten der deutſchen ſchönen Litteratur hatte ich zwar nichts von den beliebten Romanen dieſes Dichters geleſen: mehrere meiner Freunde hatten mir aber ſchon öfters von ihm als einem humoriſtiſchen Geiſt geſprochen, wie ihn die deutſche Litteratur noch gar nicht habe: und ſo nahm ich ihn auf meiner Liſte von merkwürdigen Menſchen im Frankenlande bereits von Hauſe mit.

Ich ging alſo zur Konzertſtunde nach dem Rathhauſe, und trat da mitten in ein echt Hogarthſches Konzert. In einem dunkeln unaufgeräumten Zimmer ſtanden und ſaßen fünf ſchmutzige Muſikanten, die ſich wechſelſeitig den Rücken zukehrten und wüſt durcheinanderſtrichen: einer der drei Violiniſten war ein kleiner Junge mit einem lahmen dick umwundenen Beine. Alle ſchienen eben ſo wenig Notiz von ihren Geſichtern, als von einem jungen Virtuoſen zu nehmen, den ſie begleiteten, und der ganz abgeſondert von ihnen beſcheiden an einem Pulte ſtand und mit recht angenehmem Ton das Baſſethorn blies. Dieſen lernte ich nachher als einen feinen jungen Mann kennen, der eigentlich auf Mineralogie die böhmiſchen und ſächſiſchen Gebürge bereiſte und ſein muſikaliſches Ta-

lent nur als Hülfsmittel zum Fortkommen benutzte Das Stück, in das ich trat, war bald zu Ende und ich ließ mir meinen Mann Richter zeigen. So wenig vortheilhaft auch der erste Eindruck war, den mir sein äußeres Wesen und sein, wie es mir im ersten Augenblicke schien, gesucht witziger Ausdruck machte, so ließ ich mich doch nicht abschrecken, sondern bat ihn um die Zusage mit mir den Abend freundschaftlich zuzubringen. Er willigte gern ein, versprach später nachzukommen und ich eilte wieder zu meinem Schreibtische.

Gegen neun Uhr kam Richter, wie es schien mit einer Reihe von humoristischen Einfällen ausgerüstet; indeß paßte alles was er sagte immer sehr gut und witzig auf die augenblicklichen Veranlassungen, und ich ward bald gewahr, daß wirklich eine sonderbar rastlos wirkende Seele in ihm sei, die mit einer ganz eignen Fantasie alles was sie berührt auf eine sonderbare Weise zuspizte. Sein sonderbares äußeres Wesen sezte mich anfänglich fast in Verlegenheit: er schlurrte in zu weiten Schuen die Stube auf und ab, mit langem geradem fast hintenübergebogenem Rücken und in die Höh geworfenem Kopfe, dessen kahle Glatze er mit der rechten flachen Hand oft bedeckte, sein ganzes Gesicht sah wie der personifizirte (englische) Humor aus. Ueber die Sonderbarkeit unsers Zusammentreffens gerade

an jenem Orte, unſers Beiſammenſeins in einem Zimmer das im Winter auch wieder gewöhnlich zu Konzerten angewandt würde, jagten ſich witzige Einfälle und echt ſentimentaliſche Ausdrücke.

Das Eſſen kam, er aber wollte ſich nicht zu Tiſche ſetzen; er hätte längſt gegeſſen, er wäre keine Abweichung von ſeiner gewöhnlichen Diät fähig; in Hof kämen die guten Leute nur Abends nach Tiſche zuſammen, um ein luſtiges Glas Wein mit einander zu trinken ꝛc. Wir ſetzten uns alſo zum Glaſe Wein gegen einander über. Mit dem feſten Sitz und der geraden Richtung mit Aug in Auge, ſchien mehr Ruhe in ſein Weſen zu kommen. Ich brachte ihn auf Weimar, wo er ſich in dieſem Frühjahr einige Zeit aufgehalten hatte, und nun enthüllte ſich immer mehr eine ſchöne gefühlvolle Seele und ein rein auffaſſender heller Geiſt in ihm. Die treffendſten Urtheile über jene merkwürdigen Menſchen, die ich ſeit vielen Jahren zu kennen glaube, und denen der unbefangene Menſch tief in die Seele geblickt hatte, ſetzten mich oft in Erſtaunen. Bei ganz herrlichen Sachen, die er über Göthe's göttliches Genie und über deſſen moraliſchen Karakter ſagte, fuhr mir durch die Seele, daß er ihn wie du und ich zuſammengenommen beurtheile, und damit grade am richtigſten träfe. Es fiel ihm auf, daß ich eine lebhafte Rührung unterdrückte; er

dringt in mich, ihm nichts zu verschweigen, und ich sag' ihm ganz unbefangen, ich wünschte in diesem Augenblick, daß mein liebes Weib mit uns wäre, und ihren schönen Antheil an unserm Gespräche nähme — und nun stürzen dem Menschen die hellen Thränen aus den Augen; er springt auf, umfaßt mich, weiß sich nicht zu lassen, der schönste poetische Ausdruck einer überströmenden Empfindung ergießt sich aus ihm, über die Seligkeit einen Mann zu sehn, der in solchem Augenblick sich sein Weib zur Seite wünschen kan. — Ich müßte Bogen voll schreiben, um dir nur einige Begriffe von seinem Enthusiasmus zu geben. — Er läßt mich nicht los; ich muß ihm von dir erzälen, ich muß ihn etwas aus deinen Briefen lesen lassen; er will dir schreiben, gleich auf der Stelle, er muß nach G. — Warlich ich kan mich in diesem Augenblick nicht genug wundern, daß ich die Szene so lange ohne Widerwillen habe ertragen können, und es ist mir der sicherste Beweis, daß sein Enthusiasmus eben so wahr gewesen ist, als die Liebe, die das Wort aussprach. Der ganze Mann ist mir auch wieder ein schöner Beweis für die alte Bemerkung geworden, daß die verschiedensten Menschen sehr wohl miteinander existiren können, wenn bei beiden nur Wahrheit zum Grunde liegt.

Beim Scheiden gegen Mitternacht mußte ich

ihm zusagen, daß ich heute bei ihm einige Stunden zubringen, und dann einige liebe Familien des Ortes mit ihm besuchen wollte, in deren Mitte er sein einfach glückliches Leben verlebt. Und davon komme ich jetzt mit der angenehmsten Rührung und Befriedigung her. Ja, guter lieber Jean Paul, das hat dich zu dem Menschen gemacht, der du bist, daß du mit solchen lieben herzigen reinempfänglichen Menschen in traulicher Liebe lebst; daß du Raum hast in deiner weiten ungeweisten Bodenstube mit deiner braven alten Mutter und dem jungen wackern Bruder; daß dir der altväterische Stuhl und Tisch an dem du vielleicht zuerst dich aufrichtetest und die ersten jugendlichen Züge hinmaltest noch nicht zu altmodisch geworden; und daß so deine ganze Umgebung dich durch nichts aus dir selber herauszieht, du so in seliger Abgeschiedenheit mit dir selbst, wie mit deinem besten Freunde lebst. Wie du in Hof lebst um jährlich daraus zu verreisen, so reise auch nur stets, um gerne und immer lieber wieder in dein Element, den lieben trauten Kreis zurückzukehren, und uns eine Welt aus deinem Innern darzustellen.

Der brave herzige Jean Paul — so nennt sich Richter in seinen Schriften — hat mir seinen Hesperus mit auf den Weg gegeben und ich freue mich herzlich auf den Genuß. Die Vorrede hat

mir einen ſchönen Vorſchmack gegeben. Ich muß dir wenigſtens eine ſchöne Stelle daraus herſetzen: beſſer könte ich dieſen Brief auch auf keine Weiſe enden.

»Komm, liebe müde Seele, die du etwas zu vergeſſen haſt, entweder einen trüben Tag oder ein überwölktes Jahr, oder einen Menſchen, der dich kränkt, oder einer der dich liebt, oder eine entlaubte Jugend, oder ein ganzes ſchweres Leben; und du gedrückter Geiſt, für den die Gegenwart eine Wunde, und die Vergangenheit eine Narbe iſt, komm in meinen Abendſtern und erquicke dich mit ſeinem kleinen Schimmer, aber ſchließe, wenn dir die poetiſche Teuſchung flüchtige ſüße Schmerzen giebt, daraus; »vielleicht iſt das auch eine, was mir die längern tiefern macht.« — Und dich, höherer Menſch, der unſer Leben, das nur in einem Spiegel geführet wird, kleiner findet, als ſich und den Tod, und deſſen Herz ein verhüllter großer Geiſt in dem Todtenſtaube anderer zerfallener Menſchenherzen heller und reiner ſchleift, wie man den Demant im Staube des Demants polirt, darf ich dich auch in meinem Abend- und Nachtſtern auf eine Anhöhe herniederrufen, ſo wie ich ſie aufzuwerfen vermag? darf ich es, damit du, wenn du um ſie, wie um den Veſus, morganiſche Feen- und Nebelgruppirungen und Traumwelten und Schattenländer in der Tiefe zie-

hen ſieheſt, vielleicht zu dir ſageſt: »und ſo iſt alles Traum und Schatten um mich her; aber Nebel ſetzen Länder voraus, und Träume Geiſter, und der Erdſchatten eine Sonne und eine Welt.« —

»Aber zu dir habe ich nicht den Muth, zu dir, edler Geiſt, der des Jahrhunderts müde iſt, und des Nachwinters der Menſchheit, dem zuweilen, aber nicht immer, das Menſchengeſchlecht wie der Mond zurückzuwandeln ſcheint, weil er den Zug der Wolke, die darunter hinfliegt, für den Gang des himmliſchen Körpers ſelber anſieht und der voll erhabner Seufzer, voll erhabner Wünſche und mit ſchweigendem Ergeben zwar neben ſich eine würgende Hand und das Fallen ſeiner Brüder hört, aber doch das aufgerichtete auf dem ewig heitern Sonnenangeſicht der Vorſehung ruhende Auge nicht niederſchlägt, und den das Unglück wie der Bliz den Menſchen, zwar entſeelt, aber nicht entſtellt; edler Geiſt, ich habe freilich nicht den Muth, zu dir zu ſagen: »würdige mich, auf mein Schattenſpiel zu ſchauen, damit du über dem idealiſchen Abendſtern, den ich vor dir vorüberführe, die Erde vergiſſeſt, auf der du ſteheſt, und die ſich jezt mit tauſend Gräbern wie ein Vampyr an das Menſchengeſchlecht anlegt und Opferblut ſaugt. — Und doch habe ich an dich unter dem ganzen Buche gedacht und die Hoffnung, mein kleines biographiſches Nacht-

und Abendstück vor nasse, aufgerichtete und feste Augen zu bringen, war der tragende Malerstock der müden Hand gewesen.«

IV.

Das ewige Leben,

keine alte theologische, sondern eine neue chemische Erfindung.

So wie es einen Cyklus in den physischen Krankheiten der Menschen geben soll, so scheinen die Verirrungen des Geistes auch eine bestimmte Epoche zu halten, in der sie von gleicher Stärke sich wieder zeigen. In der Mitte dieses Jahrhunderts hatte der Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, zwei kühne Gedanken; der eine war, durch den märkischen Flugsand ein Loch bis in den Kern der Erde zu bohren; der andre bezweckte nichts geringers, als durch Verstopfung der Poren und Verhinderung aller Ausdünstung den Körper in ewiger Jugend zu erhalten. Vielleicht (denn Zusammenhang unter zwei Ideen läßt sich in einem Präsidentenkopfe ja wol erwarten) vielleicht stan-

den beide Vorschläge in Verbindung. Der erste sollte das Berliner Publikum überführen, daß der ganze Planet den wir bewohnen, nicht aus bloßem Sande besteht, der zweite sollte dem Präsidenten zum Mittel dienen, die Spötter, noch nach tausend Jahren, selbst beschämt zu sehen. »Der große Moment fand schon damals ein kleines Geschlecht« und niemand wollte den Versuch an seinen Poren wagen. Die Menschen sind, wie man behauptet, vor wie nach, bald natürlichen Todes, bald durch Ärzte gestorben, und in neuern Zeiten sind disseits und jenseits des Rheins recht auffallende und lehrreiche Experimente über den Tod gemacht worden. Noch mehr! Sechstehalbtausend Jahre starb man in dem einfältigen Wahn, die Lebenskraft verschwinde, und Tod sei Schwächung aller Organe. Eine neue Sekte von Physiologen, die den Kranken nach einer sehr einfachen analytischen Formel a + b = c behandelt, den Neid eines Hundes zu wiegen, und das Prinzip der Reizbarkeit mit einem metallischen Stoffe verbunden, fest und tropfbar flüssig dem Getaste sinnlich dargestellt hat, diese neue Sekte hat zwei Arten des Todes entdeckt. In der einen bleibt die Fiber schlaff und biegsam, in der andern wird sie steif und ausgedehnt. Die letztre soll gar ein Tod vor allzuvielem Leben sein. — Unter solchen Umständen schien das Maupertuissche

Problem ſchwerer zu löſen. Aber nichts iſt dem Prometheiſchen Geſchlechte zu ſchwer. Ein lombardiſcher Arzt, Herr Baſſali, hat in dieſem Jahre wirklich das ewige Leben auf dieſem Planeten zu Stande gebracht. Das Mittel dazu iſt einfach. und eine geöffnete Zuckerdoſe, welche ſonſt nur Kindern ein Blick ins Paradies war, wird jetzt auch von Erwachſenen als eine Quelle der Lebenskraft geprieſen werden. Mit zunehmendem Alter werden alle Gefäße verengt. Phosphorſaure Kalkerde ſetzt ſich in dieſen, ja ſelbſt in den Muskelfaſern ab, deren erdiger Gehalt vermehrt wird. Daraus entſteht allgemeine Steifheit der Fiber, verminderter Umlauf der Säfte und wenn dieſe lebendige Petrifikazion ſo fort geht, endlich der Tod. Alles was dieſes Anhäufen der Kalkerde verhindert, der lebendigen Verſteinerung entgegen arbeitet, verlängert das Leben. Ein ſolches gegenwirkendes Mittel hat nun Herr Baſſali in der Sauerkleeſalzſäure (deren ſich gelehrte Sudler ſchon längſt gegen Dintenflecke, und die Damen zur Reinigung des Tiſchzeugs bedienen) entdeckt. Dieſe Säure, welche mit der Zuckerſäure eins iſt, löſt die phosphorſaure Kalkerde auf und ihr häufiger Genuß ſichert ſo vor beiden Todesarten, der Schwäche und Überreizung. Seit der großen Entdeckung der Natur der Schweinefinnen, vom ſeel. Paſtor Götze, ſeit dem wichtigen Experiments

eines Mainzer Mineralogen, daß ungrischer Pechstein am Stahl Feuer giebt, seit diesen Epochen ist nun freilich nichts größres entdeckt worden. Wir fürchten, daß diese Lebensverlängerung auch manche unglückliche Folge nach sich ziehen wird. Der Zweck aller Staatswirtschaft, Volksvermehrung, wird freilich dadurch erreicht. Viele Menschen verzehren vieles und an Objekten neuer Abgaben (über welche nach den Friedensschlüssen in Europa oft Experimente im Großen angestellt werden) wird es nicht fehlen. Aber die Polizei? Die Kunst ein solches gemischtes Volk von neuen und alten Grundsätzen schulgerecht zu guberniken? Da wird man die staatswirtschaftlichen Lehrerstellen auf den Akademien vermehren oder für das Kameralfach gar eine neue Fakultät errichten müssen. Auch die philosophischen Professoren werden manche Veränderung leiden müssen, wenn man der menschlichen Vernunft, die dann durch so viele Arme unterstützt wird, gehörigen Widerstand leisten will. Wir könnten noch andre Betrachtungen hinzufügen, zeigen wie der Dunstkreis durch das Athmen so vieler Millionen unsterblicher Geschöpfe verunreinigt werden wird. Wir könnten zeigen, wie man um dieses Übel abzuwenden, in gut organisirten Staaten entweder die niederen Volksklassen auf eine kleine Luftporzion anweisen, oder die Chemisten zu Verbesse-

rung der Atmosphäre durch Lebensluft aufmuntern muß. Aber wir halten dieſe Betrachtungen für zu gewagt, da es noch unentſchieden iſt, ob das Publikum nicht, beſonders bei den jetzigen hohen Zuckerpreiſen, die auflöſenden Mittel des Herrn Vaſſali, wie die konſtipirenden des Berliner Präſidenten verwerfen wird. — Vielleicht wäre manchem fühlenden Menſchen in dieſen Zeiten der Umwälzungen eine andre Erfindung willkommner, deren der große Franklin erwähnt, und an die ihn Fliegen, welche in Amerika erſoffen und in England wieder belebt worden waren, erinnerten. Die Erfindung beſteht darin, ſich auf ein hundert Jahre zu betäuben und dann weiter fort zu leben. In den hinterlaſſenen noch ungedruckten Papieren des unſterblichen Mannes ſollen die Mittel angegeben ſein. Wir wünſchen für die Ruhe der Menſchheit, daß ein Blick in die Welt, nach dem hundertjährigen Schlafe, nicht ſogleich wieder Sehnſucht nach neuer Betäubung erregen mag!

A.

V.

Der deutsche Orpheus.

Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte.

ασβεστος δ' ἄρ' ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοῖσιν,
ὡς ἴδον Ἥφαιστον διὰ δώματα ποιπνύοντα.

„Es dünkt mich nichts zugleich lächerlicheres und wenn ich die Wahrheit sagen soll, abgeschmackteres in der ganzen Natur, als ein Zwerg im Riesenmantel.“ So sagt Schlosser S. 61. seines Schreibens an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte;*) und hat damit, wahrscheinlich »ohne sein Wissen« (S. 47), und aus Instinkt, wie das naive Genie, sich selbst und diese seine immer zürnende, oft warnende, und zuweilen weissagende Schrift auf das geistreichste karakterisirt. Noch naiver, und also aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, noch genialischer ist es, wie der polemische Zwerg, sonst ein enragirter Christ, den heidnischen Proseten Orpheus durch eine Vergleichung mit sich sehr beißend

*) Lübeck und Leipzig, bei Friedrich Bohn und Compagnie. 1797. S. VI. u. 168. 8.

parodirt. Er hatte den jungen Sohn ſeines alten Freundes ſorglich bis an die Schwelle des Mannsalters hingeleitet, und ihm vieles gefährliche verborgen. Oft band er ihn (S. 3) wie Ulyß an den Maſt, oder verſtopfte ihm die Ohren vor dem Geſang der kritiſchen Sirenen. »Nun fängſt du aber an, ſagt er, Mann zu ſein. Nun darf niemand mehr deine Ohren verſtopfen, ſondern« — — ich, dein weiſer Rathgeber — »muß dich nun wie Orpheus ſeine Argonauten, mit offenem Aug und Ohr an den Sirenen und ihrem Geſang vorbeiführen. Der band keinen an den Maſt, verſtopfte keinem die Ohren; ſondern er nahm ſelbſt ſeine Leier in die Hand, und ſang höhere Lieder als die Verführerinnen im Meer ſie ſingen konnten.« — Dieſe Vergleichung iſt auch keineswegs nur ein flüchtiger Einfall, ſondern der eigentliche Grundgedanke der ganzen Schrift. Man muß, um das Feine zu empfinden, nur vorausſetzen, daß der Briefſteller, als ein Virtuoſe in der Naivheit, dabei ohne ſein Wiſſen an die virgiliſchen Verſe vom Orpheus gedacht habe:

» Einſam bewandelt er nordiſches Eis — und wehklagt
Über Euridice's Raub, und des Pluto trügende Gabe;«

und:

» Doch sein Gesang entrief die lustigen Schemen der tiefsten
Kluft des Erebus, deren Gebilde, für die es nicht taget. «

Die exoterische Absicht dieses in Form und Geist echt prosaischen *) und antisirenischen Beschwörungsliedes ist also, die Todten zu erwecken, und die Lebendigen zu entzaubern; die esoterische war wol: Kanten, der vor kurzem in einem bekanten Aufsatze den vornehmen Ton einiger der neuesten Profeten mit köstlicher Laune gerügt hatte, durch die That zu widerlegen, und hier ein unübertreffliches Muster des gemeinen Tons aufzustellen. Um zu beweisen, wie sehr dem Orphiker diese mystische Absicht gelungen sei, erinnre ich nur an die männliche Bescheidenheit, mit der er (S. 114) den alten Meister der Kritiker eines jugendlichen Wahns, und eines jugendlichen Dünkels beschuldigt. Dieser Meisterzug würde selbst in einer kräftigen Komödie noch aufs glänzendste hervorstechen. Er kan seine Wirkung gar nicht verfehlen, und muß bei allen Lesern, wie die Geschäftigkeit des hinkenden Vulkan bei den Homerischen Göttern, ein unauslösch-

*) It is not poetry, but prose run mad. —

liches Gelächter erregen. Doch kommt es dem Ideal des gemeinen Tons vielleicht noch näher, daß er aufrichtig wie Therſites, dem ehrwürdigen Denker hämiſche Abſichten (S. 63.) vorwirft, weil er den Menſchen ein unerreichbares Ziel aufſtecke, und doch geſtehe (S. 64.) daß die Feſſeln der Sinnlichkeit hier unaufhörlich ſein; daß er dies für Hohn, für bittern Spott über die Menſchheit erklärt, und den Weiſen ein unfreundliches hämiſches und neidiſches Weſen ſchilt. Wer erinnert ſich hiebei nicht an das Gleichnis des platoniſchen Sokrates zur Unterſcheidung des Sophiſten und Philoſophen? »Wenn ein Arzt und ein Koch vor einer Verſammlung von Kindern mit einander ſtreiten müßten, wer ſich auf den Werth und Unwerth der Speiſen beſſer verſtehe, der Arzt oder der Koch: ſo würde der Arzt wahrſcheinlich verdammt werden, Hungers zu ſterben.« —

Aber mit ſolchen oberflächlichen Gemeinheiten begnügt ſich der zürnende Profet nicht. Um recht zu ſcheinen, muß man ſein. Wer vollkommen gemein ſchreiben will, muß pöbelhaft denken. Man kan es unſerm orphiſchen Therſites nicht abſprechen, daß er bis ins innere Heiligthum ſeiner Kunſt eingedrungen ſei. Es herſcht die üble Sitte in Deutſchland, daß jeder Schriftſteller, der etwa einmal der Mietling (welchen nicht der Dienſt und der Lohn,

sondern die Gesinnung macht) einer Regierung war, keine Zänkerei in den Druck geben lassen kan, ohne mit gehässigen Insinuazionen um sich zu werfen, um seine zerlumpte Blöße mit der Hoffnung einer Kabinetsordre zu decken, und dem Gegner durch ohnmächtiges und niedriges Drohen mit fremder Gewalt Furcht einzujagen. Auch Schlossern fehlt es nicht an dem besten Willen zu einem tüchtigen Denunzianten. Er nennt es mehr als unfein, daß Theologen — die sich von der kritischen Schule entweder hinreißen lassen, oder sich ihren Grundsätzen so nähern, daß das Christenthum selbst kritische Philosophie wird, weil sie sich vor ihr fürchten — doch ihr Amt als Lehrer einer Offenbarung auf sich behalten.« — »Ehe kan ein Stummer singen, und ein Blinder malen lernen, ehe ein solcher Philosoph (der die christliche Religion von der Geschichte unabhängig machen will) ein christliches Lehramt auf sich behalten darf.« (S. 120 — 122.) Ihm würde der Vorschlag nicht übel gefallen, »daß man die Leute auf alle Weise von dem Studium solcher Dinge (wie die kritische Philosophie) abschrecken, und daß man überhaupt, wie man von einem Maskenball die unschicklichen Masken, und von einem Jahrmarkt die verdächtigen Gaukler ausschließt, auch die unweisen Schriftsteller, die jeden unreifen Gedanken gleich auf die gelehrten Jahrmärkte brin-

gen, durch ernste Zensuren ausschließen sollte.« (S. 112. 113.) Ein Glück, »daß es so schwer ist, die rechten Schlösser (um die Schulen zu verschließen) und die rechten Zensoren zu finden!« Denn diese Betrachtung bewegt ihn noch, die Denkfreiheit zu begnadigen. In diesem zerrütteten Zeitalter nehmlich, wo der durch einige leichte Siege über plumpen Aberglauben und grobe Irrthümer übermüthig gewordne Verstand alles richten und alles beherschen will (S. 6 — 9.): werden die echten Orphiker, die doch allein gute Zensoren sein würden, immer seltner, und noch seltner die, welche sich in ihre trivialen Mysterien einweihen lassen wollen. Ein derber Verweis, den der altkluge und naseweise Zwerg, ganzen theologischen und juristischen Konsessen S. 37. darüber macht, daß sie nicht entschlossen und schnell genug waren, einen Geistlichen seines Amts zu entsetzen, der »seine Bauern so nahe an die Gränze des Deismus führte, daß es nur noch einen Schritt brauchte, um sie ganz hinüberzuführen;« stimmt vortrefflich zu dem übrigen.

Was läßt sich hierauf antworten, als ein, wo möglich, noch verächtlicheres: Ruhig, Christ! wie das, womit der edle Saladin in Lessings Nathan eine intolerante Angeberei unwillig zurückweist? — Und diese ist denn auch unter unzählig vielen blos lächerlichen Seiten des an sich sehr unbedeutenden

Libells (deren in der That so viele sind, daß man es ein komisches Unendlich-Eck nennen könnte), die einzige ernsthafte. Es ist ein Beitrag mehr zur Chronique scandaleuse des Christenthums. Wie muß sich ein leidenschaftlicher Gegner desselben nicht über diese Schrift freuen? Wird nicht jeder echte Christ von seinem Ehrgefühl und aufgeklärtem Geist künftig bei dem bloßen Namen ihres Verfassers erröthen? — Von der eignen Beschaffenheit dieses neuorphischen Christianismus nur ein paar Worte. — S. 109 gesteht er, daß er blos den Juden seinen Begriff von der Gottheit zu danken habe. Wer die Offenbarung und die Vernunft in Übereinstimmung zu bringen, und die christlichen Dogmen aus den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur abzuleiten versucht, der treibt nach seiner Meinung, (S. 119.) bloßen Spott mit den Menschen. Dagegen wird das Christenthum S. 38. mit dem Despotismus verglichen, weil beide, wenn sie erst mit Mühe einige Schritte herunter zu steigen gezwungen wären, leicht ganz zu Boden getreten werden könnten. Der demüthige Wahrscheinlichkeitskenner hält die Offenbarung vermuthlich für eine von den Krücken, die eine bescheidne Philosophie uns anbietet (S. 40): denn immer waren grade die wildesten Verfolger gegen ihren eignen Glauben heimlich mistrauisch. — In der That, wenn man den größern

Theil der Schrift ohne Namen läse, so würde man argwohnen, die Absicht des Verfassers sei gewesen, das Christenthum so verächtlich und so lächerlich, als nur möglich, zu machen; wie er selbst sehr scharfsinnig vermuthet, »Kant möge wol selbst lachen, wenn er sehe, daß so viele Doktoren der Theologie, Prediger und Schullehrer, aus dem Vorhang, hinter welchem er sich nur versteckte, ihre ehrwürdigsten Priestergewande schneiden!« u. s. w. (S. 97.)

Folgende Proben der gröbsten Misverständnisse, Widersprüche und Fehlschlüsse, der offensten Geständnisse, und der merkwürdigsten Machtsprüche mögen als Belege dienen, daß dies Rabengekrächz gegen Zeus göttlichen Vogel einer Beurtheilung durchaus unwürdig sei. S. IV. und V. der Vorrede erklärt er, sich auf den innern Zusammenhang des kritischen Systems nicht einlassen zu wollen: verheißt aber in diesen Blättern (Kants Aufsatz, der leicht seine sämtlichen Werke aufwiegen möchte: nennt der Demüthige (S. 111. 114.) immer Blättchen) doch von dem Lehrgebäude im Ganzen, seiner Festigkeit, seinem Zweck zu handeln. S. 32 u. 33. bekennt er, daß er den Zusammenhang und die Schlußfolgen dieses kritischen Systems zu prüfen, gern, sehr gern denen überlasse, welche sich ein Geschäfte daraus machen, dergleichen Dinge zu unter-

ſuchen!« S. 7 u. 8, klagt er, daß durch die kleine Allmacht des immer anwachſenden Geldreichthums die Scheidemauer zwiſchen den Ständen, die weiſeſte Einrichtung, welche die Thorheit der Menſchen durch eine Art von Wunder hervorgebracht habe, beinahe ganz zerſtört worden ſei!« — Da er die Grenzen des Sinnlichen und Überſinnlichen ſo ganz verkennt, daß er das Überſinnliche durch Schlüſſe aus Wahrſcheinlichkeiten zu erkennen ſich einbildet: (S. 76) ſo kan es nicht befremden, daß er das ſittliche Glauben (S. 13), und auch das wiſſenſchaftliche Erkennen (S. 35) des kritiſchen Philoſophen für ein blos willkürliches Denken hält. Die kecke Behauptung (S. 32 33) aber, Kant habe ſelbſt ſeine Philoſophie für unzulänglich zum Weltgebrauch erklärt, kan man ſich nicht wohl ohne abſichtliche Verdrehung erklären. S. 11, 12 heißt es: »Auf den Menſchenſinn verläßt ſich der Menſch, nicht weil er weiß daß er das Siegel der Gewißheit auf ſich habe, ſondern weil er den Widerſpruch nicht ertragen kan, daß in einer Welt, in welcher ihm überall Ordnung und Übereinſtimmung vor Augen ſteht, er allein der Spott und das Spielwerk der Schöpfung ſein ſollte.« — Ein origineller Einfall, die Nothwendigkeit und Wirklichkeit aller Wahrheit und Gewißheit überhaupt auf eine beſondre gründen zu wollen, welche faſt mehr als jede andre be-

zweifelt iſt! S. 27. 28 wird einer anderthalb Seiten langen Geſchichte der Philoſophie, die zu dem Reſultate eilt, daß die Spekulazion für den Menſchen nicht tauge, die Behauptung vorangeſchickt, daß ein Geiſt, der ſo dächte und erkännte, wie wir uns das Denken und das Erkennen vorſtellen, und der im Beſitz der Wahrheit ſein ſollte, allwiſſend ſein müßte.« So ſind die Schwärmer meiſtentheils heimlich halbe Zweifler, denen es nur an Aufrichtigkeit, Ernſt und Muth fehlt, um es ganz zu ſein. Daß er, der ſehr wohl thäte, noch jetzt das Verſäumte in einer eigentlichen Schule nachzuholen, fleißig mit dieſem Wort um ſich werfen, und ſeinem Gegner die Meiſterwürde einer Schule verächtlich zugeſtehen werde, ließ ſich wohl erwarten: da Beſſere wie er, die klaſſiſche Kraft und den klaſſiſchen Geiſt, womit Kant immer nur das ganz iſt, was er jedesmal ſein will und ſein ſoll, nur für ſcholaſtiſche Form halten. Die Vorwürfe, daß die kritiſche Philoſophie alt ſei, daß ſie mit dem Menſchenſinn ſtreite, u. ſ. w. ſind zu alltäglich, als daß wir dabei verweilen könnten. Bemerkenswerther ſind ſchon die Entdeckungen, daß Kants Moral eigentlich eine mühſelig erkünſtelte Nachbildung oder Parodie einer viel ältern Idee des Shaftesbury ſei (S. 46, 47); daß der Begriff Gut immer ein relativer Begriff bleibe, (S. 43.)

daß das Wesen des Menschen nicht in gewissen ihm eigenthümlichen Kräften und Fähigkeiten bestehe, sondern in einem gewissen Grade derselben (S. 73 — 75); daß diejenige Meinung die eigentliche demüthige und bescheidne Weisheit sei, welche das Beruhen auf dem Zeugnis heiliger Lehrer wie einen Tempel hingestellt hat. (S. 111.).

Nun nur noch eine Folgerung und einen Einwurf zur Probe, wie gut er diese kantische Parodie der Shaftesburyschen Tugendlehre verstanden habe. S. 47. »Wenn jemand bei allen seinen Handlungen solche Maximen zum Grund legen soll, welche durch seinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz gemacht werden sollten; so müßte er doch, wie mich dünkt, vor allen Dingen den Geist des Naturgesetzes, also das ganze Natursystem, wenigstens so weit kennen, als es der Wirksamkeit nicht nur der Menschen, sondern aller Intelligenzen möglich wäre, diesem System nach, oder ihm entgegen zu arbeiten.« — Zur Erläuterung der großen Entdeckung, daß die gute Gesinnung und das allgemeine Gesetz nicht hinreichend sei, um sittlich zu handeln; führt er folgendes Beispiel an. Ein gutgesinnter Mensch könne in seiner Verzweiflung über die Verschiedenheit der Meinungen vom Natursystem, nach dessen Kenntnis er sich doch zu entscheiden habe, leicht seine Lage so bestimmen, so indivi-

dualiſiren. daß unter der Beſtimmung jedes Laſter die Farbe der Sittlichkeit erhielte. »Bei einer Leibesbeſchaffenheit wie die meinige, darf man allgemein huren; bei dem Grad von Liebe, darf man allgemein Töchter und Weiber entführen; bei einer ſolchen Reizung darf man allgemein morden.« u. ſ. w. (S. 49 — 52.) Dieſe ganze Invektive gegen die Kantiſche Moral iſt vollkommen eben ſo abgeſchmackt, als wenn jemand die reine Mathematik der Unbrauchbarkeit, und ihre Lehrer der Teuſchung und hämiſcher Abſichten beſchuldigen wollte, weil ſie nicht angewandt werden kan, ohne Kenntnis der Gegenſtände, auf die ſie angewandt werden ſoll.

Das ſind der Stellen wol genug, und für die Geduld des Leſers vielleicht mehr als genug, um zu beweiſen, daß dieſer Angriff gegen Kant nicht blos eben ſo ungeſittet, ſondern auch ganz ſo ohnmächtig ſei, wie der des Melanthios gegen den göttlichen Odyſſeus:

»Jener ſprachs; dann kam er *) und ſprang mit der Ferſe vor Bosheit
Ihm an die Hüft'; er **) aber bewegte ſich nicht aus dem Fußſteig.

*) Melanthios.
**) Odyſſeus.

Sondern ſtand unverrückt. Da ſann im Herzen Odyſſeus:
Ob er ſofort mit dem Stab' anrennt', und das Leben ihm raubte;
Oder zur Erd' ihm ſtieße das Haupt, von dem Boden ihn hebend.«

Die Vergleichung mit dem böſen Ziegenhirten Homers liegt um ſo näher, da die Schloſſerſche Epiſtel ſich vortrefflich zu einem Hirtenbrief — für den Schafſtall der an die Myſtik glaubenden Mitbrüder — qualifizirt. Wenn ſolcher litterariſcher Unfug überhand nähme: ſo möchte man wirklich auf die Aufſtellung eines öffentlichen Anklägers beim Publikum antragen.

Am Unleidlichſten iſt die Selbſtgefälligkeit, mit der er ſich hier gegen Kant als Repräſentant des Alterthums aufſtellt. Seit er auf die Verſicherung eines großen Schauſpielers, daß es mit den dramatiſchen Regeln und beſonders mit den drei Einheiten doch nicht ſo ganz ohne ſei, dem Prometheus des Äſchylus, (vielleicht die erhabenſte aller noch vorhandenen Tragödien, aber gewiß nicht die regelmäßigſte) zugleich ſträflich entmannte, und ohne Mitleid unter Waſſer ſetzte redet er immer von den Alten, als ob er es ſelbſt ſei. Auch in dieſem Libell ſind die griechiſchen Brocken nicht geſpart; häufig, aber mit ſolchen

Fehlern, daß man nur zwiſchen abſichtlicher Verfälſchung, oder zwiſchen grenzenloſer Unwiſſenheit zu wählen hat. Hier erfahren wir denn auch S. 27-28, daß Plato im Theätet den Satz des uralten Parmenides *) (S. p. 39. seq. 87. seq. ed. Bip.); der Menſch iſt das Maas aller Dinge; durch einen bloßen Misverſtand lächerlich zu machen ſuche! Auf dieſen Satz habe den uralten Parmenides die noch ältere und mit der Wahrnehmung der Decke auf der Iſis gleichzeitige Wiſſenſchaft geführt — daß der Ubergang vom Univerſum des Seins zum Denken, anders nicht möglich ſei, als durch Erſcheinungen!« — Hier lernen wir, daß Plato, weil ihm, ſobald er auf das Bleibende im Menſchen kam, Bilder und Worte fehlten, zu der intellektuellen Anſchauung ſeine Zuflucht nahm!« (S. 79, 80) — Sollte es nach ſo vielen und ſo offnen Blößen noch nothwendig oder zweckmäßig ſcheinen, ſo iſt jemand recht gern dazu erbötig, Schloſſern umſtändlich zu erweiſen, daß es ihm gar nicht gezieme, über die Alten auch mitreden zu wollen. Welcher Patriot kan wol gelaſſen bleiben, wenn er ſieht, wie eine Bande von Geiſterſehern recht planmäßig darauf hinarbeitet, das ſokratiſche Alterthum grade bei den Beſſern, denen man es nicht genug empfehlen könn-

*) Der Fehler iſt unter den Druckfehlern nicht angezeigt.

te, verdächtig und verhaßt zu machen? — Auf seine eigne Wahrscheinlichkeits-Weisheit kan man sich nicht eher umständlich, und Schritt vor Schritt zergliedernd und widerlegend, einlassen, bis er die zusammenhangende Folge, die, nach der sehr unwahrscheinlichen Behauptung S. 23, in seinen Gedanken sein soll, vollständig dargelegt haben wird.

Eben so grundlos ist die aus manchen Stellen und dem Geiste des Ganzen hervorleuchtende Anmaßung, daß er, wenn er gleich kein Philosoph sei (S. 16), weil er es, »aufrichtig zu gestehen« — so aufrichtig wie der Fuchs von der Traube — nicht sein möge; doch gewiß ein guter Mystiker sei. — Er würde es sein, wenn ihm seine Einbildungskraft nicht versagte. Mystiker sind diejenigen, welche zu träge, sich der Allvollkommenheit unter den steten Hindernissen der Wirklichkeit dennoch handelnd und kämpfend unverrückt zu nähern, lieber gleich, durch gänzliche Verzichtleistung auf Wirklichkeit, eine volle Seligkeit im Traum, je nachdem man es nimmt, sehr wohlfeil oder auch sehr theuer erkaufen. Dazu gehört Stärke der Einbildungskraft. Diese fehlt Schlossern. Darum sind seine Schwärmereien nicht von der unterhaltenden, sondern von der wäßrichten und frostigen Gattung.

Und diesem Schlosser darf man einbilden, er sei dem Zeitalter, was er ihm hinter dem Rücken

geworden sei, zum Kreuz? — Was er auch sein mag (es wird sich kaum merklich vom Nichts unterscheiden): so kan er wahrlich nur sich selbst zum Kreuz sein, und den Wenigen, welche den Muth haben, sich um eines höhern Zwecks willen, bei seinen unbeholfnen Sophistereien zu langweilen. — Er, der bis zum Weltgericht leben könnte, ohne einen einzigen Ausdruck zu erschwingen, wie der schlechteste unter den vielen im Kant, die genialisch sind; er darf Kants Schreibart verspotten (S. 25), sie barbarisch nennen (S. 6), und mit dem verworrenen Geschrei des Thersites (S. 5) vergleichen? — Auch von einem mittelmäßig guten Sophisten verlangt man, daß er angenehm rede, sich zu verstellen, und seine Blößen zu verdecken wisse. Aber was kan markloser, schleppender und verunglückter sein, als die Schreibart in diesem Hirtenbrief, dessen Verfasser sich im Besitz der echten Grazie der Seele glaubt, welche in dem Spielraum zwischen der Dumpfheit und der alles beweisenden Strenge wohnt (S. 24.) — Er hat die anfangs angenommene verächtliche Gleichgültigkeit gegen Kant nicht einmal durch einige Seiten fortführen können, und legt seine ohnmächtige Wuth gleich zur Schau. — Er wagt es, Kants Lehrgebäude spottend ein Drama zu nennen (S. 31.), und mit der Wolkenstadt zu vergleichen (S. V.) die Aristophanes durch seine

Vögel erbauen lassen wollte. Weil das Kostum seiner Schrift, in der freilich nichts dramatisch ist, die unwillkürliche vis comica, von der wir so viele Beispiele angeführt, aber doch noch mehrere verschwiegen haben, uns doch einmal viele klassische Erinnerungen rege gemacht, und er selbst hier die politischen Luftbewohner des Aristophanes zuerst erwähnt hat: so schlage ich vor, seinen Brief dadurch zu dramatisiren, daß man ihn als eine Parodie der Schmeicheleien des aristophanischen Pisthetärus gegen die Vögel betrachtet. Wenigstens kan man die neuen Argonauten, an welche die Rede gerichtet ist, als eine eigne Art von Vögeln und Luftschwimmern betrachten, welche auf dem dünnen Fluido der Schwärmerei nach dem goldnen Flies der himmlischen Anschauung und irdischen Alleinherrschaft über die Meinungen, in ewigem Kreise vergeblich umherschiffen. So wie der aristophanische Pisthetaerus den Vögeln sagt, daß sie vor Alters über die Menschen geherscht hätten; daß Hermes Flügel trage, und auch viele andre Götter, Nike, Eros, Iris: so erzählt der Eutinische Pisthetaerus seinen Orphikern, auch Christus und Sokrates seien Orphiker gewesen (S. 123); bei den Alten habe der Menschensinn (das bekannte Losungswort) geherscht (S. 12). Auch ist hier wol eine ähnliche Absicht: die ganze Luft und alle ihre Bewohner zu einem

großen Lehrgebäude (wie dort zu einem Staate) zu vereinigen; die Götter und Menschen hingegen zu trennen, und allen Verkehr zwischen der olympischen Höhe der wissenschaftlichen Aufklärung, und der irdischen Feste des thätigen Lebens, wo möglich, ganz zu hemmen.

VI.

Notiz von deutschen Journalen.

1) Die Horen. Siebentes Stück. 1796.

1) Benvenuto Cellini. S. 1. Forsetzung.

2) Ekloge. S. 60.

Auf die Frage eines Freundes, welcher ein Lobredner der Stadt ist, wie der Dichter so fern von den Freuden der Städte, »am Gestade des wogenden Meeres« seine Tage und Abende verlebe, antwortet er mit einer umständlichen Beschreibung seiner ländlichen Wohnung und seiner Lebensweise. Die Einleitung ist nicht ohne Steifheit, und der unangenehme Eindruck der Wendung:

»Dieses alles begehrst du von mir ausführlich zu wissen,
Wiss' es dann, mein Guter, und neide den glücklichen Siedler!«

wird durch die Wiederholung (S. 63.) verdoppelt Dadurch kündigt sich das ganze Gedicht gleich so schwerfällig und pflichtmäßig an, und sucht allzu ehrlich, auch nicht einmal den Schein eines freien Ergusses unwillkührlicher Empfindungen. Man glaubt einen schreibenden Mann zu erblicken, der ernstlich daran geht, von seinem Thun und Lassen gründliche Rechenschaft zu geben: oder wenn man vermuthet, daß der gute Freund nur zu fragen bemüht werde, damit man ihm antworten könne: so denkt man doch nicht an einen Dichter, den sein Gefühl treibt, sondern an einen Gelehrten, der sich vornimmt, eine Ekloge auszuarbeiten. Auch wird man oft und stark an Vorbilder erinnert, wenn ei-

nem auch dieser und jener Dichter nicht frisch im Gedächtnis sind; schon dadurch erinnert, weil der Verfasser oft genug beschreibt, nur um zu beschreiben, ohne die Beschreibung durch eine durchschimmernde Empfindung oder Laune zu beseelen; vermuthlich also blos, weil seine Vorstellungen von der einmal gewählten Dichtart es so mit sich brachten. So das Gemählde des Schreibtisches (S. 76.); und die Aufzählung der Gegenstände seiner Spekulazion (S. 66). Einige Gedanken scheinen sogar ihren Urheber durch eine recht naive Beibehaltung seines ganz eigenthümlichen Gepräges laut zu nennen. Zum Beispiel (S. 70.) von den Wirkungen der schönen Kunst:

»In seligem Bunde
Gatten sich Neigung und Pflicht; es huldigt der Trieb dem Gedanken;
Und zur Nothwendigkeit klimmt der gezeitigte Mensch durch die Freiheit.«

Die Anordnung des Ganzen entspricht dem Anfange. Außer einem einzigen, welcher dichterisch genannt zu werden verdient (S. 71), kennt der Verfasser keine andern Übergänge, als: — »schon« — »Und« — »indeß« — »nun« — »nun« — »dann« — »wieder nun« — »aber schon« — »nun« — »hurtig nun« — »jetzt« — »nunmehr« — »nun« — »schon« — »nun«. — Eine Verschiedenheit seiner Morgenbeschäftigung führt er durch das trockne »ein anderesmal« ein, und eine zweite durch ein zweites »ein anderesmal«. — Mit Spaziergängen ist er nicht sparsam, und mit der Gottheit wirft er um sich, wie manche Dichter mit Musen und Grazien. —

Einige der glücklicheren Stellen mögen als Beleg hier stehen, daß das Gedicht streng beurtheilt zu werden würdig ist. —

Die Beschreibung des allgemeinen ländlichen Lermens schließt mit dem Zuge:

»Das Mägdlein
Kauert indeſſen am Eimer; und ſingt ſich ein luſtiges Stückchen.«

Vom Morgen:

»Die wachſende Helle
Reget mir leiſe die Wimper, und ſanft erwach' ich ins Leben.«

Bei ſeinen Studien würde ihn am Pulte der Mittag ereilen, träte nicht bald dieſer bald jener herein, und unterbräche ihn:

»Dann mein ſüßſchmeichelndes Wienchen,
Um zu warten der Puppen, der niedlichen, welche ſie ſorgſam
Vor des Bruders zerſtörendem Grimm auf mein Zimmer geflüchtet,
Wo ſie mit Plato und Kant und Gibbon ſich friedlich vertragen.
Doch es dauert nicht lange, ſo kömmt der zerſtörende Gottfried
Selber heraufgepoltert u. ſ. w.«

Ferner das Betragen des rüſtigen Kutſchers, auf der ſorgenden Hausfrau Mahnen und Flehen

»Doch ehrbar zu fahren und langſam.
Freundlich nikket der Schalk, und thut nach eignem Belieben.«

Von misglückten Ausdrücken und harten Verſen ließen ſich ſo viele Beiſpiele anführen, daß ſie ſich jeder nach eignem Geſchmack wählen mag.

3) Theoderich, König der Ostgothen. S. 90.
(Die Fortsetzung folgt.)

Wir behalten uns unser Urtheil vor, bis der Aufsatz vollendet ist.

---

2) Der Genius der Zeit. September. 1796.

In diesem Stücke finden sich siebzehn verschiedene Aufsätze, deren keiner ohne Interesse ist. Die vorzüglichsten sind Nr. 4. 6. 7. Nr. 4. hat den Titel: Apologie des gekauften Adels. Eine ironische Vertheidigung desselben, die sich aber mit ernsthaften Vorschlägen beschließt, wie es anzufangen sei, um zu bewirken, daß das Kaufen eines Adelsdiploms nicht mehr für den Staat, sondern für den Käufer schimpflich werde. Nr. 6. sind einige kosmopolitische Ideen von Sir John Sinclair mitgetheilt. Es ist ein Entwurf zu einem Verein zwischen den Europäischen Mächten und den vereinigten Staaten Amerika's, um allgemein nützliche Entdeckungen für die Menschheit aufzubewahren. Nr. 7. kündigt Herr Prof. Lange eine Übersetzung der Briefe des Junius an, die zuerst im Public Advertiser 1769 — 1772 erschienen sind, und sich durch ihre Freimüthigkeit in politischen Urtheilen auszeichnen. Her Prof. Lange, ein genauer Kenner der englischen Litteratur, spricht ein sehr hartes Urtheil über die heutigen Geisteswerke Englands aus, das, so weit Rez. darüber zu urtheilen vermag, auch sehr gegründet ist. Das Schreiben von der Elbgegend Nr. 13, enthält neben der Beschreibung einer schönen Gegend, auch manche merkwürdige Urtheile über einige interessante Emigrirte, über Mirabeau, ꝛc.

---

3) Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Junius und Julius VI. u. VII. Stück. 1796.

Junius. 1) Bitte und Erklärung an diejenigen, welche dieſe Zeitſchrift mit ihren Beiträgen beehren. Die Herausgeber wünſchen, daß die Einſender die dem Januarſtücke des vorigen und jetzigen Jahrganges ihrer Zeitſchrift vorangeſetzten Erklärungen beſſer in Erwegung ziehen möchten ꝛc; daß ſie dem billigen Geſuch des Verlegers gemäs, welches jedes Stück wiederholt, die Beiträge poſtfrei einſenden mögen; daß ſie auch der erklärten Vorſatzes der Herausgeber eingedenk ſein möchten: durch keine zum Druck beförderte Zeile die Ruhe achtungswürdiger Perſonen kränken, oder Vermuthungen, die zu irgend jemandes Nachtheil gereichen, im Publikum verbreiten zu wollen ꝛc.; daß die Einſender ihren Beiträgen doch auch eine Nachricht hinzufügen möchten, wohin ſie ſolche, im Fall der Nichtannahme, auch wieder zurückſchicken können ꝛc. Ein Dichter und ein Satirikus werden am Schluſſe fein und launig mit ihren eingeſandten Beiträgen zurückgewieſen. 2) Überſicht der neueſten politiſchen Begebenheiten im Anfange des Mai 1796. Erhält ſich in ihrem Werthe. Dieſer im rechten Mittelpunkt feſt ſtehende und frei um ſich blickende Mann ſollte uns ein politiſches Journal geben. 3) Bedenklichkeiten gegen einige Äußerungen eines Mannes von Gewicht. Dieſer feine Aufſatz, der beſonders durch einen ſehr urbanen Ton intereſſirt, nimmt die diesjährigen Berliner Kalender gegen Dohms lehrreiche und ſinnvolle kleine Schrift über Volkskalender und Volksſchriften in Schuz. So ſehr wir aber auch unſrerſeits die Bemühungen des neuen Kalenderunternehmers zu ſchätzen wiſſen, und überzeugt ſind, daß die Unternehmung ſchon für dieſes Jahr im

Ganzen ausnehmend durch ihn gewonnen hat; so bleiben wir doch, auch nach Anhörung dieses gewandten und beredten Advokaten, der vollen Überzeugung — die wir auch in einer besondern Anzeige jener kleinen Schrift bekant gemacht haben, — daß der vortreffliche Verfasser derselben in kosmopolitischer und moralischer Rücksicht vollkommen recht habe; und wir hoffen, daß dieser echte deutsche Mann, dem eben so echten deutschen Manne in Berlin nicht umsonst seine Ideen und Wünsche für künftige zweckmäßigere Einrichtung der Volkskalender mitgetheilt haben wird. 4) Pflichtmäßige Verbesserung einer irrigen Angabe im diesjährigen Märzstücke des Archivs. S. 228. 5) Die Darmstädtsche Geistlichkeit, namentlich Olf, Petersen, Stark und Beer. 6) Vorlesungen des Raths Bouterwek, über Kantische Philosophie. H. B. las während des Winters 1794 in Darmstadt wöchentlich 4 Stunden über Kantische Philosophie; sein Auditorium bestand aus Geistlichen, Räthen, und andern wissenschaftliebenden Männern. Sein mündlicher Vortrag wird hier gelobt, die Bewegung seiner Hände aber als zu gesucht und zu lebhaft getadelt. Der Anzeiger besuchte B's Vorlesungen oft, erscheint aber doch in dieser Anzeige mehr als ein Zuschauer denn als Zuhörer. Wir lernen das Lokale und Personale weit genauer kennen, als das Was und Wie des Vortrages. 7) Adam und Eva. Ein auf dem Schlosse zu Darmstadt befindliches Gemälde in Lebensgröße, von dem Darmstädtischen Hofmaler, Herrn Schmidt in Rom. Wird sehr gelobt, und in Nebendingen vertheidigt. Die Herausgeber kündigen in einer Nachschrift von dem Verfasser der drei vorhergehenden Aufsätze: Bemerkungen in Beziehung auf den Geist des Zeitalters, gesammelt während des französischen Krieges an. 8) Zur Geschichte natürlicher Wunderthäter. Ein launiger Anschlagezettel zu Ehren eines Tausendkünstlers, von Swift. In der

ſinn- und gedankenvollen Einleitung erinnert der Verf. an einen ähnlichen Aufſatz unſers Lichtenbergs, durch welchen er zu ſeiner Zeit den berufnen Philadelphia aus Göttingen vertrieb. 9) Gemälde, entworfen auf einer Wanderung durch den Kanton Glarus. Von Herrn Magiſt. Zſchokke. (Beſchluß) Eben ſo intereſſant als der Anfang. 10) Die Gefahr der Liebe. Eine Romanze von Fr. v. Zink. 11) An eine Freundin. 12) Jupiters Schöpfung. Beide von Schink. 13) Trachten der franzöſiſchen Staatsbeamten. 14) Neue Modeartikel. Eine Gartenſzene, ein illuminirtes Kupfer.

Julius. 1) Überſicht der neueſten politiſchen Begebenheiten in Europa. Vom Anfange des Juni 1796. 2) Zur Geſchichte der Paſigraphie; von Herrn Saul Aſcher. Ein wichtiger Aufſatz, worinn auch eine gute Überſetzung von den Vorſchlägen des Thomas Norchmore zu einer Univerſal-Schrift oder einem Pangraph mitgetheilt wird, welche bereits im vorigen Jahre in dem Repertory of Arts and Manufactures zu London erſchienen. 3) Pantheon der Deutſchen 2r Theil. Eine vielleicht zu nachſichtige Beurtheilung. 4) Die Weiber, Bemerkungen eines Kenners gerechter Erinnerung zurückgerufen. Kenner iſt man doch wol nur von dem, was man recht kennt; der Verf. dieſes Aufſatzes, der ſich weder durch eigne Bemerkungen und Gedanken, noch durch eine intereſſante Diktion auszeichnet, ſcheint aber nur einen Theil, und eben nicht den beſten Theil des weiblichen Geſchlechts zu kennen. 5) Aphorismen über geſellſchaftliche Unterhaltungen. Feine und richtige Bemerkungen, gut vorgetragen. 6) Doktor Fauſt's Bund mit der Hölle. Ein kleines Ganze aus einem größeren, v. Schink. 7) Beim Schluſſe des Jahres 1795, an die Leſegeſellſchaft zu Emmendingen von Fr. v. Zink. 8) Nazional-Laſter der Polen.

Eine Satire aus dem Polnischen des Herrn Erzbischofs Krasizki von Hrn. J—n—sch. 9) Fortgesetzte Bemerkungen über die neuesten Moden. Von C. v. Klenk. 10) Neue Modeartikel. Eine Dame im Neglige, und eine im vollen Anzuge. Ein illuminirtes Kupfer.

August. 1) Übersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des Juli, 1796. 2) Klage eines Gedichts, Elegie von Klopstock, durch die französische Übersetzung des Messias von dem verstorbnen Petit-Pierre in Neufchatel veranlaßt. 3) Die Liebe, betrachtet nach Pope, Wieland, Fielding und Hemsterhuis. Bedeutende Zusammenstellungen und gut auseinandergesetzte eigne Beobachtungen. Mit den Worten Philosoph und Philosophie wird nur etwas sehr freigebig hier umgegangen. 4) Der Wilddieb. Von Bernhard Wächter. Bis auf die Sprache, die oft geschroben ist, herscht große, aber beleidigende Wahrheit in dieser Geschichte, die einen höchst unangenehmen Eindruck zurückläßt. 5) An Psyches Leier, von C. F. Sangerhausen. 6) An die Nacht, v. Bertrand 7) Neue Modeartikel. Eine Dame in vollem Putze, ein illuminirtes Kupfer.

September. 1) Übersicht der neuesten Staatsbegebenheiten. Am Anfange des August 1796. 2) Der achte Wettstreit. Aus Klopstocks grammatischen Gesprächen. Man kennt die sonderbare Manier, in der es Klopstock gefällt, seine wichtigen Bemerkungen über die Sprache versinnlicht vorzutragen. 3) Über Sprüchwörter überhaupt, nebst einer Auswahl russischer Sprichwörter, von Kiesewetter. Ein angenehmer Aufsatz. Die russischen Sprichwörter sind sehr bezeichnend für den Karakter der armen erdrückten Nazion. Hier einige zur Probe: Pejtsche ist keine Marter, aber eine Lehre für die Zukunft. Wenn der Bauer be-

betrunken ist, hält er sich für seinen eignen Herrn. Was die Hand schreibt, dafür, muß der Kopf haften. Der hat gut leben, dessen Großmutter hexen kan. Wer einmal gnädiger Herr geworden ist, der bekommt alles umsonst. Vom Stillschweigen wird die Zunge nicht weh thun. u. s. w. Wenn man dagegen einige unsrer vortrefflichen deutschen Sprüchwörter hält! Für Geld und gute Worte., (Der Dienst, den ein Mensch dem andern erzeigt, wird mit Geld allein nie ganz belohnt.) Wer sich wegwirft, auf den tritt man ꝛc. 4) Bruchstücke aus Briefen eines Reisenden durch Graubünden. Angenehm belehrend. 5) Die Hofmeister. Fragment aus einem ungedruckten Roman. Voll Laune und lebendiger Darstellung. 6) Der Kronprinz von Dännemark. Von Schink. Ob solche Karakterschilderungen und Gedichte den Prinzen und Prinzessinnen wol gefallen mögen? 7) Der Genügsame. Ode von Klopstock. Im Julius 1796. 8) Fabeln von Herrn Benkowitz. 9) Neue Modeartikel. Eine Mutter und ihr Kind, modisch gekleidet, ein illuminirtes Kupfer.

Oktober. 1) Übersicht der neuesten politischen Begebenheiten. Im Anfange des Septembers 1796. 2) Der achte Wettstreit. Aus Klopstocks grammatischen Gesprächen. (Forts.) Diese Fortsetzung hat durch meisterhafte Übersetzungen und Gegeneinanderstellungen aus dem Griechischen und Lateinischen ein hohes Interesse erhalten. 3) Bruchstücke aus Briefen eines Reisenden durch Graubünden, (Beschluß) Eben so angenehm belehrend wie der Anfang; doch aber in manchen Beschreibungen zu minüziös für ein Journal, das der angenehmen Lektüre gewidmet ist. 4) Aus Briefen von Rom. Vom 11. April. Die interessante Nachricht: daß man bei Piperno (ehemals Privernum) kürzlich eine sitzende Statüe des Tiberius gefunden, welche sich vor allen Kunstwer-

ken, die man neuerdings ausgegraben hat, durch ihre Schönheit sehr auszeichnet. Sie ist über Lebensgröße, der Kopf fast ganz vollkommen erhalten, und nicht von dem Rumpfe getrennt gefunden. Der Körper ist halb nackend, über die Schultern liegt ein Gewand, das bis zu den Füßen herabhängt. Man fährt fort an demselben Orte zu graben. Und dann eine Nachricht vom 28. Juni, die Besorgnis und Unruhe des Volks über die französische Begier nach den schönen Kunstwerken Italiens, an welchen das Volk um so mehr hängt, da es wol weiß, daß es damit selbst einen Theil seines Unterhalts verlieren würde. Rom besonders, lebt gewiß wenigstens zur Hälfte von den Fremden, die durch seine Kunstschätze hingezogen werden. Rec. erinnert sich darüber ein sehr naives Wort von der berühmten Principessa Santa Croce (die man dort auch als gleichzeitige vertraute Freundin des französischen Ministers Kardinal Bernis und des spanischen Gesandten Chevalier Azara, donna diplomatica, die diplomatische Frau, nannte) in Rom gehört zu haben. Ein Fremder sagte ihr einige angenehme Sachen über die zuvorkommende Höflichkeit der Römer für die Fremden, worauf sie vermuthlich eben so höflich antworten wollte, wie die Fremden selbst zu der Annehmlichkeit der Gesellschaft in Rom wesentlich beitrügen, es aber in ihrem schlechten Französisch mit den in ihrem Munde bedeutenden naiven Worten ausdrückte: c'est pour notre propre profit. (Es geschieht unsers eignen Gewinstes halber.) 5) Solm. Eine Erzälung. Ziemlich gewöhnliche Begebenheiten aus der schlechten großen Welt mit richtigen, aber von oben abgeschöpften Reflexionen durchwebt. Zur Probe des unnatürlichen Dialogs mögen gleich die beiden ersten gewechselten Reden der gnädigen Frau Pröbstin und des jungen Mannes, den sie von ungefähr zum erstenmal in dem Garten eines Dorfvogts findet, dienen: Pröbstin. Aus O**u sind sie? Solm. Aus O***u. Pr. Von so weit her, haben Sie sich zu uns ver-

irrt? S. Ich war in der Irre, jetzt bin ich auf rechtem Wege. Was ist Residenz- und Stadtleben anders, als ein dädalisches Labyrinth, von Minotauren belagert, aus dem man sich eben so schwer herausfindet, als sein moralisches Leben rettet. Zwar fand ich eine Ariadne, die mir den seidnen Faden der Liebe bot, um mich herauszuwinden; aber der Minotaurus verschlang sie, und einen Freund dazu. Eine junge Dame. Das war gewiß ein Minister u. s. w. 6) Letzte Erklärung der Redaktoren des Archivs, über einen dem Herrn Doktor Reichard beigelegten Brief. Die Entwickelung der litterarischen Schändlichkeit ist nun aus dem Intelligenzblatt der allgemeinen Litteratur-Zeitung und aus der Göttingschen gel. Anzeige bekant. Die Redaktoren können im innern Herzen doch nur wünschen, daß sie den fatalen Brief, dem jeder Unbefangene die Verfälschung ansehen mußte, (denn die eingeschobne Stelle paßte offenbar nicht hinein, das Ende der vorigen und der Anfang der auf sie folgenden Periode folgen aber ganz natürlich auf einander) aufmerksamer erwogen und ihn nie eingerückt hätten: wenigstens wünscht dieses jeder Unparteiische in ihre Seele und so ist für ihn alles weitere Gerede verloren. 7) Unterschied der Ärzte. Ein Sinngedicht von J. F. Löwen. 8) Veltens und Michels Zwiesprach über die Bonzen in China. Ein Sinngedicht von Fritze mit dem wir unsre Anzeige gerne beschließen:

Velten.

Warum verlästert wol die weise Bonzenzunft
Die arme menschliche Vernunft?

Michel.

Und warum mögen wol die alten Jungfern, Velten,
So heftig auf den Eh'stand schelten?

9) Neue Modeartikel. Zwei leichtgeputzte Damen: ein illuminirtes Kupfer.

---

4) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Mit Belegen. La vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Altona 1796.

Siebentes Stück. 1) Wie sollen wir unsere Eroberungen benutzen? 2) Über Krieg und Frieden. Beide Aufsätze von Lacretelle dem j. wollen Frieden; der glänzendste, siegreichste, wundervollste Krieg bringt Verderben, wenn er nicht bald den Frieden herbeiführt. 3) Über die gegenwärtige politische Lage Frankreichs. Ein vortrefflicher, echt deutscher Aufsatz, durch zwei sehr merkwürdige Schriften veranlaßt, die in der Folge nach und nach durch mehrere Stücke in einer musterhaften Übersetzung geliefert werden. Die eine ist: De la force du gouvernement actuel de la France, et de la nécessité de s'y rallier, von Constant, einem französischen Schweizer; die andre: De la foiblesse d'un gouvernement qui commence, et de la nécessité où il est de se rallier à la majorité nationale, von Adrian Lezay. Beide gehen von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten aus. Die eine ist an die Anhänger einer gemäßigten Monarchie gerichtet, und beweist ihnen, wie stark die gegenwärtige Regierung gegen sie ist, und wie wenig sie für ihr System gewinnen würden, wenn es ihnen auch gelänge, sie über den Haufen zu werfen. Die zweite will der Regierung beweisen, daß sie zu keiner Festigkeit gelangen kann, wenn sie sich nicht an die Mehrheit der Nation anschließt. Nun folgt die erste merkwürdige Schrift selbst, in Nr. 4) Benjamin Constant. Von der gegenwärtigen Regierung Frankreichs ꝛc. 5) Nachrichten von dem

Leben Champforts nach Guinguene, mit Zusätzen von Selis. Beschluß der interessanten ins kurze gezogenen Lebensbeschreibung des unglücklichen Mannes, der ein besseres Schicksal verdiente. 6) Eine Merkwürdigkeit bei der diesjährigen Feier der amerikanischen Unabhängigkeit in Paris. Ein feiner Zug zu Ehren Lafayettes, von dem aber Louvet und andre, die bei dem Feste der Amerikaner zugegen waren, nichts wissen wollen. 7) Reals Anrede an die zu Brüssel am Siegesfeste versammelten Soldaten. Voll Kraft und Wärme. 8) Aus den Briefen eines Deutschen in Paris. Vom 7. Juni bis zum 4. Juli. Manche gute und angenehme Nachrichten. 9) Rechtfertigung des Betragens der Franzosen in Italien. Aus dem offiziellen Blatte Le Rédacteur, gegen zwei Briefe von Lacretelle d. J. gerichtet. Ein Franzose mag immerhin die Wegführung der Kunstsachen aus Italien zum Vortheil seines Vaterlandes also entschuldigen: der deutsche Herausgeber, der diese Vertheidigung mittheilt, hätte wohl die Sache, als Mensch, den die Bildung der ganzen gesitteten Welt mehr interessiren muß, als der vermehrte Glanz Frankreichs, näher beleuchten sollen. Unsre Leser wünschen gewiß mit uns, daß dieses künftig noch geschehen möge. 10) Schutzrede des Repräsentanten Legendre für Drouet. In Legendre's populärer eindringender Manier. 11) Neue französische Bücher. Fünf neue französische Schriften angezeigt, mit kurzen Auszügen in der Originalsprache. Sehr zweckmäßig. Die in Leipzig bei Fleischer d. j. kürzlich herausgekommne, neue, sehr elegante Ausgabe der Werke Florians, in der Originalsprache, wird den deutschen Lesern sehr angepriesen, und mit Recht hinzugefügt: »daß Florian vielleicht von allen neuern französischen Dichtern das meiste Interesse für das deutsche Lesepublikum habe, und ihm auch zugleich zur Übung der französischen Sprache vor vielen andern nützlich und angenehm sein kan.« 12) Le Chant républicain du

10 Août par le Brun, mit einer sehr angenehmen Musik fürs Klavier von Cherubini.

Achtes Stück. 1) Von der Stärke der gegenwärtigen Regierung ꝛc. Fortsetzung. 2) Isnard an Freron. Sehr stark. Volle Unparteilichkeit wird man von einem erhitzten beleidigten Redner nicht erwarten, und wäre er auch kein Franzose. 3) Schreiben der emigrirten Markise de la Tour du Pin an ihren Mann. Ein von der französischen Armee in Italien aufgefangner Brief, aus Mendrisio im Mai 1796 geschrieben, voll treffender, und das eitle, leichtgläubige, kurzsichtige Wesen der unglücklichen Emigrantenschaar scharfbezeichnender Wahrheit. Man weiß nicht, ob man lachen, oder indignirt wegsehen soll, wenn man liest, daß der Bruder der unglücklichen Briefschreiberin noch in diesem Jahre bei seinem vogelfreien König das Ludwigkreuz suchte, und daß dieser es ihm für 100 Louis bewilligte. In einer Anmerkung erzählt der Herausgeber noch folgende Anekdote: »Noch diesen Sommer verließ ein solcher adlicher Emigrirter, der in Anspach durch fleißigen Unterricht in der französischen Sprache zu einer Art von sicherer bürgerlicher Existenz gelangt war, seine Schüler und den im südlichen Deuschland fast einzig sichren Aufenthalt für ihn, um bei seinem flüchtigen Könige das Ludwigskreuz zu sollizitiren. (Wir können noch hinzufügen, daß er auch eine junge Frau mit Kindern ohne allen sichern Lebensunterhalt dort zurückließ, und daß die Frau den edlen Zweck der Reise beherzigte und billigte.) Es wurde bei dieser Gelegenheit ein Sinngedicht gemacht, dessen nicht üble Pointe hieß: »Sonst hing man die Schächer ans Kreuz, jetzt hängt man das Kreuz an die Schächer.« Mangel an Raum zwingt uns die folgenden Aufsätze, die alle ihre Stelle verdienen, nur herzunennen: 4) Des Repräsentanten Poultiers Antwort auf die wider ihn gerichtete Beschuldigung in dem Briefe des Direktoriums an den General Bonaparte. 5) Schrei-

Schreiben des Generals Hoche an den Polizeimini. ster. 6) Über Gemeingeist und öffentliche Meinung. 7) Müssen die Franzosen eine Revoluzion in Italien machen? 8) Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. 9) Der Geist des Tages, von Lacretelle. 10) Bittschrift von Benjamin Constant Rebecque an den Rath der 500. 11) Parallelen aus Brantome und der Satire Menippée. 12) Über Mandate. 13) Bittschrift der Blinden an den Minister des Innern ꝛc. 14) Adieux d'un soldat. Eine Romanze mit sehr angenehmer Musik fürs Klavier von dem Sänger Garat.

Neuntes Stück. 1) Von der Schwäche einer neuentstandenen Regierung, und von der Nothwendigkeit, worinn sie sich befindet, der Nazional-Majorität beizutreten, von Adrian Lezay. Die kleine wichtige Schrift, deren schon beim achten Stücke gedacht worden. 2) Das Fest der Greise. Eine gute Beschreibung dieses rührenden Festes aus dem Historien von Düpont de Nemours, mit einigen Zusätzen des Einsenders. 3) Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. Vom 5. bis 16. Thermidor. Mancherlei gute und angenehme Nachrichten. 4) Abhandlung über die Frage: Ist es dem Interesse der französischen Republik gemäs, daß mit dem Theile von Deutschland, der an der rechten Seite des Rheins liegt, eine Revoluzion in entgegengesetzter Richtung vorgenommen, und die Unabhängigkeit der kleinen Staaten vernichtet werde, damit aus den Trümmern des Reichs sich eine große militärische Macht erhebe? Im echt französischen Sinne, der so gerne mit den einzelnen deutschen Staaten schaltet und waltet, geschrieben, obgleich von einem Deutschen: denn in einem folgenden Briefe aus Paris wird Ölsner als der Verf. dieser Schrift genannt. 5) Lacretelle des j. Antwort auf die Bemerkungen eines Italieners und eines Franzosen über die Revoluzion in Italien. 6) Noch ein Wort von Lacretelle ꝛc. Lacr. bleibt

für den Frieden, als das nächste höchste Bedürfnis, und gegen alle Erweiterungs- und Eroberungssucht; ja er will auch nicht, daß Italien ein unabhängiger Freistaat werde. In seinem ironischen und bittern Tone sagt er seinen Landsleuten manche derbe Wahrheit. Nur eine kleine Stelle zum Beispiel: »Was mich von Seiten Rußlands beunruhigt, ist, daß diese Macht sich aufs Negoziren versteht, wovon wir gar nichts verstehn; daß sie die Kunst besitzt, ihre Feinde einzuschläfern und zu gewinnen, da wir hingegen die Kunst gefunden haben, nach der Reihe alle unsere Freunde zu verlieren u. s. w.« 7) Über die unbeeidigten Priester. Eine merkwürdige Rede von Portalis, im Rathe der Alten gehalten. 8) Einige authentische Berichte aus Rom vom 13. August. Umständlichere Nachrichten von der den Franzosen gefährlichen Stimmung des römischen Volks, als uns bisher irgend ein öffentliches Blatt gab. 9) Fragment aus einem Briefe des jüngst verstorbenen François de Pange. Voll edlen Eifers. 10) Auszug aus den Briefen eines deutschen Gelehrten in Paris, vom 25. Thermidor bis zum 7. Fructidor. Dieser Briefschreiber, der gewissermaßen mit seinen Nachrichten fortfährt, wo der Nordländer in III. aufhörte, stimmt darin sowohl mit ihm überein, »daß das pariser Volk an nichts als Betrug, Agiotage und andre unerlaubte Mittel zur Bereicherung denkt« — als auch, »daß die Regierung von Tage zu Tage an Stärke und Festigkeit gewinnt.« Solche Übereinstimmung in den Urtheilen von Männern, die allem Übrigen nach in verschiednen Kreisen zu leben und in manchen Dingen verschiedner Meinung zu sein scheinen, ist sehr wichtig für den deutschen Leser. 11) Neue französische Bücher. Acht neue Werke angezeigt und mit Originalstellen belegt. 12) Avis aux savans et aux libraires. Ein gelehrter Buchhändler, Ch. Pougens (rue Thomas du Louvre, No. 246) erbietet sich unter sehr angenehmen Bedingungen zu litterarischen Bestellungen in Paris. 13) Chansons pour la fête

de l'agriculture par la Chabeaussière, mit Musik von Jadin. Beides Poesie und Musik, schwach und kalt. Wann werden in Frankreich Dichter und Tonkünstler von recht republikanischem Geiste und Feuer beseelt werden!

VII.

Neue deutsche Werke.

1) Musenalmanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Schiller. Tübingen in der Cottaischen Buchhandlung. S. 303. kl 8.

Mit schmeichelnder Gewalt senkt sich Alexis und Dora, ein frisches und glühendes Gemälde,

»wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust,«

tief in das Herz; der Eindruck würde unauslöschlich bleiben, wenn man es auch nur Einmal hörte, und dann nie wieder. Auch der Hörer, (denn ein solches Gedicht kan man nicht lesen, ohne es zu hören) sagt sich, selbst wenn der Gesang schweigt, und ihn zu sich zurückkehren läßt, entzückt, wie Dora, ein leises Ewig. Auch ihm bleibt diese Stunde, während so manche andre kunstvolle Gedichte ihm kalt verschwinden. Auch seine Erinnerung hält diesen Einen Augenblick fest umschlossen, in welchem die erste Anerkennung der Seele und das gegenseitige Geständnis, die Vereinigung und die Trennung zusammengedrängt sind. Diese kühne und glückliche Anlage hatte die große Schwierigkeit, daß sich Dora so geschwinde geben, und

dem reiſefertigen Jüngling, dadurch daß ſie ihn aufhielt, mit einem ſtummen Bekenntniſſe ihrer Liebe entgegen kommen mußte. Aber ihre Anrede, mit der ihr Herz verrathenden Anſpielung auf die reichen Matronen, ihr Zögern, ihre Hingebung, ihr köſtliches »Ewig« gehören nicht nur zu dem Schönſten im ganzen Gedicht: ſondern eben das, was ſeine größte Schwierigkeit war, iſt gebraucht worden, um es ſchöner zu runden und zu ſchließen. Durch einen äußern Umſtand ſollte das Gedicht nicht geendigt werden; und doch war die Leidenſchaft zu heftig, um verhallen zu können; ſie mußte alſo zuletzt noch bis auf den höchſten Gipfel ſteigen, um dann plötzlich abbrechen zu dürfen. Dazu dient nun Dora's ſchnelle Hingebung als ein Zunder für das Mistrauen des Liebenden. Schön iſt es, daß Alexis in Geſang ausbricht, ſo wie ihm die letzte Spur von Dora's Heimat verſchwindet: aber iſt dieſer Augenblick nicht noch zu früh für einen beſonnenen Entſchluß, bei den Muſen Linderung zu ſuchen? Freilich deuten nur die Schlußverſe auf dieſes Abſichtliche, da ſein Geſang ſonſt durchaus ein unwillkürlicher Erguß der Empfindung zu ſein ſcheint. Wäre es durch die Worte:

»Alle Gedanken ſind vorwärts gerichtet, wie Flaggen und Wimpel,
Nur Ein Trauriger ſteht, rückwärts gewendet, am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm;«

ausdrücklich beſtimmt, wie nahe Alexis jenem Augenblicke war: ſo würde die ruhige Fülle in manchen Stellen auf eine größere Entfernung deuten. Stellen der Art ſind:

»Klage, dich, Armer nicht an! — ſo legt der Dichter ein Räthſel,

Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr!
Jeden freut die ſeltne Verknüpfung der zierlichen Bilder,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt:
Iſt es endlich gefunden, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.«

und:

»Öfter ſah ich dich gehn zum Tempel, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.«

und:

»da drückte der wackere Vater
Segnend die würdige Hand mir auf das lockige Haupt:
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel.«

und:

»Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt,
Stücke köſtlicher Leinwand. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich und auch wol noch ein Drittes darein.«

Aber eben dieſe Miſchung epiſcher Fülle mit lyriſcher Glut iſt die eigenthümliche Schönheit des Gedichts, und das weſentliche Merkmal der Idylle

im griechiſchen Sinne des Worts, in welchem dieſe Dichtart gar nicht auf ländliche Gegenſtände allein beſchränkt iſt, und mit der Darſtellung vollkommner Unſchuld, worein ſie bei den Römern auszuarten anfing, nichts gemein hat. Sehr bedeutend, und echt idylliſch iſt auch die reichliche und äußerliche Güte und Schönheit, wodurch alles Lebendige und Lebloſe, was die Liebenden auch nur von fern berührt, und in den Zauberkreis des Dichters eintritt, von dem wackern Vater bis auf den koſtbaren Schmuck, oft nur durch einen Zug veredelnd ausgezeichnet wird. Das herrliche Blau, »wodurch die trennende Woge den Himmel nur lügt,« und ſelbſt die tödlichen Früchte verſetzen uns in das üppigſte Land unter dem heiterſten Himmel. Das Gedicht athmet den ganzen Frühling: oder vielmehr es athmet zugleich das friſche Leben des Frühlings, die mächtige Glut des Sommers, und die reife Milde des Herbſtes.

Welcher Abſtand von Alexis und Dora, wo die Erfindung ihr reichſtes Füllhorn ausgeſchüttet, die Empfindung ihren höchſten Schwung genommen hatte, bis zu dem Heiligen und Heiligſten von demſelben Verfaſſer; wo der Dichter nichts thut, als den würdigſten Gedanken durch Maas und Bilder feſter zuſammendrängen und mit einer Einfaſſung umgeben!

»Was iſt heilig? Das iſts, was viele Seelen zuſammen
Bindet, bind' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.
Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.«

Gedanken, wie dieſer, welche mehr ſind als bloße Erzeugniſſe des reinen Verſtandes, welche ſich nur dem Edlen im Leben und durchs Leben bewähren, der ſie handelnd findet, bedürfen (weil ſie ſo gefunden, einzeln ſcheinen) und verdienen auch am mei-

ſten die Art von Miſchung, welche ihnen die dichteriſche Einkleidung geben kan.

In einigen der Diſtichen von Göthe S. 28 — 31 wird dieſe gnomiſche Einfachheit durch irgend einen muthwilligen Zug fröhlich belebt, und dadurch zugleich eine geſellige Stimmung über das Gedichtchen verbreitet, ſo daß er als Bruchſtück einer muntern Unterhaltung erſcheint. So hat in dem:

»Der Erſte.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen;
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſein.«

das Berufen auf eigne Anſchauung nicht nur viel Salz, weil die geſagte eine von denjenigen Wahrheiten iſt, die ſich von ſelbſt verſtehen, aber doch erſt aus langer Erfahrung erlernt zu werden pflegen: ſondern dieſe ſchalkhafte Altklugheit, dieſes Hervorgucken eines feinen Weltmanns unter der Maske des treuherzigen Dichters hat auch eine eigene Urbanität, welche ſich beſſer empfinden als beſchreiben läßt. Durch eine ähnliche Wendung wird der Chineſe in Rom zu einem eben ſo reizenden kleinen dichteriſchen Geſellſchaftsſtück, wie manche Horaziſche Satire.

Noch weiter entfernt ſich von jener gnomiſchen Einfachheit die Eisbahn. Es redet darin ein theilnehmender Zuſchauer, der die lebendigen Geſtalten eines mannichfaltigen Schauſpiels bald mit den Eigenheiten der Menſchen ſinnreich, bald mit der Beſtimmung des Menſchen gefühlvoll, vergleicht. Die Tabulae votivae von G. und S. kündigen ſchon durch ihre Überſchrift einen noch größern Antheil der Empfindung, eine noch nähere Beziehung auf das Leben, und zwar auf ein individuelles, eignes Leben, an. Aber freilich entſprechen nicht alle dieſer Ankündigung. Manche ſind nicht ſowohl Gedanken der Art, die aus dem Leben entſprungen,

ihren Eigenthümer auch wieder, wie lebendige Freunde, durchs Leben begleiten, als versifizirte Antitheſen und Gemeinplätze, die von den Vorpoſten oder aus dem Train irgend einer philoſophiſchen Rede deſertirt zu ſein ſcheinen. — Wir würden uns unter den guten folgende als die liebſten auswählen. Das erſte Diſtichon gefällt durch ſeine ſchmuckloſe Herzlichkeit. An *:

»Theile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen;
Aber du giebſt mir dich ſelbſt: damit verſchone mich, Freund!«

Nicht blos treffender, ſondern auch heitrer Spott. Das blinde Werkzeug. Wie das Diſtichon: Was nutzt, durch den einfachen Ausdruck geſunder Empfindung beſeelt An die Muſe. Freimüthig, und doch nicht übermüthig.

Glaubwürdigkeit.

»Wem zu glauben iſt, redliche Freunde, das kan ich euch ſagen.
Glaubt dem Leben; es lehrt beſſer, als Redner und Buch.«

Der komiſche Anſtrich in dem Feierlichen der Anrede und Ankündigung hebt die herzliche Lehre ſehr. Das Schooskind. Ein ſinnreiches Bild. Metaphyſiker und Phyſiker:

»Alles will jetzt den Menſchen von innen, von außen ergründen:
Wahrheit, wo retteſt du dich hin vor der grauſamen Jagd?«

Die Verſuche.

»Dich zu greifen ziehen ſie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leiſem Tritt ſchreiteſt du mitten hindurch.«

Letzte Zuflucht.

»Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber seid ihr in Noth, ist er der delphische Gott.«

Alles ein Wort zu seiner Zeit! Doch ist auch hier das Wie noch mehr werth, als das Was. Der Kunstfreund, der das Vollendete und Einzige auch an solchen kleinen Meisterstücken zu schätzen weiß, wird sie sich nicht oft genug wiederholen können, und nicht müde werden, sich an ihnen zu freuen. Meine Antipathie, und Der Strengling und der Frömmling sind voll komischen Unwillens gegen die (in Deutschland so zahlreichen) Ausrufer und Lohnbedienten der Tugend. Theophagen. Der Philosoph und der Schwärmer. Das irdische Bündel. Drei genialische Einfälle! Poetischer noch ist die Ausführung eines eben so genialischen Einfalls in dem Distichon: Der wahre Grund:

»Was sie im Himmel wol suchen, das, Freunde, will ich euch sagen;
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Glut.«

Nun noch zwei, beide des Inhalts, das erste auch des kecken Ausdrucks wegen:

Das Mittel.

»Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig,
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.«

Deutsche Kunst.

»Gabe von obenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen.

Wahrlich! von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künſtler nicht ſelbſt den Schößling von außen ſich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?«

Ungleich individueller ſcheinen die von G. und S. Vielen gewidmeten Diſtichen. Die ſchönſte unter ſo manchen ſchönen Blumen mag hier den ganzen Kranz repräſentiren.

H. W.

»Schön erhebt ſich der Agley und ſenkt das Köpfchen herunter.
Iſt es Gefühl? Oder iſts Muthwill? Wir wiſſen es nicht.«

Aus den Einer gewidmeten Diſtichen von G. und S. laſſen ſich füglich zwei verſchiedne und ungleichartige Kränze flechten. Wir wählen uns den einen, ohne jedoch irgend jemand in ſeiner Freude an dem andern ſtören zu wollen.

Einer.

„Manuſkripte beſitz' ich wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Pferde, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor mir auf.

Schwer zu beſiegen iſt ſchon die Neigung, geſellet ſich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Leſe? das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

Wer mich entzückt, vermag mich zu teuſchen. O! Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

Ein Epigramm ſei zu kurz, mir etwas herzlichs zu ſagen?
Wie? mein Geliebter, iſt denn nicht noch viel kürzer der Kuß?

Kränken ein liebendes Herz, und ſchweigen müſſen! Geſchärfter
Können die Qualen nicht ſein, die Rhadamanth ſich erſinnt.

Leben muß man und lieben! Es endet Leben und Liebe!
Schnitteſt du, Parze, doch nur beide die Fäden zugleich!

Bei Schönheiten der Art hindert der Genuß ſelbſt an einer vollſtändig zergliedernden ſchulgerechten Beurtheilung. Man kan nicht dazu kommen, und ſich nicht dazu zwingen, den Eindruck ins Verhör zu nehmen und zu protokolliren. Ein dankbares Stillſchweigen iſt hier des Künſtlers und auch des Kunſtfreundes würdiger, als ein redneriſches Lob. Ohnehin erlaubt uns der faſt beiſpielloſe Reichthum

dieſer Sammlung durchaus keine durchgängige Zergliederung. Eine Rezenſion braucht ja nicht ſtetig zu ſein, wie ein Heyniſcher Kommentar! — Dieſer Reichthum nöthigt uns nur Eins und das Andre auszuheben, und manches ſehr bedeutende oder merkwürdige Gedicht, eben darum, weil es das iſt, lieber ganz mit Stillſchweigen zu übergehn, als ihm kein Genüge zu leiſten. Dies gilt unter andern auch ganz beſonders von den Beiträgen des Herausgebers. Die untadeliche Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten (S. 88 — 91), die ſichtbare Kunſt in Pompeji und Herkulanum, die verſteckte Klugheit in den politiſchen Gnomen S. 32 33, der glänzende Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage der Ceres, verdienen wirklich nicht blos im Allgemeinen bewundert, ſondern aufs genaueſte entwickelt zu werden; wozu wenigſtens hier der Ort nicht iſt.

Es war kaum möglich einige im VII. und VIII. Bande der Herderſchen Briefe zur Beförderung der Humanität vorgetragene Gedanken über Reim, Verſtand und Dichtkunſt ſinnreicher und reizender zu dramatiſiren, als in folgendem Gedichte, von B.

«Verſchwunden war die Dichtkunſt von der Erde,
Verödet lag ihr ſchönes Vaterland:
Da traten auf den Platz mit Ritterthumsgeberde
Ein Araber, der Reim; ein Normann, der Verſtand.
Sie kämpften lang mit wechſelnder Beſchwerde,
Und wurden dann im Streit vertraulich und galant.

Die Dichtkunſt kam. Wem wird der Preis gebühren? —
Thut eure Kappen ab. Wie heißeſt du? — Verſtand? —
Und du? — Der Reim. — Ihr Herrn, ihr müßt nicht Kriege führen;
Gebt euch, der Reim zuerſt, einander treu die Hand.
Wollt ihr mir dienen, ſo muß Ich regieren;
Du reite hinten, Reim; du vor mir her, Verſtand!

Sie zogen. Doch der kühne Normann-Reiter
Durchstrich so wild und kreuz und quer das Land.
Die Dichtkunst rief. Umsonst. — Dort folg' ich ihm nicht weiter,
Sprach sie, und neigte sich anmuthig, und verschwand. —
So bin ich Dichtkunst, sprach der Reimbegleiter,
Und treff' ich ihn, ergreif' ich hurtig den Verstand.«

Der sich leider selten treffen läßt, und wenn er so verfolgt wird, sehr schnellfüßig flieht; könnte man mit Rücksicht auf die zahllosen Reimereien hinzusetzen, deren Karakter durch so witzig beschriebne Jagd nur allzuwahr bezeichnet wird. Noch mehr gerechten Unmuth als jenes Gedicht gegen die Zunft der Reimer athmet, verräth die verschiedne Weise der Moral von V. durch seinen rascheren Gang, lebhaftere Farben und kühnere Wendungen gegen jene herzlosen Vernünftler, welche so gern im Namen der Tugend gebieten und schmählen, welche dem Buchstaben unverbrüchlich treu, die heiligen Grenzen der Schule nie durch einen freien Blick ins Leben verletzen. Besonders im Anfange ist das spanische Einherschreiten des stolzen Imperativus in Sprache, Maas und Klang ganz nach dem Leben dargestellt.

»Auf ofnem Markte mit Gebieterton
Erschien in Herscherpracht der Gott Imperativus. —
Ich bin das Ich, der echten Weisheit Sohn,
Ein Vocativ der Pflicht, des Rechts Nominativus
Wer von der Würde wich, erzittre meinem Thron;
Ich bin der kleinsten Schuld Fiskal-Akkusativus,
Und hinter mir dort steht zu Büttelstraf' und Lohn
Ein dunkler Schlußstein noch, der Gott Infinitivus. —
Doch wer bist du? —

Ich bin der armen Menschheit Sohn,
Ein Flehender, der blöde Optativus,
Doch selbst mein Wunsch, mein Streben wird mir Lohn:

Denn hier ist mein Genoß, der helfende Dativus,
Ein guter Mann. —

Ihm werd' ein Bettlerlohn,
Und rufet lauter aus mit Pauken und Drommeten:
Der Menschheit Würde wird befohlen, nicht erbeten. —
Vorüber zog der Lärm u. s. w.«

Die Gefälligkeit, ein reizendes Gedicht von O. besitzt selbst im hohen Grade die Eigenschaft, von der es benannt ist.

Der sorgfältigen Ausbildung der Versifikazion und Sprache in Schlegels Pygmalion wird jeder leicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wer sich nur irgend auf technische Vollkommenheit eines Gedichts versteht. Aber nur in der reinsten Stimmung wird ein feiner Geschmack für diese sanfte Wärme, für dieses milde Gefühl empfänglich sein, welches die ganze Erzählung beseelt, und ihm eine echt dichterische Einheit giebt. Pygmalion ist voll von Beziehungen auf Sehnsucht des Künstlers nach reiner Schönheit, auf seine Begeistrung, seine Schöpferkraft, seine Liebe und sein Glück. Er giebt viel zu denken, aber er ist nicht auf einen einzigen Gedanken beschränkt, und auch eben darum nicht so leicht zu karakterisiren. Bei einer bestimmten, deutlich ausgesprochenen Allegorie hingegen ragen gleichsam die Ecken des herschenden Begriffs allenthalben unter der Hülle der Erzählung hervor, und sind eben so viele Handhaben, an denen sich das Ganze bequem fassen und tragen läßt. Ohne den Geist der alten Sage, deren Schönheit Achtung verdiente, zu entstellen, hat der Dichter sich dieselbe durch die glücklichsten Änderungen zuzueignen gewußt; und (mir scheint das kein geringes Lob) er gewinnt durch die Vergleichung mit dem Ovid ungemein (S. die Klopstockische Übersetzung der Ovidischen Stelle S. 265 — 268 der grammat. Gespr.) Die glückliche Wendung, den Pygmalion alle Sehnsucht und Unruhe vor Schaffung des Bildes emp-

finden zu laſſen, macht anſchaulich, was ihn trieb und fähig machte, etwas ſo außerordentliches hervorzubringen, warum, und wie der Bildner ſein Werk, worin das angebetete Urbild dargeſtellt und wirklich erreicht war, lieben mußte, und verwandelt die Belebung aus einem zufälligen Wunder gleichſam nur in den natürlichen Lohn des Künſtlers, den höchſten Gipfel ſeiner Freude an dem dargeſtellten Urbilde. Dieſe Freude iſt eben ſo verſchieden von der Selbſtbewundrung eines eitlen Narciſſus, als von der gar nicht künſtleriſchen, ſondern durchaus männlichen Liebe des Ovidiſchen Pygmalion, welcher durch den Schein von Leben in ſeinem Werke getäuſcht, in demſelben nicht die reine himmliſche Schönheit, ſondern ein wirkliches, irdiſches Weib liebt.

»Und es ergriff ihn Neigung zu ſeinem Werke, zum wahren
Jüngferlichen Geſicht; ſie ſchien zu leben, und wehrte
Dieſes ihr die Blode nur nicht, ſich bewegen zu wollen;
So verbarg er die Kunſt durch ſeine Kunſt. Der Bewundrung
Voll, von der Liebe Feuer entflammt zum geähnlichten Leibe,
Faſſet er oft ſein Werk mit prüfender Hand, ob es Leib ſei?
Oder ob Marmor? geſteht den Marmor nicht zu; und er küſſet;
Glaubt, er werde geküßt, und redet an, und umarmet.«
u. ſ. w.

So ſchildert der römiſche Dichter Pygmalions Liebe; und außer der ſehr reizend beſchriebnen Verwandlung ſelbſt, hat er alles übrige bei Seite liegen laſſen, wozu dieſe Sage ihm Stoff und Veranlaſſung darbot, und nur allein dieſe höchſte Stufe der an Wahnſinn gränzenden Teuſchung recht mit Liebe ausgemahlt; ein Gegenſtand, welcher freilich für ſeinen ſpielenden Witz eine unwiderſteh-

liche Lockung ſein mußte. Dagegen der deutſche Dichter.

»Höher ſtrebt ſein einziges Begehren.
Hingeſchmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnſucht ihn verzehren:
Was ihm fehlt, gewährt kein irdiſch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt ſein Geiſt, und athmet reine Luft,
Unberauſcht von ſüßem Duft.

Zur Geliebten hat er ſich erleſen,
Die noch nie ein ſterblich Auge ſah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Weſen,
Iſt ſie fern ihm, und doch ewig nah.
Tief in ſeines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung ſie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich ſchöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.«

Dieſe Liebe höherer Art macht den Jüngling anfangs ernſt, entfernt ihn von der Freude, und er verirrt ſich ſogar in thörichte Gebete an die Unſterblichen. Aber bald erwacht in ihm die ſelbſtſtändige Kraft des Künſtlers.

»Nur die Kraft kan ſeinen Wunſch gewähren,
Die zuerſt dem Wunſche Flügel gab.
Hoffſt du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle ſchönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geſchwellt
Deine Bruſt, dein Aug' erhellt.
Eine Stimme, tröſtend im Verſagen,
Flüſtert' in die Seel' ihm dieſen Rath.
Nein! nicht länger will er ſchmachtend zagen:
Träume reifen zu Entſchluß und That.
Muthig, was er liebt, ſich zu erſchaffen,

Schärft

Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst.«

Das bloße namenlose Sehnen zur unsichtbaren Schönheit kan den Jüngling nicht plötzlich wie durch eine Schöpfung aus nichts, in einen Meister der Kunst verwandeln. — Überdem mußte der Dichter, um anschaulich darzustellen, wie die Liebe zur höchsten Schönheit in einer echten Künstlerseele, unter den günstigsten Umständen, von dem ersten unbestimmten Verlangen bis zur höchsten Befriedigung sich äußre und wirke, das Unlernbare in der Kunst, welches allein aus jener Liebe entspringt, von dem Lernbaren, welches auch ohne sie besteht, so bestimmt als möglich absondern. Dazu war es nothwendig, die alte Sage zu ergänzen. Dieses Dichterrechts hat sich der Dichter aufs glücklichste bedient, indem er sagt, Dädalus habe den Jüngling in der Kunst unterrichtet; Pygmalion habe, schon vor seiner Liebe, die Götter gebildet, zwar als edle, aber doch der Unsterblichkeit beraubte Wesen, als fröliche Gesellen der Menschen. Daß er die Kunst zuerst vernachlässigte, da »der Wahn des nie erblickten Schönen ihn mit Allvergessenheit berauschte«, ist der Natur so ganz gemäß, als daß sich, da die reife Geburt der Begeistrung sich nun ans Licht drängt, seinem Gesichte die Bilder rings in der Werkstatt in verklärtem Lichte zeigen, daß sich ihm plötzlich »Gottheit enthüllt, wie er sie nimmer sah.« Dies Pantheon gehört zu dem Schönsten im ganzen Gedicht. In dieser ganzen Stelle hatte der Dichter wol am meisten Schwierigkeiten zu überwinden: und eben hier erscheint der ganz eigenthümliche Sinn, in welchem er die Sage vom Pygmalion genommen hat, aufs bestimmteste und klarste. Aber auch die Darstellung des vollendeten Urbildes, nachdem das Ziel des Künstlers nun endlich erreicht worden, ist ihres Gegenstandes würdig:

« Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Roſe, die der Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um ſie floß,
Kaum den Purpurkelch erſchloß.

Hüllenlos, von Unſchuld nur umgeben,
Scheint ſie ſich der Schönheit unbewußt;
Ihre leicht gebognen Arme ſchweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Bruſt,
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie ſich Well' in Welle ſchmiegt.

Schön begrenzt ihr Daſein ſtille Gnüge,
Friedlich wohnet es in ſich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob ſie nimmer traur' und zürne,
Lacht' ihr heller Blick, die ebne Stirne;
Ihre halbgeſchloßne Lippe ſchwoll
Süßer Tön' und Küſſe voll.

Der Dichter konnte und mußte bei ſeiner Behandlung die allemal ſtörende Unſchicklichkeit, daß Pygmalion die Götter um ein Wunder bittet, vermeiden. Urania fodert hier die Belebung des Bildes vom Vater der Götter, als einen Lohn für den reinſten und treuſten Dienſt, den er allein unter allen Erdenſöhnen ihr geweiht habe.

Die Muſen und Grazien in der Mark von Göthe ſind eine durchaus vortreffliche Parodie. So viel Zeilen, ſo viel witzige Einfälle, und alles mit der unnachahmlichen Leichtigkeit und Klarheit ausgeführt, die nur aus der Vollendung entſpringt, und ſich dem kindlichſten, wie dem gebildetſten Gemüth ſogleich unauslöſchlich einprägt, und doch nie zu viel wiederholt werden kan.

Auf der in den Diſtichen dieſer Sammlung ſchon vorhin bemerkten Stufenleiter der Lebendigkeit ſtehen die Xenien oben an. Sie bedürfen keines Rezenſenten. Verkündigen wird ſie das Virgiliſche Ungeheuer,

» des Schlimmen
Und Erdichteten treue Verkündigerin, wie des Wahren,«

Es kan heißen:

» Gleich verbreitete ſich in Germaniens Städten die Sage.
Sie, das ſchnellſte der Übel, lebt durch Regſamkeit; Kräfte
Giebt ihr der Lauf; im Beginn behutſam und klein, doch auf Einmal
Hebt ſie ſich, geht auf dem Boden, verbirgt das Haupt in der Wolke.«

Karakteriſiren mögen ſie ſich ſelbſt.

» Xenien (an den äſthetiſchen Thorſchreiber).

Diſtichen ſind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder;
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Der Glückstopf.

Hier iſt Meſſe; geſchwind, packt aus und ſchmücket die Bude,
Kommt Autoren und zieht, jeder verſuche ſein Glück.

Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Zur Abwechslung.

Einige ſteigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur ſpielend das Aug' zu erfreun.

Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt ſich mit beiden nur ab, um zu ſpielen;
Nun ſo erboßet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

An den Leſer.

Lies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in frölichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungeſalznen; verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.

Die Adreſſen.

Alles iſt nicht für alle, das wiſſen wir ſelber; doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt jeder ſich ſelbſt ſein Paket.

Warnung.

Unſrer liegen noch tauſend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

Xenien.

(Auf Martials Frage: Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräſente? Ißt man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen Pfeffer bei euch?)

Nicht doch! Aber es ſchwächten die vielen wäßrigen Speiſen

So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.«

Die heilige Majorität wird diese Xenien oft belachen, und zuweilen verstehn. Der gelehrte Geck weiß von allen alle wahren und alle falschen Beziehungen, wußte sie schon, ehe sie noch vorhanden waren. Seine bedeutenden Winke verrathen, daß er noch mehr weiß: es gebe eine geheime Gesellschaft des Muthwillens; man sehe hier nur einige Fäden eines unermeßlichen Gewebes; die Verschwörung der Lustigkeit sei reif: man werde ehestens das Unglaubliche erfahren. Dem Metaphysiker sind die Xenien eine erwünschte Veranlassung, über die nothwendigen Grenzen der Ungezogenheit bücherlang a priori zu vernunften. Der Kunst- und Sprachkenner wird den leichtfertigen Späßen die Silben einzeln nachwiegen, und gelegentlich die Orthographie einer oder der andern geschriebnen Ohrfeige ernsthaft billigen, oder gründlich berichtigen. Für den Freund der Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen sein; ich sehe ihn mit wahrer Üppigkeit in den klassischen Grobheiten schwelgen. Wenn sie nur thun, wie die Alten auch thaten, so fragt er weiter nicht, ob es etwas sei, was nur dort an seiner Stelle war, oder was allenthalben an seiner Stelle war; ob es etwas sei, was nur dort Übermuth freier und starker Naturen war, hier nur als ein Mittelchen der spekulirenden Eitelkeit gebraucht werde. Er würde auch einer Prügelei begierig zusehen, wenn sie nur echt attisch wäre; und wäre treuherzig genug, sich an einem solchen Gastmahle, wie das gegenwärtige, höchlich zu ergötzen, wenn auch vier Fünftheile der salzigen Küchenpräsente an ihn adressirt wären. Manche gutherzige Seele hingegen wird, weil sie in einigen blos aus Galle und Erde zubereiteten Xenien nur den nackten Haß zu hören glaubt, alle unbedingt verwerfen; vor ihnen drei Kreuze machen, wie vor dem kleinen A zu einem langen Alfabet häßlicher

Zänkereien; mit Unwillen und Abscheu bemerken, daß hier nichts geschont sei, auch das Schonungswürdigste nicht, daß hier ein hohnlachendes Zeichen (S. 285. 4tes Dist. u. s. w.) sogar an das Grab eines edeln Unglücklichen gesteckt sei, der wenigstens verdient habe, daß die Erde auf seiner unbesudelten Asche leicht ruhe. Dagegen könnte man einwenden, daß wenn auch nichts andres, doch Eines geschont sei: die Minerva von Archenholz.

»Trocken bist du und ernst; doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest du auch gerne den Namen dem Heft.«

Die Chorizonten werden den Kenner fragen, ob denn nicht wenigstens das an sie gerichtete Distichon, die Aufgabe:

»Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!«

ein vollkommnes Beispiel eines naiven Epigramms sei? Denn wenn die Trojaner auch überall sonst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus der geborgnen Rüstung wegen mit dem großen Peliden zu verwechseln: so erkennt doch jeder leicht die Stimme dessen, der hier frolockt, daß er der andre scheinen kan. Zu dieser ungleichartigen Gesellschaft interpretirender, moralisirender und jubilirender Beurtheiler tritt endlich wol auch noch ein Profet, (es giebt ihrer ja genug in Deutschland) mit den kurzen Worten: »Heuer spanischen Pfeffer, übers Jahr Asa foetida.«

VIII.

Erklärung des Herausgebers an das Publikum, über die Xenien im Schillerschen Musenalmanach. 1797. *)

Die Dichter der Xenien haben sich an den Urtheilen dieses Journals über ihren Antheil in den Horen und den vorjährigen Schillerschen Musenalmanach durch die boshaftesten Verleumdungen und Grobheiten zu rächen versucht. Schimpfworte zu erwiedern, hält der Herausgeber weit unter sich; jene Verleumdungen zu widerlegen, wäre hier um so überflüssiger, da dieses Journal, und das eben so hämisch behandelte Frankreich, vor aller Augen da liegen, so daß jeder Unbefangene leicht entscheiden kan, ob jene Urtheile freimüthig, aber gerecht, diese Beschuldigungen hingegen die plumpesten Verleumdungen sind, oder nicht.

*) Da dieses Journal noch nicht so häufig gelesen werden mag, als manches ältere und beliebtere, so wird der Herausgeber für jeden wiederholten Abdruck dieser Anzeige andern Herausgebern und Verlegern von Journalen und kritischen Blättern höchlich verbunden sein.

Kein Angriff wird je den Muth des Herausgebers, überall der Wahrheit treu zu huldigen, einen Augenblick erschüttern können, am wenigsten ein Pasquillantenunfug, der so offenbar aus empörter Eitelkeit herstammt. Ja, er würde kein Wort darüber verloren haben, wenn die Xenien ihn blos als Schriftsteller beleidigt hätten, und wenn sie nicht, nach der löblichen Weise der Verleumder, noch mehr zu verstehen gäben, als namhaft sagten. Er ist es sich schuldig, dem Publikum laut und feierlich zu versichern, was er im Nothfall durch den Abdruck der freundschaftlichsten und achtungsvollsten Briefe, die bis an die Erscheinung des ersten Stücks von Deutschland reichen, urkundlich erweisen kan; — daß nur jene Urtheile allein diese Schmähungen veranlaßt haben. Überdem konnte er die Schändlichkeiten schon um dieswillen nicht ganz ungerügt lassen, da Herr Schiller sich in seinem drollichten Dünkel so weit vergißt, die Beleidigten, wenn sie antworten, in der vom Rezensenten des Almanachs angeführten Warnung, mit härterer Züchtigung zu bedrohen

Nichts könnte für den Herausgeber schmerzlicher sein, als wenn das wahr wäre, was er

sich

sich nicht als nur möglich denken kan, ohne mit innerem Schauder zurückzutreten; wenn ein Mann, dessen einziges Genie er immer dankbar verehren wird, seine Größe so entweiht, und sich bis zur Theilnahme an einer absichtlichen Verleumdung erniedrigt haben sollte. Doch würde auch dies die Sache nicht ändern. Kein Name ist so groß, daß er eine Ungerechtigkeit adeln könnte. Den Antheil hingegen, welchen Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kan der Herausgeber Deutschlands sehr leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unvermischt: da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keinesweges auf derselben Stufe mit jenem echten Genie stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält. — Er hält sich an ihn, als den Herausgeber des Almanachs, und fordert ihn hiedurch laut auf, den Urheber der Verleumdungen anzugeben, oder falls er sich selbst dazu bekennt, seine Beschuldigungen öffentlich zu beweisen. Kan er dies nicht, so ist er für ehrlos zu achten. Ehrlos ist jeder Lügner: zwiefach aber der Feigher-

zige, der sich und die Beziehungen seiner Injurien nicht einmal ganz zu nennen wagt. Auch giebt es unter unsern Mitbürgern auch wackere Männer genug, denen die Gerechtigkeit mehr gilt, als ein Spaß. Diese werden alle, so hofft er mit Zuversicht, den Mann, der sich ehrloser Lügen schuldig machte, eben so sehr verachten, als wäre er gerichtlich beschimpft.

Inhalt des zehnten Stücks.

I. Briefe über die Kantische Philosophie an einen Freund in Paris. Dritter Brief. S. 1.

II. Briefe eines Reisenden aus dem Hannöverischen. . . . . 19.

III. Briefe auf einer Reise durch Franken, im Julius und August 1796 geschrieben. Zweiter Brief. . . . . 33.

IV. Das ewige Leben, keine alte theologische, sondern eine neue chemische Erfindung. 44.

V. Der deutsche Orpheus. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte. . . . 49.

VI. Notiz von deutschen Journalen.

1) Die Horen. Siebentes Stück. 1796. 67.

2) Der Genius der Zeit. September 1796. . . . . 70.

3) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Junius, Julius, August, September, Oktober. . 71.

4) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Mit Belegen. La vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Altona, 1796. 7 8 9s St. . . . 78.

VII. Neue deutsche Werke.

1) Musenalmanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Schiller. Tübingen in der Cottaischen Buchhandlung. 303 S. kl. 8. . . . S. 83.

VIII. Erklärung des Herausgebers an das Publikum, über die Xenien im Schillerschen Musenalmanach 1797. . . 103.

Deutschland.

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die höheren Welten;
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit nichtiger Luft.
Also Vernunft: die Erderleuchterin hellet die Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches dem Glauben nur strahlt.

Salis.

Elftes Stück.

I.

Briefe über die Kantische Philosophie an einen Freund in Paris.

Vierter Brief.

Kant behauptet, daß die bisherige Metaphysik ein bloßes Spiel mit Begriffen und leeren Einbildungen sei, und daß eine Wissenschaft des Übersinnlichen alle menschlichen Erkenntniskräfte übersteige.

Ihr Brief beurtheilt den Zweck der Kantischen Reform ganz richtig. Die Erfahrungserkenntnisse sollten gegen die Angriffe des Skeptizismus und Idealismus gesichert werden. Dieses sucht Kant dadurch zu bewerkstelligen, daß er beweiset, die sinn-

lichen Gegenstände sein nichts, als gewisse Verhältnisse zu dem Erkenntnisvermögen; das aber, was diesen Verhältnissen an und für sich zum Grunde liegt, sei für uns nicht erkennbar. Da nun das Erkenntnisvermögen diese Verhältnisse als Gegenstände vorstellen soll; so müssen sie sämtlich vorstellbar, folglich den Gesetzen unterworfen sein, ohne welche das Erkenntnisvermögen überall nicht vorstellen kan, und die Erkenntnis dieser Gesetze oder der Begriffe, wodurch alle erkennbaren Gegenstände nothwendiger Weise bestimmt sein müssen, wird ihrem Inhalte nach, durch die Betrachtung der Wirkungsart des Erkenntnisvermögens selbst bestimmt, da hingegen das Übrige in unsrer Erkenntnis, wodurch die Vorstellung eines Gegenstandes hervorgebracht wird, durch die Empfindungen bestimmt wird, welche nach und nach in uns erzeugt werden, und wodurch wir die Gegenstände uns unmittelbar vorstellen. Wenn ich z. B. meine Erkenntnis von dem Golde zergliedere; so finde ich in meinem Begriffe davon verschiedene Merkmale, ohne welche mein Verstand gar kein äußeres Ding denken kan, wie daß es eine Substanz sei, die einen Raum erfülle u. s. w. Diese Merkmale sind schon durch die Natur meines Erkenntnisvermögens bestimmt. Aber dessen Schwere, Farbe, Glätte, ꝛc. sind Merkmale, welche empfunden, und deshalb in den Begriff des

Goldes aufgenommen ſind. Daß aber der Begriff des Goldes nicht leer ſei, ſondern, daß etwas exiſtire, worauf ich dieſen Begriff beziehen kan, wird allein dadurch gewiß, daß ein Gegenſtand mit dieſen Merkmalen durch die Sinne wahrgenommen werden kan.

Die allerwichtigſte Frage in der Philoſophie iſt unſtreitig die: Wie kan man ſich überzeugen, daß die Begriffe Gegenſtände haben und alſo wahre Erkenntniſſe ſind? Woher weiß ich, daß der Begriff von Gott, von Urſache ꝛc. nicht ein bloßer Gedanke in mir, ſondern daß auch noch etwas außer ihm, ſein Objekt genannt, da ſei? Alle Philoſophen haben ſich mit dieſer Frage beſchäftiget, und ſehr verſchiedene Antworten darauf gegeben. Nur ſehr wenige haben es gewagt, in den Begriffen ſelbſt das Merkmal zu ſuchen, woraus zu erkennen ſei, daß der Begriff einen Gegenſtand habe. Man iſt faſt allgemein darin einig, daß dieſes Merkmal außer dem Begriffe geſucht werden müſſe. Denn die Richtigkeit des Anſelmiſchen und Carteſiuſſiſchen Verſuchs in dem Begriffe des Allerrealſten Weſens ſelbſt ein Merkmal zu finden, woraus man das Daſein ſeines Gegenſtandes erkennen könnte, iſt allzu einleuchtend, als daß er einer ernſtlichen Prüfung bedürfte; ob ihn gleich Mendelsſohn und einige an-

dere neuere Philosophen aus der Leibnitzischen Schule wiederholt haben.

Fast alle Philosophen kommen darin überein, daß dieses gesuchte Merkmal darin bestehe, daß der Gegenstand des Begriffs entweder müsse können empfunden werden, oder daß er mit einem empfundenen Gegenstande nach Gesetzen der bisherigen Erfahrung, als Ursache oder Wirkung verknüpft sei. Das erste Merkmal läßt sich durch folgende Formel ausdrücken: »Wenn dieselben Merkmale in einem Gegenstande empfunden werden können, oder wenn eine Anschauung der Sinne meinem Begriffe entspricht; so hat er einen Gegenstand, und ist wahr.« Nach dieser Regel prüfen wir alle unsre Begriffe von den körperlichen Dingen und von den Gemüthsveränderungen. Meine Begriffe von Luft, Wasser, Feuer ꝛc. kan niemand eher wahr finden, als bis er sich überzeugt hat, daß die Merkmale, welche ich in ihnen denke, nach Einer Regel, von jedermann, der mit mir gleiche Erkenntniskraft hat, empfunden werden können. Das andere Kennzeichen wird in folgender Regel deutlich: »Wenn der Gegenstand eines Begrifs gleich nicht unmittelbar empfunden, aber doch nach einem sicheren Erfahrungsgesetze auf ihn geschlossen werden kan; so ist der Gegenstand da, und der Begrif ist also nicht leer.« Nach dieser Regel

überzeugen wir uns von der Wirklichkeit der Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne, von dem Daſein der elektriſchen und magnetiſchen Materie u. ſ. w.

Das allgemeine Geſetz der Erfahrung iſt: Ein jedes Ding in der Sinnenwelt hat ſeine Urſache in der vorhergehenden Reihe der ſinnlichen Gegenſtände. Nach dieſer Regel iſt der Gegenſtand unſrer Begriffe immer unter ſinnlichen Gegenſtänden anzutreffen, geſetzt, unſere Organe wären auch gerade nicht ſo fein, daß er durch ſie wahrgenommen werden könnte; es müßten ihm doch immer Merkmale, nach der Analogie wahrgenommener Eigenſchaften, beigelegt werden, obgleich vielleicht in ſchwächeren Graden. Wir werden immer ganz ſicher ſchließen, wenn wir die Regel befolgen: Wenn wir nach der bisherigen Erfahrung gefunden haben, daß ein gewiſſes beſtimmtes Ding die Urſache eines andern Dinges war; ſo wollen wir das letztere mit Gewißheit erwarten, wenn wir das erſtere wahrnehmen; und wenn wir eine gleiche oder eine ähnliche Wirkung wahrnehmen, ſo wollen wir auf eine gleiche oder ähnliche Urſache ſchließen.

Dieſes alles ſind bekante Sachen. Aber es entſteht die Frage, ob dieſe Regeln auch hinreichen, uns zu überſinnlichen Gegenſtänden zu führen,

nicht blos Ideen überſinnlicher Dinge in uns zu erzeugen, ſondern auch eine Erkenntnis ihrer Gegenſtände zu verſchaffen, oder uns von dem Daſein ihrer Gegenſtände zu überzeugen. Locke, und mehrere Philoſophen glaubten wirklich, daß uns dieſe Regeln auch über die Erfahrung hinaus, zu überſinnlichen Gegenſtänden bringen, und uns eine Erkenntnis von Gott, Seele, Geiſt u. ſ. w. verſchaffen könnten. Allein, wenn man die Sache genau überlegt; ſo zeigt ſich, daß uns jene Geſetze zwar von dem einen Gegenſtande der Erfahrung zu dem andern ganz ſicher leiten, aber daß ſie uns nimmermehr über das Gebiet der Erfahrung hinaus in das Gebiet nicht ſinnlich anzuſchauender Dinge bringen können, wie aus folgendem erhellet:

1. Alle unſre Begriffe ſind aus Merkmalen zuſammengeſetzt, welche entweder gedachte empfindbare Eigenſchaften, oder gedachte Handlungen des Erkenntnisvermögens ſelbſt ſind. Sondern wir dieſe Merkmale von unſern Begriffen ab; ſo verſchwindet aller Inhalt unſrer Begriffe. Wollen wir nun überſinnliche Gegenſtände denken; ſo müſſen wir ſie entweder durch ſinnliche Eigenſchaften, oder durch bloße Handlungen unſrer eignen Vermögen beſtimmen. Das erſtere widerſpricht ſich im Begriffe, weil überſinnlichen Dingen ſinnliche Eigenſchaften widerſprechen; durch unſre Erkenntnishandlungen al-

lein aber lernen wir keinen Gegenstand kennen. Folglich kan keiner unsrer Begriffe uns die Erkenntnis eines übersinnlichen Gegenstandes verschaffen.

2. Das Dasein aller Gegenstände wird entweder durch die Empfindung, oder durch die Einsicht des Zusammenhanges mit empfundenen Dingen erkannt. Auf die erste Art können übersinnliche Gegenstände gar nicht erkannt werden; es müßte also auf die zweite Art geschehen. Wenn man nun den Zusammenhang zweier oder mehrerer Gegenstände einsehen will; so setzt dieses schon die Erkenntnis gewisser Beschaffenheiten in denselben voraus, weil ich doch einen Grund in dem Gegenstande erkennen muß, weshalb ich einen solchen Zusammenhang annehme. Eine innere Eigenschaft des Gegenstandes kan aber nie durch einen bloßen Schluß erkannt werden, sondern die Vorstellung davon beruhet jedesmal auf der Empfindung oder Anschauung derselben. Nun kan aber der Mensch nichts empfinden, was nicht sinnlich ist, weil die Sinne das einzige Werkzeug sind, wodurch er empfindet. Folglich kan der Mensch die übersinnlichen Gegenstände weder durch Empfindung noch durch Schlüsse d. h. gar nicht erkennen; auch nicht ihr Dasein überhaupt ohne ihre Eigenschaften. Denn das Dasein kan in einem Dinge gar nicht gedacht werden, ohne daß

man es erſt als etwas beſtimmtes denkt, d. i. ohne irgend eine erkannte Eigenſchaft. Daſein iſt ein Begrif, wodurch wir ein Ding entweder als empfunden, oder als zuſammenhangend mit dem Empfundenen denken; ein Verhältnisbegriff, der alſo vorausſetzt, daß man die Sache, deren Daſein man denken will, ſchon als etwas Beſtimmtes erkennt.

Unſre bisherige Metaphyſik hat es hauptſächlich mit dem Überſinnlichen zu thun. Gott, Seele, Freiheit, der abſolute Urſprung der Welt ꝛc. dieſes waren vornehmlich die Gegenſtände, womit ſie ſich beſchäftigte. Alle dieſe Dinge können aber nicht durch die Sinne wahrgenommen werden, und haben gar keine ſinnlichen Eigenſchaften. Folglich ſchließt Kant, war es auch niemals möglich, zu irgend einer Erkenntnis derſelben zu gelangen, und alle ſo hochgerühmte Einſicht in die Natur dieſer Gegenſtände muß auf einer gröbern oder feinern Selbſttäuſchung beruhen, die ſich bei genauerer Unterſuchung dieſer vermeinten Erkenntniſſe auch wirklich entdeckt.

Es ergiebt ſich, wie ſchon erinnert iſt, daß alle unſere Begriffe ihren Inhalt theils aus der urſprünglichen Empfindung der Gegenſtände, theils aus den Handlungen des Erkenntnisvermögens ſelbſt nehmen. So ſind die Begriffe von der rothen Farbe, dem Harten, Flüſſigen u. ſ. w. aus der erſte-

ren, die Begriffe des Raums, der Zeit, der Größe u. ſ. w. aus der leztern Quelle entſtanden. Da wir nun gewohnt ſind, unſre Begriffe auf Gegenſtände zu beziehen, oder zu jedem Begriffe einen Gegenſtand in der Einbildung vorläufig zu erzeugen; ſo entſteht leicht der Schein, als ob wir in den Begriffen, in welchen nichts, als die Art und Weiſe, wie unſer Erkenntnisvermögen zuſammenſezt und verbindet, gedacht wird, ſchon wirkliche für ſich beſtehende Gegenſtände erkännten, wo ſich doch bei näherer Unterſuchung ergiebt, daß dieſe Begriffe nirgends als in den ſinnlichen Gegenſtänden ſelbſt ihre Anwendung finden, für ſich allein aber gar keinen Gegenſtand außer ſich haben. So iſt z. B. der Raum, für ſich betrachtet kein Gegenſtand; er iſt blos die Art und Weiſe, ſich die Materie vorzuſtellen, und wird alſo erſt dadurch etwas, daß Materie vorgeſtellt wird. Auch wird man leicht entdecken können, daß alle Bilder, welche die Einbildungskraft erzeugt, jene allgemeinen Begriffe anſchaulich zu machen, ſelbſt Bilder ſinnlicher Gegenſtände ſind.

Der Begrif, welcher eigentlich die ganze Metaphyſik erzeugt hat, iſt der Begrif des Abſoluten oder lezten Grundes der Dinge. Dieſe Idee iſt nun offenbar nicht durch eine Wahrnehmung des Abſoluten, ſo wie etwa der Begrif der Sonne,

der Menſchen, Thiere, ꝛc. entſtanden, denn das Abſolute wird nirgends wahrgenommen; ſondern ſie iſt von der Vernunfthandlung abgezogen, welche darin beſteht, daß die Erkenntniſſe durch die Vernunft, wie Gründe und Folgen, verknüpft werden, und daß die Vernunft nicht eher aufhören ſoll, die Gründe zu ſuchen, bis ſie den letzten oder abſoluten Grund gefunden hat. Hier entſpringt alſo aus der Vernunfthandlung ſelbſt die Idee von etwas abſolutem. Aus dieſer Idee kan aber gar nicht geſchloſſen werden, daß auch ein ihr entſprechender Gegenſtand da ſei. Um das letztere zu beweiſen, müßte ein abſoluter Gegenſtand, als verſchieden von der Idee deſſelben, empfunden werden können. Da aber alle empfindbare Dinge andere Urſachen vorausſetzen; ſo iſt die Wahrnehmung eines abſoluten Gegenſtandes völlig unmöglich, und kan in unſerm Erkenntnisvermögen nie möglich werden, wenn es auch noch ſo ſehr an Vollkommenheit zunähme. Folglich bleibt der Begriff des Abſoluten ſtets eine bloße Idee, welche nur durch ein Merkmal beſtimmt werden kan, das aus dem Gegenſtande ſelbſt hergenommen, oder in ihm erkannt wäre. Ob ihr alſo irgend ein Ding entſpreche oder nicht, kan nie entſchieden werden, da ſelbſt die bloße Nachfrage nach einem abſoluten Dinge, wenn man ſie genau prüft, etwas in ſich unverſtändliches iſt. So viel

ist gewiß, daß ihr kein sinnliches Objekt entsprechen könne, daß also ihr Gegenstand für uns so gut als nichts sei.

Unterdessen ist der Trieb, das Absolute zu erforschen, so groß, daß der menschliche Geist nie aufgehört hat, Versuche zu machen, um zur Erkenntnis desselben zu gelangen, und er wird durch nichts aufgehalten werden können, seine vergeblichen Bemühungen zu wiederholen, als durch einen deutlichen Beweis, daß er bei diesen Untersuchungen nach einer Erkenntnis strebt, die für ihn selbst ganz unmöglich ist. Den absoluten Grund der Erscheinungen des innern Sinnes, des Empfindens, Denkens und Wollens, hat man sich durch den Begriff der Seele gedacht, und darauf eine razionelle Psychologie, oder eine Wissenschaft von dem Dinge, Seele genannt, zu erbauen gesucht. In der Kosmologie suchte man die absoluten Anfänge der äußeren Erscheinungen oder der materiellen Welt zu bestimmen; und der absolute Grund alles Seins und Werdens überhaupt, war der Gegenstand der metaphysischen Theologie.

Untersucht man nun 1) den Begriff einer Seele als des letzten Subjekts alles Denkens, Empfindens und Wollens, das man auch mit dem Namen Ich bezeichnet; so findet sich, daß dieses Ich immer nur ein Gedanke bleibt, wodurch im allgemeinen die

Bedingung alles Denkens gedacht wird, ohne daß dadurch bestimmt ist, ob für diesen Begrif auch ein Gegenstand da sei, und was derselbe für Eigenschaften besitze. Denn anstatt in den Gegenstand selbst, (der doch immer von dem Begriffe desselben verschieden sein muß) einzugehen, und daraus die Merkmale anzugeben, welche ihm zukommen, giebt man den Begriff selbst für den Gegenstand aus, und verhandelt die Erkenntnis des Begriffes für die Erkenntnis des Gegenstandes. Anstatt das Ich selbst vorzuzeigen, und uns dadurch eine Erkenntnis desselben zu verschaffen, verweiset man uns auf einen bloßen Gedanken, dessen Objekt ganz umsonst gesucht wird, und meint, Bestimmungen des Objekts anzugeben, da man doch blos Merkmale des Gedankens vorbringt. So bauet man den ganzen Beweis der Einfachheit der Seele auf den Begrif, daß das Denken etwas Unräumliches ist, und der Gedanke Ich ein einfacher Gedanke ist. Aber es folgt weder aus dem ersteren, daß alles, was etwas nicht räumliches hervorbringt, nicht zusammengesetzt sei, noch aus dem letzteren, daß alles was einfache Merkmale hat, auch selbst einfach sei. Der Umstand, welcher die ganze Richtigkeit der rationalen Psychologie mit einemmahle darthut, ist, daß dem Begriffe des Ich nichts in der Empfindung entspricht, und unter keiner Voraussetzung entspre-

chen kan; daß also der Begrif des Ich ganz leer von solchen Merkmalen ist, welche tauglich wären, einen Gegenstand durch sie zu erkennen; woraus also folgt, daß alle Wissenschaft der Seele, die darauf gebauet wird, ein Gewebe leerer Gedanken sei. — Fast noch unrichtiger, als diejenigen, welche das Absolute unter Begriffen suchen, verfahren diejenigen, welche es in der Materie selbst anzutreffen gedenken, die das Absolute mit den Sinnen anschauen wollen, und eben dadurch zu erkennen geben, daß sie keinen deutlichen Begrif von ihrer eignen Meinung haben. Der Immaterialist ist ein Metaphysiker, welcher das absolute Subjekt des Denkens mit dem Gedanken des Ich verwechselt: der Materialist ist ein Metaphysiker, welcher sich einen Begriff der Materie erdichtet, der gar kein Objekt hat, und in diesem erdichteten Begriffe der Materie eine Erkenntnis des denkenden Subjekts gefunden zu haben glaubt, da er doch in demselben alle Erkenntnis, sowol der Materie, als der Gedanken aufgehoben hat, und also in seinem Begriffe gar nichts erkennt. Denn was ist eine Materie, welche denkt? Materie muß doch immer mit allen ihren Prädikaten Gegenstand des äußeren Sinnes bleiben? Nun ist aber das Denken und Empfinden gar kein Gegenstand des äußeren Sinnes. Woher kan man also wissen, daß eine Ma-

terie denkt, empfindet oder will, wenn weder das eine, noch das andere jemals in irgend einer Materie wahrgenommen werden kan, und eine durch keinen äußeren Sinn, weder unmittelbar noch mittelbar wahrnehmbare Materie ein Unding iſt. Hieraus iſt alſo klar, daß der Materialismus nicht vernünftiger iſt, als der Immaterialismus, daß beide auf Gedankenſpiele mit leeren Begriffen hinauslaufen, und daß alſo alle Metaphyſik über die Seele eine eitle Wiſſenſchaft ſei.

1) Mit den Unterſuchungen über den Anfang und über das Ende der Welt, über die Uranfänge der Materie, über die freien oder erſten Urſachen in derſelben, über das abſolutnothwendige Weſen in oder außer ihr, u ſ. w. hat es eine völlig ähnliche Bewandnis. Denn man darf nur eine geringe Überlegung über dieſe Begriffe anſtellen, um zu finden, daß es völlig unmöglich ſei, daß ihr Gegenſtand jemals empfunden werde. Sie ſchließen ſchlechterdings alle Gegenſtände aus, die je in einer möglichen Erfahrung vorkommen können, und ſind alſo bloße Gedanken, aus welchen allein niemals auf die Exiſtenz ihrer Gegenſtände geſchloſſen werden kan. Alle ſogenannten Beweiſe für den Weltanfang, die einfachen Prinzipien der Materie ꝛc. gründen ſich auf das Spiel mit den Begriffen eines vollſtändigen Ganzen, einer abſoluten Vollen-

dung und dergleichen. Da aber alle die Begriffe, woran ſich das Merkmal des Abſoluten hängt, leer und ohne realen Inhalt ſind; ſo ſieht man wohl, daß ſie eine ſchlechte Stütze für andere Sätze ſind. Kurz, ehe man an einen Beweis eines Satzes denkt, der aus einem dieſer Begriffe gezogen iſt; ſo überlege man nur erſt, wodurch man beweiſen wolle, daß der Begrif ſelbſt einen Gegenſtand habe, und man wird ſogleich die Nichtigkeit der ganzen Unternehmung einſehen.

3) Prüft man die Idee eines allerrealſten Weſens, welche die Grundlage der razionalen Theologie ausmacht; ſo darf man nur ebenfalls nachſinnen, wo wol das Kennzeichen der Exiſtenz eines ſo erhabenen Weſens zu ſuchen ſei? Nun kan faſt ein Kind begreifen, daß der bloße Begrif eines ſolchen Weſens hierzu nicht hinreiche. Alſo müßte dieſes Merkmal in dem Gegenſtande ſelbſt geſucht werden, und da wir keinen reellen Gegenſtand uns ohne durch Empfindung vorſtellen können, dieſe Art der Vorſtellung aber bei dieſem Weſen gar nicht ſtatt findet; ſo ſieht ein jeder, daß auch dieſer Begrif leer bleibe, und daß alle Beweiſe für deſſen Daſein bloße Spielereien der vernünftelnden Vernunft ſein, die nimmermehr fähig ſind, weder wahre Überzeugung noch wahre Erkenntnis von dem Gegenſtande dieſer Idee hervorzubringen.

Man hat zwar immer sehr viel auf die Schlüsse gebauet, wodurch man den Zusammenhang eines solchen Wesens mit den wahrgenommenen Begebenheiten in der Welt zu erweisen gesucht hat. Allein, da jede sinnliche Begebenheit immer nur auf eine andere sinnliche Begebenheit, als ihre Ursache, hinweiset; so kan uns diese Schlußart nie über die Grenzen der Sinnenwelt selbst hinausführen, und der Begrif einer abfoluten Ursache, welche an der Spitze aller übrigen steht, bleibt für uns in allen Zeiten eine leere Idee, von deren Gegenstande niemals eine solche Erkenntnis für uns möglich wird, daß wir sollten gewisse Eigenschaften in ihm bestimmen, und so sein Dasein beweisen können. Die Merkmale, wodurch man gewöhnlich dieses Objekt zu bestimmen pflegt, sind sämtlich theils Empfindungsmerkmale, die eben deshalb wieder aufgehoben werden müssen, theils negative Begriffe, wodurch man gar nichts erkennt, theils solche, welche blos die Denkform ausdrücken, die also den Gegenstand ganz unbekant lassen, und wodurch überall nicht bestimmt wird, ob ein Gegenstand da sei. Es giebt daher gar keinen möglichen Weg, zur Erkenntnis des Übersinnlichen zu gelangen, und alle Metaphysik, in sofern man darunter eine Wissenschaft des Übersinnlichen versteht, ist ein leeres Hirngespinnst.

So

So sehen sie also, daß die Resultate der Kantischen Philosophie mit unsern ehemaligen Ahnungen, daß nehmlich alle Metaphysik deswegen mislinge, weil sie unmöglich sei, übereinstimmt. Ich habe Ihnen von der tiefsinnigen Zergliederung, wodurch er den Beweis, daß alle Erkenntnis des Übersinnlichen unmöglich sei, herausbringt, nur wenig anführen können und wollen. Sie mögen sich selbst daran weiden, wenn es Ihnen Ihre Muße verstattet. Es ist zu meinem Zwecke hinreichend, wenn ich Sie auf den Hauptpunkt seiner Philosophie im Allgemeinen aufmerksam gemacht habe, welcher darin besteht: »daß zur Erkenntnis eines jeden Gegenstandes nicht blos das Denken, sondern zugleich die Wahrnehmung welche durch mittelbare oder unmittelbare Empfindung geschieht, gehört, und das was daher aller Wahrnehmung widerspricht, kein Objekt menschlicher Erkenntnis werden könne, und alle Bemühung, dahin zu gelangen, vergeblich sein müsse.«

(Die Fortsezung folgt.)

II.

Über die Homeriſche Poeſie.

Mit Rückſicht auf die Wolfiſchen Unterſuchungen. 1)

Die älteſten Bewohner Griechenlands werden uns als halbthieriſche Wilde dargeſtellt, welche ohne den

1) Es iſt das gewöhnliche Schickſal großer wiſſenſchaftlicher Erfindungen; anfangs mehr allgemein angeſtaunt, oder auch, wie es der Zufall will, angefeindet, als verſtanden und gebraucht zu werden. Faſt jeder Theil der geſammten Alterthumskunde darf unmittelbar und mittelbar ein neues Licht, ja eine neue Geſtalt von den Wolfiſchen Entdeckungen über die Homeriſche Poeſie erwarten. Noch aber werden die Prolegomena, dieſes Meiſterwerk eines mehr als Leſſingſchen Scharfſinns häufig eben ſo ſehr (vielleicht auch aus einigen ähnlichen Gründen) misverſtanden, wie nur immer Kants Kritik der reinen Vernunft, da ſie zuerſt die öffentliche Aufmerkſamkeit an ſich zog. Sie haben den Geiſt eigner, kritiſcher Unterſuchungen bei weitem noch nicht ſo ſehr erregt, als ſie könnten und ſollten. Dieſes Bruchſtück aus einer Abhandlung über die Zeitalter, Schulen und Dichtarten der griechiſchen Poeſie mag vorläufig zeigen, wie ich die Wolfiſchen Entdeckungen für die Kunſtgeſchichte zu benutzen verſucht; und kan den Kennern und Freunden des Alterthums zugleich als Probe eines Grundriſſes der Geſchichte der klaſſiſchen Poeſie der Griechen und Römer dienen, welche im künftigen Jahre erſcheinen wird.

Gebrauch des Feuers in Wäldern umherschweiften, oder sich in Höhlen verkrochen, und durch Kräuter Wurzeln und Eicheln ihr dürftiges Dasein fristeten. Im heroischen Zeitalter hingegen, zeigt uns die Homerische Urkunde schon mächtige Fürsten, große Ungleichheit des Vermögens und der Rechte; eine weit stärkere Bevölkerung endlich, als ein wanderndes Leben ohne Heimat zu erlauben scheint. Alles dies deutet an, und setzt voraus, daß der Ackerbau, der Vater der Verfeinerung und der Knechtschaft schon lange eingeführt sein mußte. Auch setzt Hesiodus [2]) das goldne Zeitalter drei Zeitalter vor dem heroischen; und das silberne bezeichnet Ovid durch den Ursprung des Ackerbau's. Denn was ist das goldne Zeitalter anders, als ein verschönertes Bild von der sorgenlosen Freiheit des Wilden, den die Erde noch ungezwungen nährt? — Sie ist es, nach welcher der müde Anbauer, der so oft nur den Pflug der Bildung mit Schweiß und Pein treibt, ohne sich an ihren Früchten zu laben, immer sehnsuchtsvoll zurückseufzt, und ihr alle Glückseligkeit leiht, die er vergebens wünschte, und alle Sittlichkeit, die er verloren zu haben glaubt. Schon der Dichter der Iliade nennt die »Pferde-

2) Ἔργ 109 — 171.

melker« die gerechtesten Erdebewohner [3]); und dem Sänger der Odyssee war die Lebensart wilder Hirten so fremd, daß er sie mit den andern Mährchen von den Cyklopen in ein fernes Wunderland verweißt (IX. 108—115).

Überall, wo der Mensch nur etwas über die Thierheit aufathmet, giebt es Priester und Barden. Das Dasein der griechischen Poesie vor dem Trojanischen Kriege ist ausgemacht [4]); und diesen nebst dem Zuge der Argonauten und der sieben wider Thebä kan man schon als die eigentliche Blüte des Heldenthums ansehn. — Epische Dichter konnte es freilich nicht eher geben, als es Heroen und heroische Thaten gab. Doch sobald der Anpflanzer nur einigen Überfluß genoß, begleitete man wol die festliche Freude [5]) der Weinlese, und fröhliche Tänze [6]) mit Gesang. Klaggesänge der Bardenzunft, wie bey Hektors Begräbnisse [7]), setzen schon

3) Iliad. XIII, 5. 6. Wenn man sich dabei an die Meinungen griechischer Denker von den Scythen, und an die Ansicht des Tacitus von den germanischen Wilden erinnert: so kan man sich einer gewissen Rührung nicht erwehren. Wahrer ist das erhabne Gemählde, welches Lukrez V, 923 — 1008. von dem Zustande des Wilden entwirft.

4) Plin. VII, 56.

5) Iliad. VIII, 569.

6) ibid. 605.

7) Iliad. XXIV. 710.

ſchon fürſtliche Macht und heroiſche Ungleichheit voraus. Aber ſollte nicht ſchon der umherſchweifende Wilde ſeine geliebten Verſtorbenen in Geſängen beweint haben? Gewiß: wenigſtens ſuchte er die zürnenden Götter durch Lieder zu verſöhnen [8]), und das Blut einer Wunde durch Beſchwörungsgeſänge zu ſtillen. [9])

Es iſt dem allgemeinen Gange der menſchlichen Natur ſehr gemäs, daß Prieſter und Barden beſonders zu dem entſcheidenden Übergang der Griechen vom nomadiſchen Leben zum Ackerbau ſehr thätig mitwirkten und durch lehrende Geſänge den rohen Anpflanzer zur Geſelligkeit, und wenn auch nicht zu echter Sittlichkeit, doch zu einiger Ordnung des Lebens und Beharrlichkeit der Neigungen bildeten. Dieſe älteſten Menſchenbildner mußten um ſo mehr durch höhern Geiſt über die Menge herſchen, weil die Macht der Helden doch erſt bei wachſender Bevölkerung und Ungleichheit durch die fortgeſetzte Gewalt und Liſt vieler Geſchlechter ſo

8) Iliad. I, 472. Wenn die ganze Stelle Iliad. I, 430 — 492, ein aus Homeriſchen Gemeinplatzen, entlehnten Verſen, und wenigen durch Einzigkeit oder Härte des Übergangs verdächtigen Verbindungsworten zuſammengeflicktes Machwerk der Diaskeuaſten iſt: ſo kan dieſe Stelle freilich das nicht beſtätigen, was aber auch eigentlich keiner Beſtatigung bedarf.

9) Odyſſ. XIX, 457.

hoch steigen konnte, wie wir sie in der Homerischen Welt finden, wo Kalchas,

»der Erkenner, was ist, und sein wird, und was zuvor war,«

neben Agamemnon schon als ein sehr untergeordnetes Wesen erscheint, und der wandernde Seher von der Gastfreiheit aller Leichtgläubigen lebt [10]), wie der Barde im Hause eines Fürsten. Aber auch in der Homerischen Darstellung unterscheiden sich von diesen spätern epischen Sängern sehr bestimmt und sehr auffallend jene frühern lehrenden und weissagenden Barden, welche ein höherer Glanz von grauem Alterthum, priesterlicher Heiligkeit und fürstlichem Ansehen zu umschweben scheint. Melampus, der Urgroßvater des Amphiaraus, »der untadeliche Seher,« wird [11]) als ein reicher Güterbesitzer, und mächtiger Fürst bezeichnet. Tiresias,

— »der blinde Proset, dem ungeschwächt der Verstand ist,«

naht sich dem Odysseus mit einem goldnen Stabe, und wird ein Fürst genannt. [12]) Nur von einem berühmten Barden dieser ältern Gattung konnte Homer singen:

10) Odyss. XVII, 382.
11) Odyss. XV, 223 — 256.
12) Odyss. X, 495. XI, 91. 150.

— — — »Dorion, dort wo die Muſen
Findend den Thrakier Thamyris einſt des Geſanges beraubten,
Der aus Öchalia kam, von Eurytos. Denn ſich vermeſſend
Prahlt' er laut zu ſiegen im Lied, und ſängen auch ſelber
Gegen ihn die Muſen, des Ägiserſchütterers Töchter.
Doch die zürnenden ſtraften mit Blindheit jenen und nahmen
Ihm den holden Geſang, und die Kunſt der tönenden Harfe.«

Die älteſten griechiſchen Barden waren alſo Prieſter, waren nach Strabo's Meinung [13]) Muſiker d. h. Barden; wie man auch dem Pythiſchen Orakel die Erfindung des Hexameters zu verdanken glaubte [14]): und wenn es einen Orpheus gab; ſo war er weder ein trunkner Schwärmer, noch ein ſchlauer Geheimniskrämer, ſondern einer dieſer ehrwürdigen Ahnherren der menſchlichen Bildung.

Nach allen vorhandnen Andeutungen und Wahrſcheinlichkeiten war der lehrende Geſang dieſer alten

13) Exc. libr. VII, p. 508. A.

14) Plin. VII, 56.

Seher nicht ein freies Spiel der Einbildungskraft, sondern Befriedigung eines ernsten Bedürfnisses, und eben darum nicht eigentlich schöne Kunst; so wenig wie jene unwillkührlichen Ausbrüche eines leidenschaftlichen Dranges in gemeßnen Worten, Lauten und Sprüngen, in denen das poetische Vermögen des Menschen sich zuerst äußert, lyrische Gedichte sind. — Sollten, außer den heiligen Vorschriften, Weissagungen, Beschwörungen und Gebeten in der aller einfachsten Weise, auch die frühesten Urkeime der künftigen Göttersage in dieser Vorzeit der Poesie ein Gegenstand derselben gewesen, und nicht blos in leidenschaftlichen Liedern, sondern auch in kunstlosen Erzählungen fortgepflanzt sein: so darf man doch die ruhigere Besonnenheit, die freiere Darstellung, und schönere Dichtung hier noch nicht erwarten, durch welche die rohe Erzählung erst zum Epos wird.

Der erzählende Barde ist der natürliche Begleiter der Heroen, und mit dem Heldenthum entstand, wuchs und blühte in Griechenland auch das Epos. Stärke, Verstand und Schönheit [15]), welche selbst unter den freien Wilden des goldnen Zeitalters eine natürliche Ungleichheit hervorbrachten, hatten auch bei der Besitznehmung des Eigenthums

15) Lukr. V, 1110 — 1115.

und dem Anbau des Landes [16]) einen entscheidenden Einfluß. Sobald der Hang zur Geselligkeit die Liebe zur Freiheit und Gleichheit überwunden hat, kan man die Menge als einen rohen politischen Stoff betrachten, der sich zu gestalten strebt. Noch unfähig sich selbst zu bestimmen und zu bilden, wird er eine äußere Einheit suchen, an die er sich anschließen könne: alle Schwächern werden sich um den nächsten mächtigen vereinigen. Zwar blieben die natürlichen Vorzüge, wodurch die Übermacht erworben war, auch unentbehrlich, um sie zu erhalten: doch mußte die Ungleichheit durch die natürlichen Wirkungen jenes Bildungstriebes, und durch die Erblichkeit des Eigenthums sehr schnell und sehr stark erwachsen, und bei den Begünstigten Überfluß und Spiellust erzeugen. Durch den Stolz der Helden und die Eifersucht der Geschlechter allein, muß die Väterſage schon beinahe zum Gedicht anschwellen. Wenn sich nun aber bei steigender Ungleichheit und Entwicklung der Geist allmählich über das bloße Bedürfnis erhebt, und der Sinn für Dichtung und Schmuck erwacht: dann macht die freie Kraft, die wunderbare Größe, die reizende Mannichfaltigkeit des heroischen Lebens auf die noch frischen Gemüther einen unglaublich starken Eindruck.

16) Lukr. V. 1110 — 1115.

Wie mit durſtigen Blicken hängt die horchende Menge an den Lippen des Göttlichen,

— — »der von Gott zu Geſange begeiſtert
Sie erfreut, wie auch immer das Herz zu ſingen ihn antreibt.«

Jetzt ſinkt der Prieſter vom Fürſten zum Fürſtendiener herab, und vermag nur den Willen der Herſcher durch ſeine Würde zu heiligen [17]. Jetzt trennt ſich der Dichter vom Seher, weil ihr ungleichartiges Geſchäft nicht mehr in derſelben Bruſt Raum hat. Es bildet ſich ein neues, nicht ſo mächtiges und heiliges, aber doch geehrtes Geſchlecht erzählender Barden, die in frölicher Armuth umherwandern, ſicher an jedem Heerde, wo die Freude ſpielt, eine freundliche Heimat zu finden. Oder dieſe Lieblinge der Natur lebten auch ſorgenfrei und geehrt im Schoße eines üppigen Fürſtenhauſes, wie Demodokus bey dem Könige der ſeligen Phäaken; Phemios, der

— — »genug der Geiſtes Erquickungen wußte
Thaten der Götter und Männer, ſo viel im Geſange berühmt ſind,«

17) So wurden ſie auch wol von mächtigen Helden gebraucht, wenn es die Ermordung eines Königsgeſchlechts galt, welche man doch ſchon für ſehr fürchterlich hielt. Odyss. XVI, 400. sequ.; oder um den Fürſten verhaßt zu machen. Odyss. XVI, 95. 96.

in der Wohnung des Odyſſeus, und der göttliche Barde beim Menelaus. — Erzählender Geſang war die ſchönſte Blüte in dem Kranz ihrer ſinnlichen Freuden. Staunend über die Seligkeit der immer frölichen Phäaken ruft Odyſſeus:

— — — »wenn ein Freudenfeſt im ganzen Volk ſich verbreitet,
Und in den Wohnungen rings die Schmauſenden horchen dem Sänger
Solches däucht mir im Geiſt die herrlichſte Wonne des Lebens!«

Merkwürdig iſt es, daß in der Iliade nur der müßige Achilles ſein Herz durch Geſang erfreut. Die Leier wird in dem Dichter immer als eine ſolche bezeichnet,

— — »die dem Mahle zur Freundin gaben die Götter;«

und die griechiſchen Barden entflammten die kämpfenden Helden nicht durch Schlachtgeſänge, wie die germaniſchen [18]): Friede und Freude war das Element ihrer ſpielenden Kunſt.

18) Wenn das Kriegslied ſich nicht durch echte Hoheit der einzelnen Empfindungen und durch eine geſetzmäßige Anordnung des Ganzen zu einem lyriſchen Gedicht erhebt; ſo iſt es nur unwillkürliche Äußerung eines leidenſchaftlichen Drangs und nicht eigentlich ſchönes Kunſtwerk.

Der Mittelzuſtand zwiſchen freier Wildheit und bürgerlicher Ordnung iſt überhaupt der Entwicklung des Schönheitsgefühls ſehr günſtig [19]). Er vereinigt die friſche Kraft der noch ungezähmten und ungeſchwächten Natur, und die Geſelligkeit, Reizbarkeit, den Überfluß, die Spielluſt der Bildung. Um ſo mehr bei den einzig begünſtigten Griechen, deren Übergang vom wandernden Leben zu einer feſten Verfaſſung mit einer wohlthätigen Langſamkeit fortrückte: denn erſt nach der Rückkehr der Herakliden und der ioniſchen Völkerwanderung, ſetzte ſich der gährende Stoff einigermaßen zur Ruhe. Nur denke man nicht, daß dieſe »allbeſungne« Begünſtigung blos in einem üppigen Boden, warmer Luft und heiterm Himmel, oder in einer vorzüglichen Stammesart unbekanten Urſprungs beſtand. Wo ſich, bei allen dieſen Vorzügen ſelbſt in noch höherm Maaße als in Griechenland, ungeheure Erdflächen ausbreiten, wie in Aſien: da muß die Entwicklung ſehr bald durch künſtliche Bande durchaus gehemmt werden. Eben weil der politiſche Bildungstrieb hier gleich anfangs keine heilſamen Schranken und Hinderniſſe findet, bleibt er auf der erſten Stufe ſtehen, welche wie bei allen lebendigen Kräften eine Art Kriſtalliſazion iſt. Die kleinern

19) S. Kants Kritik der Urtheilskraft S. 249.

Herſcher ſchließen ſich immer wieder an die größern an, und mit unglaublicher Schnelligkeit muß alles in eine große Deſpotie zuſammenfließen. Griechenland hingegen iſt zum Glück für die Menſchheit durch die Natur vielfach getrennt; und die Stellen, welche es beherſchen, nur zu kennen, erfordert eine ungleich größere Ausbildung der Kriegskunſt, der Schiffahrt und des Handels, als im heroiſchen Zeitalter ſtatt finden konnte. Die Heroen konnten hier nicht zu einem einzigen Deſpoten, die Prieſter nicht zu einer orientaliſchen Kaſte zuſammenwachſen. Die Hemmung der politiſchen Kriſtalliſazion erhielt durch eine freiere Reibung die Schnellkraft des menſchlichen Geiſtes, und ward die erſte Veranlaſſung einer höhern politiſchen Organiſazion. — Dieſe unſchätzbare Freiheit erhielt dadurch noch einen größeren Werth, daß die Natur des Landes die Griechen gleich anfangs zu einer vielſeitigen Ausbildung nöthigte und veranlaßte. Die alten Römer waren ein freies, wackeres und fröliches Volk: weil ihre Lage ſie aber auf den Ackerbau und den Krieg einſeitig beſchränkte, ſo erhoben ihre Geſänge ſich nicht über die bäuriſche Luſtigkeit, bis ihre Begierde nach Beſitz alle Schranken überſtieg, und ſie auch die griechiſchen Künſte eroberten. — In der Lebensart der griechiſchen Stämme finden wir hingegen die mannichfaltigſte und glücklichſte

Mischung von Landbau und Schiffahrt, von Krieg und friedlichem Handelsverkehr.

Das griechische Heldenthum war denn auch in seiner Blüte die schönste Vereinigung des Großen und Reizenden, und die Morgenröthe der klassischen Poesie. Freies Spiel der Empfindungen und der Vorstellungen sind das unterscheidende Merkmal der Schönheit, und durch Selbstthätigkeit wird die Darstellung zum eigentlichen Gedicht. Diese Selbstthätigkeit muß sich freilich immer noch nur an das Gegebne anschließen: aber der Dichter kan doch nun schon unter dem aufgefaßten Stoff wählen, das Gemählde für den sinnlich schönen Genuß nach Gesetzen des menschlichen Gemüths frei mischen, ordnen und schmücken. Mit diesen Merkmalen beginnt die erste Bildungsstufe der schönen Kunst, und das epische Zeitalter der griechischen Poesie. Das epische Zeitalter; denn in diesem, welches wir in der politischen Geschichte das heroische nennen würden, erhielt die epische Dichtart, das eigenthümliche Erzeugnis desselben, nicht nur die Gestalt, welche die Grundlage auch der spätesten Umbildungen blieb: sondern erreichte auch ihre höchste Blüte und Reife.

Zwar erklärten alle griechischen Forscher, welche nur einiger nüchternen Prüfung fähig waren, von Herodot bis Sextus, die angeblich vor-

homeriſchen Gedichte für nachhomeriſch, und hielten die Iliade und Odyſſee für die älteſten aller vorhandnen alten Geſänge; aber doch darf man ſo wenig zweifeln, es habe auch vor dem Homer Dichter gegeben [20]), daß die ſo natürliche Vermuthung einer vorhomeriſchen Periode der epiſchen Kunſt ſich aus der Iliade und Odyſſee ſelbſt erweiſen läßt. Die ſehr häufigen Hindeutungen auf ältere Lieder [21]) im Homer, der ſo oft ſchon bekannte Sagen zu einer ſchönen Epiſode kurz zuſammenfaßt, zuweilen auch nur darauf anſpielt [22]), nicht zu erwähnen: ſo iſt ja in der homeriſchen Welt die Kunſt der erzählenden Barden ſchon ein beſtimmtes Gewerbe, welches ſeinen Mann ſo gut wie irgend ein andres gemeinnütziges, auf Koſten der öffentlichen Gaſtfreiheit nährte. So ſagt Eumäus zum Antinous:

— — »wer geht doch hinaus, die Fremdlinge ſelber berufend,
Andere, als ſie allein, die gemeinſame Künſte verſtehen:
Als den Seher, den heilenden Arzt und den Meiſter des Baues,

20) Cic. Brut 18.
21) Z. B. die allbeſungne Argo Od. XII, 70. S. Voſſens myth. Br. II, 189.
22) Z. B. Od VII, 323.

Oder den göttlichen Sänger der uns durch Lieder erfreuet?
Diese beruft ein jeder, so weit die Erde bewohnt ist.« [23])

Überdem läßt die zwar nicht üppige, aber doch reiche Fülle, in der Darstellung der Phäaken zum Beispiel, oder in der Wanderschaft des Odysseus, und manchen andern Stellen Vorgänger vermuthen, welche die Kunde der Vorzeit nicht mehr roh überlieferten, sondern schon dichterisch schmückten, und Künstler zu heißen verdienten. Denn es wäre wider die Natur der menschlichen und insbesondre der griechischen Bildung, zu denken, daß nur diese Kunstart, als eine einzige und unbegreifliche Ausnahme von dem allgemeinen Gesetz, durch einen plötzlichen Sprung, nicht durch allmähliches Wachsthum zur Vollendung gelangt sei.

Diese wenigen, aus geringen, oft halbverloschnen Spuren, und furchtsamen Vermuthungen zusammengesetzten Züge sind, wenn man die Widerlegung alter Irrthümer bei Seite setzt [24]), beinahe alles, was wir haben, um den unermeßlichen Zwischen-

23) Od. XVII, 383. seq.

24) Die Sage vom Orpheus, und das Vorgeben einer vorhomerischen Musik unter den Griechen ist im ersten Abschnitt der ganzen Abhandlung geprüft worden.

ſchenraum von dem erſten Drange in der Bruſt des Wilden, ſich eine Empfindung zu wiederholen, ſie feſtzuhalten, und ähnlichen Weſen mitzutheilen, bis zur Höhe einer Ilias und Odyſſee, auszufüllen! — Mit dieſen älteſten Denkmalen der klaſſiſchen Kunſt wird es Tag in der Geſchichte der griechiſchen Poeſie und überhaupt der griechiſchen Bildung: denn ſo viele Dunkelheiten und Zweifel ſie dem Forſcher auch noch übrig laſſen mögen, ſo ſind ſie doch, im Ganzen genommen, und beſonders in Vergleich mit den Prieſtermährchen, welche überall und ſelbſt in der älteſten griechiſchen Staatengeſchichte, den meiſten noch immer für unbezweifelte Wahrheiten gelten, die glaubwürdigſten Urkunden des griechiſchen Alterthums. Ich nähere mich ihnen nicht ohne einige Verlegenheit. Ein richtiger, beſtimmter und klarer Begriff von der homeriſchen Poeſie iſt für jeden, welcher die griechiſche Poeſie zu kennen ernſtlich ſtrebt, beinahe das »Eine, was Noth iſt«. Nun ſcheint aber hier jeder Schritt der Unterſuchung eine neue endloſe Ausſicht der wichtigſten und anziehendſten Nachforſchungen zu eröffnen; und die Abſicht dieſer Abhandlung, den ganzen Inbegrif der griechiſchen Poeſie zu ordnen, ſetzt doch für die einzelnen Theile beſtimmte Grenzen. Ich kan daher hier die allgemeinen Umriſſe nur vorläufig aufſtellen.

Zuvor aber muß ich den Leſer bitten, die gewöhnlichen Meinungen der Theoriſten über die Epopöe, ihren Mechanismus und ihre Regeln für einen Augenblick ganz zu vergeſſen.

Die epiſche Dichtart iſt unter allen die einfachſte. Sie ordnet eine unbegrenzte Vielheit möglicher, äußrer, durch urſachliche Verknüpfung verbundener Gegenſtände durch Gleichartigkeit des Stoffs und Abrundung der Umriſſe zu einer blos ſinnlichen Einheit [25]). Dieſe epiſche Harmonie iſt von der dramatiſchen Vollſtändigkeit ſo durchaus verſchieden, als eine poetiſche Handlung von einer unbeſtimmten Maſſe poetiſcher Begebenheiten. Wenn der Zweck völlig ausgeführt, die Verwicklung vollkommen aufgelöſt, die Abſicht aus Geſinnung, und der Zufall aus Schickſal hergeleitet worden; ſo iſt die poetiſche Handlung ein durchaus vollſtändiges, in ſich vollendetes Ganzes; und eben darum iſt auch der Umfang der Tragödie durchgängig beſtimmt und vollkommen begränzt. Das epiſche Gedicht ſtellt aber keineswegs eine einzige vollſtändige poetiſche Handlung, ſondern eine unbeſtimmte Maſſe

25) Der Philoſoph wird aus dieſer Erklärung ihren Grund und die Eintheilungen der Dichtarten, welche ſie vorausſetzt, leicht errathen können. Sollte es jedoch zweckmäßig ſcheinen, ſo werde ich meinen künftigen Unterſuchungen über die homeriſche Poeſie eine vollſtändige Theorie der epiſchen Dichtart beifügen.

von Begebenheiten dar, unter denen zwar eine Hauptbegebenheit und ein Hauptheld hervortritt, an welche sich alle übrigen anschließen; wie sich in einem schöngeordneten Gemälde die Nebenfiguren um eine Hauptfigur gruppiren müssen: nur mit dem Unterschiede, daß in dem fließenden Gemälde, im epischen Gedicht, die Gruppen wechseln. Die Figur, oder die Gruppe, welche jetzt der Mittelpunkt, und die Hauptmasse des Ganzen war, weicht bald darauf in den Hintergrund zurück, aus dem nun andre Figuren und Gruppen ans Licht treten.

Daher ist auch der Umfang des epischen Gedichts durchaus unbegrenzt: denn jede Begebenheit ist ein Glied einer endlosen Reihe, die Folge früherer und der Keim künftiger Begebenheiten. Jedes echt epische und harmonische Gedicht, dessen Einheit nicht etwa genealogisch, historisch oder dramatisch ist, fängt, wie Horaz nach den alten Kritikern von der homerischen Poesie treffend bemerkt, in der Mitte an. [26]). Die reine dichterische Erzählung, welche keinen bestimmten Zweck hat, sondern nur nach Fülle und sinnlicher Harmonie strebt, kennt ihrem Wesen nach weder Anfang noch Ende. So lange nur der Stoff gleichartig bleibt, und

26) A. poët. v. 148.

die Umriſſe ſich runden laſſen, können die kleinen Maſſen in immer größere zuſammenwachſen. Gebt dem epiſchen Dichter Raum und Zeit: er wird nicht eher enden, als bis er ſeinen Stoff erſchöpft, und eine vollſtändige Anſicht der ganzen ihn umgebenden Welt vollendet hat, wie ſie die homeriſche Poeſie gewährt. Schiefe Bewunderer der ſpätern Zeit haben dieſe ſchöne Weltanſicht des epiſchen Dichters als ſyſtematiſche Encyklopädie eines Polyhiſtors misdeutet.

Homer, elbſt ſcheint dieſen unbeſtimmten Umfang angedeutet zu haben. Er redet [27]) von dem Erſtaunen und Entzücken, welches der Sänger erregt:

— — — — »der gelehrt von den Göttern
Singt geordnete Worte, der Sterblichen Herz zu erfreuen;«

und ſetzt hinzu:

»Immer noch mehr verlangen die Hörenden« u. ſ. w.

Kein Kenner der homeriſchen Poeſie wird behaupten, er habe das Unendliche dargeſtellt, oder das Streben nach dem Unendlichen ſei in ihm zum Bewußtſein gekommen. Jeder Freund Homers weiß

27) Od. XVII, 518. seq.

es aber, daß er gleichsam eine grenzenlose Aussicht eröffnet, und die Erwartung ins Unendliche anregt. Er erregt nehmlich keine bestimmte Erwartung nach der Entwicklung eines Keims, der Auflösung eines Knotens, der Vollendung einer Absicht, oder auch nach einer bestimmten Art des Stoffs, sondern eine durchaus unbestimmte und also ins Unendliche gehende Erwartung bloßer Fülle überhaupt.

Im epischen Gedicht ist eigentlich keine Verwicklung und Auflösung, wie im dramatischen, und selbst im lyrischen. Jeder Punkt des epischen Stroms enthält zugleich Anspannung und Befriedigung Darum ist auch, nach Plato's [28]) treffender Bemerkung, das epische Gedicht dem geschwätzigen Alter am angemessensten. Die Komödie erfordert einen Überfluß frischer Lebenskraft, welcher nur der Jugend eigen: das lyrische und tragische Gedicht einen Aufschwung, eine Anspannung, deren der Greis nicht mehr fähig ist. Die sanfte Anregung des epischen Gedichts hingegen ist nicht anstrengend und ermüdend, weil sie keine bestimmte Richtung hat. Es kan aber auch nur in einer durch vielfache Erfahrung bereicherten Einbildungskraft seine volle Wirkung thun, deren vorräthige Fülle es

28) Tom. VIII, 69. ed. Bip.

wohlthätig belebt, verſchönernd anfriſcht, und harmoniſch rundet; denn der Knabe ohne Welterfahrung kan die ſchöne Weltanſicht ſchwerlich ganz verſtehen.

Was aber eine ins Unendliche gehende Erwartung erregt, iſt eben das Wunderbare; welches allerdings, nur nicht mit den gewöhnlichen Misverſtändniſſen, ein weſentlicher Beſtandtheil der epiſchen Dichtart iſt. Man muß nehmlich in den reinen Begrif deſſelben keine zufälligen Merkmale von erdichteten Göttern u. dergl. aufnehmen, und das Wunderbare ſorgfältig von dem Abenteuerlichen unterſcheiden. Dieſe Abart des Wunderbaren entſpringt, wenn das Streben nach Fülle überhaupt ſeinen wahren Gegerſtand verfehlt, und ſich auf eine beſtimmte Art des Stoffs richtet. Dies kan nur auf Koſten der Einheit, Schicklichkeit und Natürlichkeit geſchehn, welche das echte Wunderbare vom Abentheuerlichen unterſcheiden. Das Abenteuerliche war bei allen Völkern einheimiſch, deren Entwicklung nur einſeitig, und urſprünglich ſchief iſt. Bei den Griechen konnte es nur dann ſtatt finden, als das Streben der Dichter nach Fülle durch vollendete Geſtaltung des Stoffs den Gipfel der natürlichen Bildung erreicht hatte, und nur durch Abweichung neu ſein konnte.

Die angedeutete Erklärung der epiſchen Dicht-

art ist nicht ein aus unvollständiger Erfahrung will kürlich abgezogner, sondern ein reiner Begrif, dessen ursprüngliche Herleitung aus den nothwendigen Gesetzen des menschlichen Geistes sich aufs strengste rechtfertigen läßt. Ein ausführliches Kunsturtheil über die homerische Poesie dürfte es wol bestätigen, daß sie wirklich ein vollendetes Urbild der epischen Dichtart sei; und eine vollständige Untersuchung über die Bildungslage der Griechen würde zeigen, wie es möglich, ja natürlich und nothwendig war, daß die griechische Eigenthümlichkeit auch hier durch Gunst der Natur das Urbild des rein Menschlichen sein, und den reinen Gesetzen und Begriffen der Vernunft entsprechende Anschauungen liefern konnte.

Von diesem vollständigen Beispiel konnte Aristoteles die einzelnen Merkmale des Epos entlehnen; wiewol er, der die Kunst nur nach den Werkzeugen der Darstellung [29]), den Verhältnissen des Dargestellten [30]) und des Darstellenden zur Wirklichkeit [31]) einzutheilen weiß, sich in der Kindheit [32])

29) Poët. cap. 1.

30) Ibid. cap. 2. Der Dichter stellt die Menschen dar, wie sie sein sollen, wie sie wirklich sind, oder noch schlechter.

31) Jedes Gedicht ist erzählend, (wo der Dichter stets in eigner Person redet; nach Plato am meisten die dithyrambische Dichtart), nachahmend oder gemischt; eine Eintheilung, die sich schon bei Plato, und noch bei den spätesten Grammatikern findet.

32) Die Erhabenheit, Strenge und Reinheit der sittlichen

der Wiſſenſchaft zu dem richtigen Begriff einer reinen Dichtart nicht zu erheben vermochte. Ja, man kan ihm nicht abſprechen, daß er das echt Epiſche der homeriſchen Poeſie wahrgenommen hat, wenn er gleich ſeine richtigen Beobachtungen mit ſeinen unrichtigen Begriffen nicht in Übereinſtimmung zu bringen wußte. Er bemerkt es mit Lob, daß Homer allein von unſchicklicher Einmiſchung lyriſcher Zuſätze frei ſei [33]). Auch durch den allgemeinen Hang ſeines Zeitalters und ſeines Volks, die homeriſche Poeſie zur Tragödie umzudeuten, ließ er ſich irre leiten. Aber er beobachtete doch treu und ſcharf; der redliche Forſcher liebte die Wahrheit — ſeltnes Lob! — mehr als ſeine Meinung, und unvermögend ſeine Begriffe durchaus zu berichtigen, verwickelte er ſich lieber in Widerſprüche, als ſich offenbare Thatſachen wegzuleugnen.

Er erkennt es, daß das Wunderbare in der Tragödie unſchicklich [34]), im epiſchen Gedicht aber ganz an ſeiner Stelle ſei [35]). Er erkennt die epi-

Foderungen in der griechiſchen Kunſtlehre entartete beinahe zugleich mit dem Geſchmack ſelbſt. In dieſer Rückſicht war die Philoſophie des Schönen im Ariſtoteles ſchon in entſchiednem Verfall.

33) Poët. cap. 24.

34) Ibid. cap. 14.

35) cap. 24.

sodische Grenzenlosigkeit des epischen Gedichts [36]), welche sich auch auf den kleinsten nur noch gegliederten Theil desselben erstreckt, und die Verschiedenheit des epischen Bildes und Gleichnisses vom lyrischen und tragischen begründet. Seine treffenden und reichhaltigen Andeutungen über Sprache, Rhythmus und Harmonie des epischen Gedichts sollen im Einzelnen angeführt werden.

Es giebt ursprünglich zwei Arten des epischen Gedichts, und die homerische Poesie enthält für jede von beiden ein entsprechendes Beispiel. Die poetische Fülle nemlich, der Gegenstand des epischen Darstellungstriebes ist entweder mehr intensiv oder extensiv. Eine völlige Trennung beider Arten ist so unmöglich, als das Übergewicht der einen, und die Unterordnung der andern nothwendig: denn die Einbildungskraft kan sich nicht zugleich zusammendrängen und ausbreiten. Entweder das Große oder das Reizende; entweder kraftvolle Stärke oder reicher Wechsel müssen im Epos herschen. Nun ist es ein allgemeines Gesetz nicht blos der griechischen Kunstbildung, sondern der griechischen Bildung überhaupt, daß alles Gleichartige sich vereinigt, und alles Ungleichartige sich trennt. Nach diesem Gesetz mußte sich auch die epische Poesie der

36) Poët. cap. 24.

Griechen in eine doppelte Richtung ſpalten, und für die natürliche Eintheilung dieſer Kunſtart ein bleibendes Beiſpiel werden. Jedes echt epiſche Gedicht muß ſich der Art nach, entweder der Iliade oder der Odyſſee nähern.

Die eigenthümliche Sprache des Homer, Heſiodus, ja aller ſpätern Epiker, ihre befremdende Miſchung aller Mundarten, welche Ariſtoteles als ein weſentliches Merkmal der heroiſchen Poeſie anführt [37]), entſpricht der Unbeſtimmtheit der epiſchen Dichtart ſehr gut. Die gebildeten griechiſchen Mundarten entſprachen der beſtimmten Eigenthümlichkeit der verſchiednen Hauptſtämme. Eine derſelben zu wählen, war dem lyriſchen Dichter nothwendig; dem epiſchen hingegen, der nicht ſchöne Eigenthümlichkeit, ſondern unbeſtimmte Fülle darſtellen ſoll, durchaus unerlaubt. Der große Reichthum der ältern griechiſchen Sprache an abweichenden Wortbildungen und verſchiednen Redarten, war der epiſchen Poeſie ſehr günſtig. Die Entſtehung der gebildeten und durch bleibende Gedichte und Reden feſt beſtimmten Mundarten iſt, wenn der Gang der griechiſchen Sprache nicht eine einzige und unbegreifliche Ausnahme macht, nachhomeriſch, und ungefehr gleichzeitig mit der Entwicklung des Repu-

37) Poët. cap. 22. 24.

blikanismus und der lyriſchen Kunſt der Griechen; als der bis dahin vermiſchte Stoff aller ſchon entwickelten Fertigkeiten und angeregter Kräfte ſich in verſchiedne Richtungen trennte, und die Eigenthümlichkeit jedes Hauptſtamms in allen ihren Äußerungen, in Verfaſſungen, Geſetzen, Sitten, Gebräuchen, Spielen, Feſten und Künſten, in Sage und Sprache durchgängig beſtimmt ward. [38]).

Eben ſo unbeſtimmt iſt auch der eigenthümliche Rhythmus der epiſchen Poeſie: der Hexameter. Seine Bewegung iſt weder ſteigend noch ſinkend, weder überſpringend noch überfließend, weder männlich noch weiblich, weder gebunden noch zügellos. Eben ſo unbeſtimmt wie ſeine Richtung, iſt auch ſein Verhältnis der Kraft und Schnelligkeit. Sein Geſetz fordert nur ſinnliche Eintheilung und Ord-

38) Auf das neuplatoniſche Vorgeben, Orpheus habe doriſch gedichtet, hätte Köppen kein Gewicht legen ſollen. Doch er redet ja S. 232 ſeiner Schrift über Homers Leben und Geſänge, von der Mundart der Jonier in Ägialea, der alten Pelasger, und der älteſten Athener vor der Rückkehr der Jonier mit der unbefangenſten Zuverſicht! — Der joniſche, doriſche, äoliſche und attiſche Dialekt konnten ſich doch nicht eher bilden, als der Jonismus, Dorismus, Äolismus und Attikismus vorhanden war; deren vorhomeriſches Daſein man doch nicht länger gegen die homeriſche Urkunde auf die Autorität eines ſo offenbar ſpätern genealogiſchen Mährchens annehmen ſollte!

nung der Massen, Gleichheit der Theile, und klare Andeutung der Einschnitte. Er hat die Freiheit, von der raschesten Leichtigkeit bis zur langsamsten Schwere zwischen den verschiedensten Mischungen von Kraft und Schnelligkeit zu wechseln. Er weiß sich, wie die epische Dichtart selbst, an alle Gegenstände anzuschmiegen, und er allein ist der unbestimmten Dauer derselben angemessen; wie nach dem Aristoteles [39]) die Natur selbst gelehrt, und die Erfahrung bewährt hat. Das heroische Metrum habe die größte Beharrlichkeit [40]), die vollkommenste Gleichmäßigkeit, und den stärksten Schwung [41]). Sehr richtig bemerkt er, daß es durchaus unschicklich sein würde, eine epische Darstellung in einem andern Metrum [42]) zu dichten:

39) Poët. cap. 24.

40) Ibid. cap. 22.

41) στασιμωτατον geht hier auf die Darstellung selbst, und ihre unbestimmte Dauer, und von aller elegischen oder iambischen Unruhe und Unordnung freie Gleichmäßigkeit, und ist dem Κινητικῷ des trochäischen Tetrameter u. s. w. entgegengesetzt: Pol. VIII. ult. hingegen, von der dorischen Musik, auf das in derselben Dargestellte, welches nicht Leidenschaften, das Veränderliche, sondern Sitten, das Beharrliche wären.

42) »Oder in mehrern verschiedenen;« setzt er noch sehr richtig hinzu. Die Monotonie könnte dann zwar vermieden werden: aber das Gedicht würde gar kein Epos mehr sein: denn es ist widersprechend, daß die Darstellung in einzelnen Theilen bestimmt, im Ganzen aber unbestimmt sein sollte.

denn jede Bewegung, deren Richtung bestimmt ist, muß den angespannten Trieb früher oder später ermüden; und es würde eine wahre Pein sein, in dem sonst so schönen alcäischen oder sapphischen Rhythmus ein Gedicht von der gewöhnlichen Länge eines epischen anhören zu müssen. Der elegische Rhythmus ist zwar nächst dem heroischen der unbestimmteste, und ihm der ähnlichste; er ist auch nicht eigentlich ermüdend, weil er nicht anspannt, sondern auflöst: der (in der Alexandrinischen Schule nicht ungewöhnliche) epische Gebrauch desselben setzt aber beim Künstler, wie beim Publikum Schlaffheit nicht als vorübergehenden Zustand, sondern als bleibende Eigenschaft voraus, und kan daher nur im Verfall der Musik und Poesie statt finden.

Die homerische Poesie ist nicht der unvollendete Entwurf höherer Schönheit, der bloße Keim einer künftigen Vollendung: sondern die reife Frucht eines frühern Zeitalters, der höchste Gipfel einer minder vollkommnen Dichtart in der ersten Bildungsstufe der schönen Kunst. Homer bildete, nach Demokrit [43]), kraft seiner gottbegeisterten Natur, mannichfache Gesänge kunstmäßig zu einer reizenden Ordnung. Homer ist, nach dem Ausdruck des

43) Dio Chrys. Orat. de Homero, init.

Polemon, ein epiſcher Sophokles [44]). Er iſt nicht blos klaſſiſch, ſondern auch vollendet. Klaſſiſch iſt jedes Kunſtwerk, welches ein vollſtändiges Beiſpiel für einen reinen äſthetiſchen Begrif enthält. Klaſſiſch iſt ein Gedicht ſchon, wenn es nur für irgend eine entſchiedne Stufe der natürlichen Bildung in irgend einem beſtimmten Stil das vollkommenſte ſeiner echten Art iſt: vollendet erſt dann, wenn es für die höchſte mögliche Stufe der natürlichen Bildung, und im vollkommenſten Stil deſſen ſeine Dichtart fähig iſt, eine vollſtändige Anſchauung für den reinen Begrif und die Geſetze einer urſprünglichen Kunſtart enthält. Das vollendete Gedicht erregt keine Erwartung, die es nicht befriedigt; Erfindung und Ausführung, ſchaffende Einbildungskraft und ordnende Urtheilskraft, Stoff und Form ſind in demſelben im Gleichgewicht. Der Stoff hat ſich völlig geſtaltet, wie im Homer, oder

44) Diog. Laërt. in vit. Pol. Die Benennung eines griechiſchen Virgilius würde das nicht bezeichnen können, was dadurch bezeichnet werden ſoll, denn Virgil war zwar für die römiſchen Dichter ein Urbild der verhältnismäßig beſten Miſchung der römiſchen Natur und der griechiſchen Bildung; an ſich war er aber weder vollendet noch klaſſiſch. Überdem iſt die Äneide kein echt epiſches Gedicht. Das Rhetoriſche und Tragiſche hat man im Ganzen und im Einzelnen oft bemerkt, und noch lyriſchen Stellen braucht man auch nicht lange zu ſuchen.

der Entwurf hat ſich völlig ausgefüllt, wie im Sophokles. Die unnachahmliche Leichtigkeit des Homer iſt nicht blos kunſtloſe Natürlichkeit, ſondern die Frucht der höchſten Vollendung. Seine Darſtellung ſcheint nicht gemacht, ſondern ewig geweſen, oder plötzlich geworden.

Harmonie iſt das eigenthümliche Merkmal der Vollendung. Homer, der nie unſchicklich dichtet, weiß den Stoff ſo zu wählen und zu miſchen, daß Anfang und Mitte, Mitte und Ende nicht mit einander ſtreiten, ſondern ſich zu einem ſchönen Ganzen harmoniſch gruppiren [45]). Homer, ſagt Ariſtoteles, deſſen Iliade und Odyſſee ſo vortrefflich als möglich zuſammengeſetzt wären, und am meiſten Einheit hätten [46]), ſcheine auch darin göttlich gegen die andern epiſchen Dichter, welche, wie die Verfaſſer der Herakleide, Theſeide und ähnlicher Gedichte [47]), alle Begebenheiten eines Helden oder einer Zeit umfaſſen, oder zu viel Stoff in einen zu engen Raum zuſammendrängen, und dadurch verworren werden, wie das cypriſche Lied und die kleine Iliade [48]); daß er nicht den ganzen trojaniſchen Krieg, nicht alle Begebenheiten des Odyſ-

45) Hor. Art. poët. 140 — 152

46) Arist. poët. cap. 26.

47) Ibid. cap. 8.

48) Ibid. cap. 23.

seus erzähle, sondern aus dem gegebnen Stoff nur eine Partei heraushebe, absondre und durch Episoden erweitre. Zwischen allen Begebenheiten des Odysseus sei kein nothwendiger oder natürlicher Zusammenhang; und der ganze trojanische Krieg würde, wenn der Dichter der natürlichen Länge der epischen Dichtart [49]) folgen wolle, für die Fassungskraft der Hörenden, welche allein den sonst unbegrenzten Umfang [50]) der epischen Dichtart nicht genau aber doch ungefehr [51]) bestimmt, zu groß und unübersehlich, oder durch gewaltsame Zusammendrängung verworren werden. Mit Unrecht verlangt er vom epischen Gedicht die Darstellung einer einzigen vollständigen Handlung [52]), und glaubt oder wünscht [53]) vielmehr diese im Homer zu finden; ob er gleich einsieht, daß im epischen Gedicht die tragische Einheit unmöglich [54]), und die epische Zusammensetzung in der Tragödie äußerst fehlerhaft sei.

49) Arist. Poët. cap. 26.

50) Ibid. cap. 24. Er erkennt die sehr merkwürdige Eigenheit des epischen Gedichts, »daß sein Umfang (über jeden gegebnen Umfang) immer mehr (ins Unbestimmte, ins Unendliche) erweitert werden könne.

51) Ibid. cap. 24.

52) Ibid. cap. 23.

53) Ibid. cap. 26. Denn er sagt nur: »daß die Iliade und Odyssee am meisten (mehr als alle andern epischen Gedichte) Darstellungen einer einzigen Handlung sein!

54) Ibid. cap. 26.

sei [55]). Er ist dadurch auf Jahrtausende der unerschöpfliche Quell aller der grundstürzenden Misverständnisse geworden, welche aus der Verwechslung der tragischen und epischen Dichtart entspringen. Aber sehr richtig unterscheidet er die echt epische Harmonie der homerischen Poesie von jenen seinsollenden epischen Gedichten, deren historische, mythische, biographische oder chronologische Einheit so wenig poetisch gewesen sein wird, als die genealogische Einheit der hesiodischen Theogonie. Sehr fein bemerkt er, daß die Iliade und Odyssee viele Theile enthalten, welche für sich bestehende Ganze sind [56]); denn das epische Gedicht ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein poetischer

55) Arist. Poët. cap. 18.

56) Ibid. cap. 26. Wir müssen also das aristotelische Lob der homerischen Harmonie nicht blos auf den Schein einer tragischen Ganzheit in dem Ganzen der Iliade und Odyssee, sondern auf die echt epische Einheit der einzelnen Theile, Rhapsodien und Rhapsodiengruppen beziehen. Noch viel weniger auf den blos historischen Zusammenhang, den wir oft epische Ökonomie zu nennen belieben, und an dem es, nach Inhaltsanzeigen, selbst nach Namen u. s. w. wol kaum einem der vom Aristoteles der Disharmonie wegen getadelten epischen Gedichte fehlen konnte. — Mit sich selbst läßt sich Aristoteles nicht in Übereinstimmung bringen. Aber, wenn man beide nur recht versteht: so lassen sich das aristotelische Kunsturtheil über die homerische Poesie, und die Wolfischen Entdeckungen über ihre Entstehung und die Mehrheit ihrer Verfasser, sehr wohl vereinigen.

Polyp, wo jedes kleinere oder größere Glied (das sich ohne Verstümmelung oder Auflösung in schlechthin einfache, nicht mehr poetische und epische Bestandtheile von dem zusammengewachsnen Ganzen abtrennen läßt) für sich eignes Leben, ja auch eben so viel Harmonie als das Ganze hat.

In der homerischen Poesie besonders, ist die Harmonie des kleinsten Ganzen so vollendet, wie die des größten. Im Bilde oder Gleichnisse, wie in der ganzen Rede; im Gespräch, wie in der längern Begebenheit oder Handlung; in der Rhapsodie, wie in der Rhapsodiengruppe, rundet sich die freie Fülle der Einbildungskraft in klaren Umrissen und einfachen Massen zu einer leichten Einheit. Vielmehr ist sie im Ganzen der Iliade und Odyssee nicht ganz so vollkommen, als in den einzelnen für sich bestehenden Ganzen; weil außer den harten Verbindungsstellen auch ihre Ungleichartigkeit nicht sanft genug in einander verschmolzen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Schlegel.

III.

Briefe

auf

einer Reise durch Sachsen nach Franken,

im Sommer 1796 geschrieben.

Dritter Brief.

Vom Gesundheitsbrunnen bei Sichersreut.

Hier bin ich in einem der größten und wohleingerichtetsten Brunnenhäuser, die ich je auf meinen Reisen in Deutschland fand. Doch eh' ich dir davon spreche, muß ich dir wol etwas von meinem Wege hieher mittheilen. Von Hof selbst kan ich nur noch sagen, daß ich einige angenehme, häuslich frohe Tage unter sehr guten, lieben Menschen verlebt habe, die mirs sehr begreiflich machen, wie ein so unbefangner herziger Mann, als Richter ist, unendlich lieber in Hof, als irgendwo am Hofe leben mag.

Die Stadt selbst hat übrigens nichts merkwürdiges, und zu verwundern ist es, daß eine Stadt von so großer Indüstrie und ansehnlichem Handelsverkehr so wenig Anlagen und Einrichtungen zur

Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Einwohner und der Fremden hat. Die Mängel der Stadt und die Beschaffenheit der ganzen Amtshauptmannschaft Hof, hat der ehemalige Amtshauptmann von Weitershausen, der kürzlich in Baireuth als Kammerpräsident gestorben ist, in den Jahren 1784 — 87 sehr genau beschrieben. *) So sonderbar das Buch auch geschrieben ist, und so sehr der Verfasser überall die höchst unglückliche Prätension zeigt, ein Nachfolger Schlözers sein zu wollen, wozu er weder Geist noch Einsicht genug besaß, enthält das Buch doch sehr viel gute Nachrichten und einige gesunde Betrachtungen und Vorschläge, die auch manches andre deutsche Land, manche Stadt nicht ohne Nutzen beherzigen würde. Schon als erklärter Feind und thätiger Widersacher aller Monopolien verdient der Verf., besonders an seiner Stelle, Achtung und Beifall. Ich bringe dir das Buch mit, und will dir hier nur zum Vorschmack die Vorerinnerung und den letzten Abschnitt als ein paar karakteristische Stücke hersetzen. Die erste lautet von Anfang bis zu Ende so:

Man wird hier vergebens suchen, ob Hof —

*) Der Titel der in 4. in zwei Abtheilungen herausgekommenen Schrift heißt: Übersicht der Stadt und Landeshauptmannschaft Hof. Hof, in der Vierlingschen Buchhandlung.

Hof oder Hoof oder Hoff geschrieben wird? Ob die Benennung von einem adelichen oder Bauern-Hof abstammt? Ob die Stadt vor oder nach Christi Geburt gebauet worden? Wer sie erbauet hat? ꝛc. Solche wichtige Untersuchungen erfordern eine erstaunliche Gelehrsamkeit; diese kurze Übersicht — nur einige Mühe und etwas weniges Menschenverstand.

Der letzte Abschnitt, der allein mit lateinischen Lettern gedruckt ist, — das ganze Buch ist mit sehr schlechten deutschen Lettern, auf sehr schlechtes graues Papier, wie eine alte Hauspostille abgedruckt — und der besonders Zensur überschrieben ist, lautet so:

»Zu was Zensur? Ein jeder Drucker soll drucken was man ihm giebt; was wider Religion und Sitten, Zucht und Rechtschaffenheit läuft, versteht der Bauer, und — dieses allein muß der Drucker von der Hand weisen, oder die Gefahr davon tragen. Juristische und medizinische — verbrennenswürdige Kezereien giebt es nicht; Heterodoxien versteht nur der Theologe; Gottesleugnung, Lästerungen u. d. gl. begeht nur der Narr; Zoten und herzverderbende Sottisen schreibt der müßige Thor; aufrührerische Schriften der Böswicht. Narren, Thoren, und Böswichter können aber immer ge-

zwungen werden, ihre Gedanken für sich zu behalten.«

Die Gegend um Hof ist eben nicht besonders angenehm, und an hübschen Anlagen zum Vergnügen der Einwohner fehlt es ihr ganz. Eine Meile diesseits, bei Schwarzenbach und schon bei Kozau, welches ein ansehnliches, von einem hübschen reinlichen Dorf umgebenes Herrschaftsgebäude hat, fängt das Land an lustiger und besser bebauet zu werden. Mir war es sehr angenehm, daß mein Weg nach dem Fichtelgebirge zu, lange neben unsrer lieben Saale herging, die sich überaus lieblich und reichgeschlängelt durch die schönsten Wiesen windet und köstliche Erlen und Weiden längs ihres lustigen Flusses hat. Jetzt floß sie meistens nur wie ein recht großer Bach, und gegen ihren Ursprung zu, ward sie bald zum Durchwaten klein. Im Winter soll sie aber durch den häufigen Zufluß von Schneewasser, das ihr durch eine Menge kleiner Bäche, die von dem Gebirge herabkommen, zugeführt wird, auch zum Theil durch Wiesenbäche, die hier häufig hohe steinerne Brücken haben, sehr anschwellen, und das Land unter Wasser setzen können. Ihr Ursprung selbst ist merkwürdig: sie quillt bei Zell in der Stärke eines Mannsarms unter einem alten Baume hervor.

Auf meinem Wege gegen Eger zu, hatte ich

mich einen ganzen Vormittag über durch den Train und Depot der sehr eilig retirirenden östreichischen wartenslebenschen Armee durchzuarbeiten. Es waren über vierhundert Bagagewagen, eine Menge Reit- und Handpferde, und gewiß an hundert Kutschen, Schäsen, Kariolen und allerlei-geformtes Reichsfuhrwerk voll Offiziere, zum Theil sehr junge Leute, mit ihren Frauen, Schönen und Mädchen, deren gewiß über 4 — 5000 waren. Vier tausend Mann theils Kavallerie, theils Infanterie begleiteten den Zug. Ich war der einzige, der diesem flüchtigen Train entgegen fuhr, und das oft die steilsten Berge auf und ab, zuweilen auf so schmaler Schossee oder so engem Landweg, daß zwei Wagen durchaus nicht gerade neben einander fahren konnten. Ein äußerst braver kecker kaiserlicher Postillon arbeitete sich oft in vollem Trabe durch, und wo es mit winden und drehen nicht gethan war, stieß er keck in sein Horn, und bestand auf seinem Rechte. Oft hatt' er an Stellen, wo durchaus nicht zwei ganze Wagen Raum hatten, und wo der beladene Packwagen mit vier und sechs Pferden bespannt, doch unmöglich über den Rand hinaus konnte, mehrere hundert Schritte nach einander zu Fuße nebenher zu laufen, und meinen mit einem Rade in der Luft schwebenden Wagen mit der Schulter zu halten. Die Bereitwilligkeit der

Kutſcher und Fuhrknechte, und die Geduld und Willigkeit der begleitenden Soldaten und ſelbſt Offiziere, war mir, nach allem, was ich von ihrem wüſten Betragen an andern Orten gehört hatte, ſehr befremdend. Bald aber erfuhr ich, daß der Kammerpräſident von Schuckmann in Baireuth, als die Flüchtenden anfänglich ſo einzeln und truppweiſe anlangten, und ſich laut machen wollten, gleich einen ſo ernſtlichen Ton mit ihnen angenommen, daß er hernach auch den ganzen Schwarm bald glauben gemacht hat, er könne und würde ihnen den Rückzug durch die baireuthiſchen Lande verwehren, und ihnen nichts aus den königlichen Magazinen reichen laſſen, wenn ſie nicht die ſtrengſte Ordnung und Mannzucht hielten. Ein paar öſtreichiſche Soldaten, die ſich in Baireuth ſelbſt unnütz machten, hat er gleich auf der Stelle arretiren laſſen, und die durchmarſchirenden Truppen mußten ihre verhafteten Kameraden auf der Hauptwache ſitzen ſehen. Einem alten ungariſchen Major, der auf die Herausgabe einiger franzöſiſchen Gefangenen, der ihm entſprungen waren, beſtand, und bei der Verweigerung drohte, er würde ſie, ſobald er ſie habhaft werden ſollte, auf der Stelle nach Kriegsrecht erſchießen laſſen, antwortete der Präſident gefaßt und ernſthaft: Wo? hier im Lande? dann werden Sie als ein Mörder arretirt, und ihnen wird

nach den Gesetzen des Landes der Kriminalprozeß gemacht. Der Erfolg ist so ganz erwünscht gewesen, daß, obgleich sie auf dem Wege hieher viele Ausschweifungen begangen haben sollen, sie sich hier im Lande doch recht gut betragen haben und noch betragen. Hier zu Lande ist nur der eine Fall bekant geworden, daß sie einem Bauer seinen Zug Ochsen nahmen, und ihn im nächsten Dorfe für ein Spottgeld an einen Gastwirt verkauften, der ihn dann, sobald es bekant wurde, dem ersten Eigenthümer sogleich wieder abliefern müssen.

Der Kammerdirektor von Flotho, ehmaliger Kapitän bei dem Regiment Prinz von Preußen, dessen Uniform er noch trägt, nahm auch mit den Östreichern bei Ablieferung der Fourage und Lebensmittel, die ihnen gegen Bezahlung geliefert worden, strenge militärische Maasregeln; es wurde nichts ohne genaue Listen und Namenverzeichnisse geliefert u. s. w. und er imponirte ihnen auch dadurch. Diese Klugheit und männliche Entschlossenheit war um so nothwendiger, da das Baireuthsche eben fast ganz von Truppen entblößt ist, indem fast alle Regimenter zu dem Kordon für das nördliche Deutschland gezogen sind,

Übrigens schienen die Östreicher ganz willkürlich und ohne Ordre und Marschrouten nach Böhmen zu retiriren. Derselbe große Zug begegnete sich die-

sen Morgen mit einem andern, der schon der böhmischen Gränze näher gewesen war, und wieder zurück kam. In einem Posthause, wo ich mit mehreren kommandirenden Offizieren Mittag hielt, debattirten diese unter sich, ob sie doch nicht lieber wieder nach dem Lager, das sie in der Gegend von Baireuth auf einige Tage bezogen hatten, zurückkehren, und dort Nachrichten und Befehle von der Armee abwarten wollten, von der sie seit ihrem Rückzuge von Frankfurt am Main nichts wußten. Auf dem Hofe standen aber einige Kutschen voll Offizierdamen, die nicht hatten aussteigen mögen, zu denen wurden einige von den Offizieren hinausgerufen, und diese schienen für den völligen Rückzug nach Böhmen zu entscheiden. Einen alten ungarischen Rittmeister, der bei der zweiten Bouteille recht guten Frankenweins sehr treuherzig und mit ungarischer Hitze über ihre Retirade sprach, fragte ich, ob sie alle die schönen lustigen Weiber und Mädchen von Hause mit in den Krieg genommen hätten, oder ob das ihre Beute sei? und er erwiederte in seinem gebrochenen Deutsch sehr naiv: viel mitgenommen, mehr angeschleppt; und auf die Frage, zu welchen Regimentern die Bagage gehörte, denn ich hatte wol 12—15 verschiedene Uniformen bereits dabei bemerkt, sagte er eben so naiv: Was Regiment! * * * pack von der ganzen

Armee. Es ergab sich bald aus seiner fernern Erzälung, daß sich zu seinem großen Ärger eine Menge einzelner Flüchtlinge der Armee mit ihren Pferden und Wagen und zusammengetriebenem Vieh, auch zum Theil von der Condeischen Armee, die allen alten Soldaten sehr verhaßt ist, an die Bagage der Regimenter von Odonell, Berchini, Barco u. a. eigenmächtig und einzeln zu 10 — 20 Mann angeschlossen hatten, und dadurch den Zug und den Unterhalt immer mehr erschwerten.

Ein schon recht alter ungarischer Husarenoberster interessirte mich besonders durch seinen Eifer, mit dem er dafür sorgte, daß ein ganz alter schneeweißer invalider Husar, der an einem Nebentisch allein saß, auch gutes warmes Essen bekommen sollte, und wenn dies für ihn zu lange ausblieb, ihm mit lauten Flüchen und Liebkosungen die Schüssel von seinem Tische hinreichte. Als ich ihm ein paar herzliche Worte sagte, über das Glück des Alten einen solchen Fürsorger zu haben, sagte er: Was Glück! Glück rund ist: ich bin Oberster; der sollt' General sein, der ist mein Vater, zieht mit mir herum; wo sollt' er bleiben, kan ihn doch nicht allein lassen. Ich erzälte ihm darauf einen ähnlichen Fall, der sich beim preußischen schwarzen Husarenregiment zutrug, welches einen tatarischen Prinzen samt sei-

nem Reitknecht anwarb; der Reitknecht brachte es bis zum Staabsoffizier, und hatte zuletzt seinen Prinzen, als gemeinen Husaren bei seiner Schwadron. Was Prinz! sagte mein naiver Alter, das ist mein leiblicher Vater!

Von der andern Seite begegnen mir viel Brunnengäste aus Karlsbad, die sich dort vor den andringenden Franzosen nicht mehr sicher glauben. In Böhmen soll es auf mancherlei Weise unruhig aussehn. Man fürchtet dort die schnellanrückenden Franzosen so, daß man, wie reisende Augenzeugen versichern, die Festungswerke von Eger zu demoliren anfängt, weil man glaubt sich darin gegen die Franzosen nicht halten zu können, sondern sich auf die Vertheidigung der innern engen Passe einschränken zu müssen. Die Palliſaden hat man bei Eger bereits ausgerissen. Dieses soll aber große Unruhe in den Grenzämterm erzeugt haben. Mehrere Ortschaften sind bei dem Kreisamt mit der Anfrage eingekommen: ob diese Demolirung der Grenzfestungen der Schutz sei, den sie sich von ihrer Landesregierung zu versprechen hätten, und haben hinzugefügt, daß wenn man keine bessere Vertheidigungsanstalten machen wolle, sie sich bei Anrückung der Franzosen in der Nothwendigkeit sehen würden, sich in preußischen Schutz zu begeben.

Der gute Zustand des rückkehrenden Trains,

dem die Armee selbst wohl bald folgen wird, wenn Jourdan in seinem Eifer fortfährt, wird die Gemüther indeß wol wieder beruhigen. Nach dem äußern Ansehn dieser viertausend Mann zu urtheilen, muß die retirirende Armee in sehr gutem Zustande sein, die Leute sahen wohl und gut genährt aus, — an den Kleidern freilich etwas abgerissen, aber welche Armee ist das nicht bei so beschwerlichen langen Märschen? Ihre Zug- und Reitpferde sind in dem allerbesten Zustande, und fast lauter starke und zum Theil schöne Pferde. Der schwäbische, und auch der fränkische Kreis haben dazu herhalten müssen. So haben sie auch Zug- und Schlachtochsen von der besten Beschaffenheit bei sich. Obgleich das Vieh, das man hier im Lande sieht, weder klein noch kümmerlich aussieht, so sticht das durchziehende doch gar sehr hervor.

Der übrige Weg hieher, der über einen Theil des Fichtelgebirges ging, hat mir eben nicht viel Freude gemacht. Der Weg an sich ist abwechselnd gut und schlecht: die Gegend aber meistens wüst und einförmig: ewiges Nadelholz bedeckt über die Hälfte des Bodens, und auf Wiesen und kärglichen Kornfeldern sieht man überall große Steine wie umhergestreut. Auch ward es gegen Abend für diese Jahreszeit ganz ungewöhnlich kühl, und es ward sehr merklich, daß ich fortdauernd einem hö-

hern Lande entgegen fuhr. Das hohe Fichtelgebirge kömmt der Schneelinie sehr nahe; auch ist es hier nichts ungewöhnliches, mit dem Anfange des Septembers Nachtfröste zu haben, die den Feldfrüchten schaden.

Die Dörfer und Flecken und selbst die Stadt Wonsiedel sehen ärmlich und schmutzig aus. In dieser eben nicht kleinen Stadt, auf deren Markt es auch viel Gewühl und Getreibe gab, liegen in den besten Straßen die aufgehäuften Mistvorräthe der Ackerbürger bis auf die Mitte der Straße vor den Häusern, so daß ein Wagen nur eben zwischen durchfahren kan. Nach diesem Maasstabe wäre die Stadtkultur in Wonsiedel am Ende dieses Jahrhunderts ungefehr so weit, als sie es in Berlin am Ende des vorigen war, da auch noch ein Polizeigesetz gegeben werden mußte, daß die Bürger, die dem Schlosse gegenüber wohnten, ihre Schweinekoben nicht mehr vorne heraus nach der Straße anlegen sollten. Die Polizei war damals dort in diesem Befehl schon um einen Schritt weiter.

Ein sehr angenehmer Fußsteig, über einen ansehnlichen Berg mit alten Ruinen und durch anmuthige Felder führt nach dem Alexanderbade hinaus.

Dieses Brunnenhaus, das der letzte Markgraf mit vielen Kosten erbauen und sehr gut und be-

quem einrichten ließ, liegt gar angenehm; und hat außer einigen kleinen Anlagen und Anpflanzungen in der Nähe des Hauses, die nach einem guten Plane verdienten erweitert und gepflegt zu werden, die sehr romantische Promenade nach der Luxburg: eine ganz eigne zerstörte Felsnatur, mit einer sonderbaren Vegetation bekleidet! Ein sehr ansehnliches Granitgebirg' ist wahrscheinlich vor vielen tausend Jahren oberhalb zusammengestürzt, und die Felsstücke sind über einander gefallen, und haben sich einander wol eine halbe Meile weit ins Land hinein fortgeschoben. Man kennt an den Brüchen ihre vormalige Verwandschaft und Vereinigung, an den sonderbaren Lagen, in denen die größten Massen über und durcheinander liegen, meistens so, daß sie unter sich weite Hölen, über diesen wieder große Platformen bilden, die man besteigt, erkennt man ihren Sturz. In der schönen Vegetation, die zwischen und an den ungeheuren Massen selbst, besonders an köstlichem Mooſe unbeschreiblich reich ist, fiel mir ein höchst seltnes äusserst fein gefiedertes Moos von dem schönsten hellsten Papageiengrün auf, das in den dunkeln Hölen das lose Gestein und selbst den groben Sand bedeckte, aber sehr schwer nur einigermaßen kenntlich ans Tageslicht zu bringen war. Beim Lichte verlor es auch seine helle Farbe ganz, und war kaum

zu erkennen, ward auch durch die mindeſte Berührung leicht ganz vernichtet. Da mir der um Baireuth ſo hoch verdiente Oberbergrath Torneſi, mit dem ich die Freude hatte, den ſchönen Gang zu machen, verſicherte, dies Moos ſei noch faſt gar nicht bekant, und mehrere Kryptogamiſten hätten es nicht zu klaſſifiziren gewußt; packte ich mit aller möglichen Sorgfalt in einer Höle eine Schachtel voll von dem moosbedeckten Geſteine zuſammen, um es unſerm lieben theuern Humbold, dem großen Kenner und Freunde der Mooſe mitzunehmen, auf den Fall, daß er es in ſeinem reichhaltigen Werke noch nicht behandelt hat.

Zum Erſtaunen iſt es, wie dieſe Felſenriſſe ganz voll der ſchönſten Fichten und Tannen und allerlei Bäumen, Sträucher und Kräuter ſtehen, die oft kaum eine Hand voll Erde zum Lager zu haben ſcheinen. Man ſteigt unter dieſen zuſammengeſtürzten Felſenmaſſen zugleich in einem fortwährenden dicken Walde heran.

Gegen die Mitte der ganzen Anhöhe, wo viele ſonderbare Lagen in einer kleinen Fläche viele romantiſche Hölen bilden, hat ehmals ein alter Spieler, der ſonſt hier das Bad fleißig beſuchte, angefangen, an die ſonderbare Natur etwas zu wenden, um aufzuräumen, und hie und da Gänge und Sitze anzubringen. Wohlhabende Leute aus Wonſiedel,

das

das kaum eine halbe Meile davon liegt, fahren nun damit jährlich fort, und haben da schon allerlei Gänge, Lauben und Sitze angelegt. Wir tranken in diesen Anlagen köstlichen Kaffee, der mir vom Brunnenhause her dort in einer Laube zubereitet wurde. Leider ist das meiste dieser Anlagen ganz außer dem Karakter der sonderbaren Natur, die sehr verdiente, daß ein Mann von Sinn und Geschmack das ganze Wesen, das vielleicht eine halbe Stunde im Umfange hat, ordentlich aufnähme, und durch einen anscheinend kühnen, doch bequem geführten Gang alle die einzelnen interessanten Theile zu einem Ganzen verbände; oft könnten dabei die sonderbarsten Hölen und romantischen Öfnungen und Felsplatformen zu Sitzen und Aussichtspunkten benutzt werden, um so auch den schwachen und unbewanderten Brunnengästen eine äußerst romantische Promenade, wie man sie vielleicht in keinem einzigen Bade findet, zu bereiten. Den Weg bis an die ersten Anlagen können solche auch zu Wagen und zu Pferde hermachen, welches in romantisch gelegenen Bädern ein seltner Vortheil für die schwachen Brunnengäste ist.

Von der mittlern Anlage steigt man in einem sehr unbequemen Weg, beständig in dickem Holze bis zur höchsten Höhe hinan, wo man dann zu dem Fürstensteine kommt, und auf einer steilen Fels-

ſpitze, die auf den größten, reinen ganz unbewachsenen Felsmaſſen ruht, zu der man eine Leitertreppe, und oben auf der anſehnlichen Fläche ein Geländer mit Sitzen angebracht hat. Von da hat man eine weite Ausſicht über das in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzte Felsgebirge weit ins wohlbebaute Land hinein. Sonderbar ſieht es aus, daß einzelne große Granitklumpen und Steine weit ins flache Land hinein verſtreut ſind. Dieſe werden ſeit einiger Zeit nach und nach verarbeitet und zum Bau und allerlei Anlagen verbraucht. Von der oberſten Felsſpitze kan man wieder einen andern Weg, auch durch den dicken Wald, der ſich bis ans Brunnenhaus erſtreckt, zurück nehmen.

Hier im Hauſe bin ich ſehr bequem und ſelbſt elegant logirt, und die Bewirtung iſt in allen Stücken ſehr gut und für ihre Güte nicht theuer. Ein großer Geſellſchaftsſaal, das Billiard und andere angenehme Vorkehrungen für Brunnengäſte werden nur nicht viel benutzt, wenigſtens in dieſem Jahre ſind ſehr wenige Gäſte hier, die ſich meiſt eingezogen halten. Das Waſſer ſoll indeß ſehr wohlthätig ſein, und wird nicht nur getrunken, ſondern auch zum Baden gebraucht; auch finden Gelähmte ein Tropfbad hier. Im vorigen Jahre ſoll es ſtark beſucht geweſen ſein. Vielleicht thut auch der Krieg und die Nähe der Armee in dieſem Jahre

dem Brunnen Abbruch. Ich bringe einige Flaschen von dem Wasser mit, um sie unserm wackern Freunde Gren zu genauer chemischer Untersuchung zu übergeben.

IV.

Gutachten des Herrn Professors Gren über die Natur des Sichersreuter-Brunnens.

Bei der Untersuchung des Brunnens bei Sichersreut konnte ich mich nur auf die Bestimmung der darin enthaltenen Bestandtheile, nicht auf die Menge derselben einlassen, da der Vorrath desselben, den ich von Ihnen erhielt, zum letztern Zweck nicht hinreichend war.

Ich theile Ihnen hier die Resultate meiner Beobachtungen über das Verhalten der gegenwirkenden Mittel gegen das Wasser mit, um vielleicht jemanden, der Gelegenheit hat, das Wasser an der Quelle selbst zu untersuchen, in den Stand zu setzen, eine

Vergleichung mit meinem Verſuche anſtellen zu können.

1) Das eigenthümliche Gewicht des Waſſers bei 14° R. war 1,0015.

2) Der Geſchmack verrieth ſogleich eine große Menge Kohlenſäure.

3) Lakmustinktur wurde davon ſogleich roth.

4) Das darin eingeweichte Firnambukpapier erhielt nach einiger Zeit eine dunklere Farbe.

5) Curcumapapier blieb unverändert.

6) Weder die Galläpfeltinktur, noch

7) das blauſaure Gewächsalkali zeigte die mindeſte Spur auf Eiſen.

8) Das ſalpeterſaure Silber verurſachte eine ſchwache Trübung.

9) Das ſalpeterſaure Blei änderte nichts merkliches.

10) Das ſalpeterſaure Queckſilber machte einen weißen Niederſchlag, der etwas ins Gelbliche zeigte.

11) Beim Zuſatz der ſalpeterſauern Schwererde blieb alles klar.

12) Bitterſalz erlitt keinen Niederſchlag.

13) Das Kalkwaſſer wurde von wenigem Waſſer ſtark getrübt; der Niederſchlag löſte ſich

aber beim Zuſaz von mehrerm Waſſer völlig wieder auf.

14) Aetzendes Gewächsalkali in der Menge zugeſezt, daß es hervorſtechend war, bewirkte einen zarten Niederſchlag.

15) Vom kohlenſauern Gewächsalkali blieb das Waſſer völlig klar.

16) Der Seifenſpiritus wurde zerſezt, doch nur in geringer Menge.

17) Der Alaun erlitt keinen merklichen Niederſchlag.

18) Die Sauerkleeſäure, und das ſauerkleeſaure Ammoniak trübten das Waſſer ſehr bald.

Bei dem Erwärmen des Waſſers entwickelte ſich daraus ſehr ſchnell eine unzählige Menge von Luftbläschen, die immer mehr und mehr, auch an Größe, zunahmen, und den ſtarken Gehalt des Waſſers an Kohlenſäure verriethen. Es wurde eine Portion Waſſer gekocht, und das gekochte Waſſer nach dem Durchſeihen wieder mit einigen gegenwirkenden Mitteln geprüft. Mit demſelben blieb

19) Lakmustinktur blau;

20) das Kalkwaſſer machte nach einiger Zeit eine ſchwache Wolke;

21) ſalpeterſaures Silber zeigte dieſelben Erſcheinungen, als vorher (8.)

22) Sauerkleesaures Ammoniak änderte die Klarheit nicht, und erſt ſpät fand ſich eine Spur von Trübung,

23) Vom Seifenſpiritus wurde das Waſſer ſchwach opaliſirend.

24) Das ſalpeterſaure Queckſilber machte einen gelblichen Niederſchlag.

Dieſe Verſuche berechtigen zu dem Schluß, daß das Waſſer von Sichersreut eine beträchtliche Menge von Kohlenſäure, oder ſogenannte fixe Luft enthalte, woran es wol dem Selterwaſſer gleich kommen kan; daß es etwas weniges kohlenſaure Kalkerde, und ſalzſaure Talkerde, vielleicht auch etwas Kochſalz, aber kein Eiſen, keinen Gips, kein kohlenſaures Mineralalkali, kein Glauberſalz und kein Bitterſalz enthalte.

Halle,
den 10. Dezember, 1796.

F. A. C. Gren.

V.

Briefe eines Hanseaten,

über

Hamburg und Bremen.

Sie wünschen einen Korrespondenten für ihre Monatsschrift in diesem westlichen Theile Deutschlands; gern mache ich sogleich den Anfang mit einem nicht unwichtigen Theile desselben: mit der hanseatischen Republik. Lassen Sie mich immer mit diesem ehrenvollen Namen unsre drei Hanseſtädte in einem Worte nennen; wenn es gleich noch nicht gebräuchlich ist.

Was das hanseatische Gemeinwesen anbetrifft, so zeigt sich dieses noch heut zu Tage, vorzüglich im Genuß vieler auswärtiger Handelsbegünstigungen, in der gemeinschaftlichen Anstellung hanseatischer Agenten an auswärtigen Regierungen und Handelsplätzen, und in der gemeinschaftlichen Betreibung fast aller wichtigen diplomatischen Angelegenheiten. So hoffe ich Ihnen auch bald (utinam!) melden zu können, daß die Hansa den bevorstehenden Friedenskongres beschicken wird. Sonst hat die Hansa auch noch zu London, Antwerpen und Ber-

gen gewiſſe örtliche Rechte, und Beſitzungen, worüber ich jetzt einige neuere Nachrichten ſammle.

Auſſer dieſen öffentlichen Lebenszeichen der alten Hanſa, findet man auch noch unverkennbare Spuren dieſer ehemals ſo engen Verbrüedrung in den gegenſeitigen Privatgeſinnungen der Hanſeſtädter. Mehr, als irgendwo iſt der Bremer in Hamburg zu Hauſe, und ſo umgekehrt. Lägen Hamburg Bremen und Lübek dicht an einander, man könnte ſie mit nicht mehrern Gründen für Ein Volk halten, als jetzt, da doch die Herzogthümer Holſtein und Bremen zwiſchen ihnen liegen. Lübek kenne ich wenig. Deſto beſſer die beiden ändern Städte. Freilich, wenn der Hamburger ſeine Stadt an ſich, und Bremen an ſich und ſo umgekehrt vergleicht, ſo würde er mir das nicht glauben, weil er hier keine Identität findet. Aber vergleicht er beide, mit Rückſicht auf andre Örter, ſo wird er der auffallendſten Ähnlichkeiten viele finden. Und, wie kan es auch anders ſein? Faſt gleiche Verfaſſung, gleiche Sitten, gleiche bürgerliche Nahrungsarten, ähnliche Bauart, ähnlicher Dialekt der Sprache, gleiche politiſche, und ähnliche geographiſche Lage, Gleichheit in allen innern und äußern bürgerlichen Verhältniſſen, — iſt es da nicht natürlich, daß der Bremer auch in Hamburg, wie der Gröninger in Holland, ſein Vaterland fin-

det, und zwar da findet, wo er es als Hanſeat ſuchen darf?

Hamburg iſt bekant genug im Auslande und zwar meiſt zu ſeinem Vortheile. Bremen iſt durch Bücher bisher wenig bekant geworden. Das Ausland kennt dieſe Stadt nur durch veraltete Tradizionen. Kenne ich irgend einen Ort, über welchen das Ausland ungerecht vorurtheilt, ſo iſt es Bremen. Gern gebe ich zu, daß das, was ich jezt ungerecht nenne, noch vor 20 Jahren gerecht war. Aber ſeit 20 Jahren hat ſich auch Bremen gänzlich, mehr, wie irgend ein andrer mir bekanter Ort geändert. Vor dieſer Zeit gehörte — horribile dictu — ſchon ein Konzert zu den Irreligioſitäten verdächtiger Freigeiſter. Der Rathskeller bot den Männern, Thee- und Klatſchviſiten, den Weibern (in der Regel) ihre einzigen öffentlichen oder geſelligen Erholungsfreuden dar. Dieſer Zeiten erinnert ſich der Bremer kaum noch. Man findet jezt, wenigſtens im Winter, dort (in einem ganz neuen ausgezeichnet guten Schauſpielhauſe) ein gutes Theater (die Großmanniſche Geſellſchaft) und faſt alle öffentliche Vergnügungen großer Städte. In vielen geſellſchaftlichen Zirkeln wetteifert der Ton an Kultur und Intereſſe mit dem großer deutſcher Reſidenzſtädte (?): und doch verkennt man bei

aller Freiheit des Äuſſern nicht den altdeutſchen Biederſinn, der dieſen Städten noch vorzüglich eigen iſt. Auch ſchon ein gro er Theil der bremiſchen Frauen und Mädchen zeichnet ſich durch Kultur aus, und eine gewiſſe Modeliebhaberei am ſogenannten »natürlichen prunkloſen Weſen,« nebſt dem Modeworte: *) Häuslichkeit, ſcheint mir die bremiſchen Weiber vor aller Verbildung ſchulmäßiger Gelehrſamkeit zu bewahren. —

Ausſchweifungen und heimliche Venus-Winkel (warum immer Venus-Tempel?) hat Bremen, ſo wie Hamburg mit andern großen Städten gemein. Aber mit patriotiſcher Wärme möchte ich behaupten, daß in unſern (altfränkiſchen!) Hanſeſtädten unter den einheimiſchen Bürgerfamilien mehr echte Sittlichkeit herſcht, als in der kleinſten preußiſchen Garniſon.

Unter den bremiſchen Erziehungsanſtalten zeichnen ſich die beiden hohen Schulen aus. Die lutheriſche Domſchule blüht jetzt wol am meiſten. Die ehemals ſo weltberühmte reformirte Schule aber ſcheint ganz neuerlich wieder ſehr in Aufnahme zu

*) Sollte es nicht überhaupt möglich ſein, durch das mächtige Organ der Mode auf Sittlichkeit zu wirken? Sollte nicht mancher, der eine ſittlichgute Sache, der Mode zu gefallen, mitzumachen affektirt, dadurch die Sache ſelbſt näher kennen lernen, und ſie dann um ihrer ſelbſt willen hernach wirklich ausüben?

kommen, da ſie lange genug (ſeit 10—15 Jahre) ſehr in Verfall gerathen war. Außerdem ſind hier mehrere kleine Erziehungsanſtalten, worunter denn auch natürlich die philanthropiſchen Ephemeriden ihre Rolle geſpielt haben. Im Ganzen glaube ich, iſt in Bremen eine gute geſunde Pädagogik im Gange. Gott erhalte und befördere ſie. Das andere kömmt dann von ſelbſt. Wiſſenſchaften wurden außer den Schulen bisher nicht lebhaft getrieben. Wenigſtens zeichnete ſich B. bisher nicht dadurch aus. Aber nichts deſto weniger ſchätzte man ihren Werth, und jetzt fangen ſie wirklich an zu blühen. Das dortige ſchätzbare Muſeum, und die wachſende Aufnahme des Willmannſchen Bücherverlags *) ſind redende Beweiſe davon. Die Bremiſche Geiſtlichkeit iſt nicht, wie an ſo vielen Orten ein Gegenſtand des Widerwillens, und des Tadels. Brave, freimüthige, helldenkende, humane Männer machen den größten Theil derſelben aus, und Liebe und Vertrauen ſchmiegt das ſchönſte Band um die Prediger, und ihre Gemeinden. Orthodoxie iſt in Kirchen, Häuſern, und Kleidern ſelten geworden. Findet hie und da noch einer ſein Glück darin, predigt hie und da noch einer in ihrem Geſchmack, ſo iſt ſie doch ſanft und ehrlich,

*) In ſo fern dort bisher noch keine Verlagshandlung recht in Aufnahme kommen konnte.

das heißt tolerant, und ohne Heuchelei. Faſt ſo iſts auch mit der dortigen lutheriſchen Geiſtlichkeit. An Religionshaß iſt gar nicht mehr zu denken. Daß in Bremen (außer einem lutheriſchen Eltermann) nur Reformirte Theil an der öffentlichen Verwaltung nehmen, iſt blos zufällige Obſervanz. In Hamburg privilegirt ein ausdrückliches Geſetz die Lutheraner dazu. Beides ſchreibt ſich aus der Vorzeit her. Freilich, man könnte das nunmehr abändern. Aber jedes Ding hat ſeine Zeit, und wer weiß, was hierin bald geſchieht. Wenigſtens wäre es in Bremen nicht mehr als billig, da faſt eben ſo viel Lutheraner als Reformirte dort wohnen. Aber wie geſagt, man teuſcht ſich gewaltig, wenn man nach dem Maasſtabe dieſer veralteten Scheingründe, den jetzigen Grad religiöſer Toleranz berechnen will.

Bremens Stadtverfaſſung iſt faſt, wie die Hamburgiſche, demokratiſch.*) Wohl iſt die Demokratie in Bremen noch weniger rein, da die größern Rechte des Senats ihr einen Schimmer von Ariſtokratie zumiſchen. Aber der Senat beſteht weder aus Patriziern, noch aus Adelichen, ſondern aus Bürgern. Das Gute des Ariſtokratismus hat alſo freien Spielraum, und dem Böſen deſſelben

*) Ich nenne in Hamburg Senat, und Erbgeſeſſene Bürgerſchaft Demos.

ſind natürliche Grenzen geſetzt. Und hätte auch Bremens Verfaſſung nach dem Urtheil demokratiſcher Zeloten einen ariſtokratiſchen Flecken, ſo bringt doch der warme, und lebhafte bürgerliche Gemeinſinn der Bremer, das wechſelſeitige Zutrauen des Senats und der Bürgerſchaft zu einander, und die ſchöne Harmonie des Ganzen eine Kratie hervor, der jeder anderer Sektengeiſt huldigen muß: nehmlich Nomokratie. Beſonders ſeit den neuen Bedrängniſſen, die Bremen von den Engländern und Hannoveranern (1795) erfuhr, hat ſich dieſer wünſchenswürdige Gemeingeiſt noch feſter geſetzt.

Dem modernen Geſchmack nach, und in Vergleichung mit Dresden, Berlin und Kaſſels-Neuſtadt iſt Bremen keine ſchöne Stadt. Denn ihre Gaſſen ſind nicht breit, und nicht regelmäßig. Aber die Häuſer ſind maſſiv, mit holländiſchen Giebeln, nett aufgeputzt, gefällig fürs Auge, und das Innere derſelben zeugt eben ſo wohl von dem Wohlſtand ihrer Bewohner, als von deren verfeinertem Geſchmack, und faſt holländiſcher Reinlichkeit. — In dieſem Punkt möchte ich Bremen über Hamburg ſetzen, obgleich der Unterſchied wol nicht groß ſein mag. Hamburg hat in Rückſicht ſeiner vortheilhaften Lage, und ſeiner ſchönen Gegenden entſchiedene Vorzüge. Aber auch Bremens Lage iſt nicht unangenehm. Der Durchfluß des breiten We-

ſerſtroms, der die Stadt in zwei gleiche Hälften theilt, und an deſſen gepflaſterten Ufern, ſchöne Gaſſen (Quays) herablaufen, gewährt die ſchönſten ſeltenſten Ausſichten. Was der Gegend an natürlichen (urſprünglichen) Schönheiten abgeht, erſetzen viele treffliche Gärten und Landſitze. Jedoch war die Natur nicht ganz karg. Nirgends ſah ich ſchönere Eichenſchläge, als in den nördlichen Gegenden Bremens ꝛc.

Die Sitten beider Städte ſcheinen mir ſowohl unter den höhern, als niedern Ständen ziemlich gleich zu ſein. Es verſteht ſich, daß bei uns nur innere Bildung, äuſſere (willkürliche) Lebensweiſe und natürliche Ordnung hohe und niedrige Stände hervorbringen. Sonſt kennt man hier von rechtswegen keinen andern Titel, als den eines Bürgers, und keinen andern Rang, als den eines geſcheiten und ehrlichen Mannes. Das Anſehen der obrigkeitlichen Perſonen gebührt ihren Ämtern. Denn es giebt hier weder perſönlichen Senatorenadel noch Patriziat. Wohl aber huldigt man gern freiwillig dem wahren Vater des Vaterlandes, auch ohne ſeine Amtskleidung. Alſo im Ganzen glichen ſich Hamburg und Bremen auch in ſittlicher Hinſicht. Doch glaube ich kleinere Differenzen zu bemerken. Der Hamburger iſt mehr für äußere Pracht, der Bremer für innern Geld-

werth. Dort findet man mehr den Ton der großen Welt, hier mehr schlichte Selbständigkeit. Der Hamburger hat mehr Nazionalstolz, der Bremer mehr Vaterlandsliebe. Der gemeine Mann ist in beiden Städten kraft- und muthvoll im Tone des Seemannes, freilich also auch rauh, grob und hart. Aber der Hamburger scheint mir auf der einen Seite liberaler, aber auf der andern auch eigensinniger, und fanatischer in Vorurtheilen zu sein. Aber im Vergleich mit dem unterthänigen furchtsamen Benehmen *) mancher andrer beherschter Städte verlieren sich diese Differenzen des Bremischen und Hamburgischen gemeinen Mannes ganz in dem Karakter einer gleichen muthvollen Selbständigkeit. Bürgerrecht ist ihr Stolz, und Wohlstand ihr Erbtheil.

Unsre (ich rede von den Hanseestädten) Konstituzion macht uns vor vielen andern Völkern glücklich. Vollkommen ist sie nicht, weil sie es nicht sein — kan. Es ist wahr, nicht sie allein, sondern auch die vortheilhafte Kommerzlage dieser Städ-

*) Bourgeois — citoyens — diesen Unterschied fühlte ein gefangener Franzose. Bei dem Transporte einiger tausend Gefangenen durch die preußischen Staaten, begrüßte ein M—scher Bürgeroffizier einen französischen Nazionalgardisten am Thore zu M. mit einem spöttischen: bonjour citoyens! Ganz trocken erwiederte der Franzose! bonjour bourgeois!

te, bringt den Wohlſtand ihrer Bewohner hervor. Aber, iſts denn nicht genug, daß ſie dem Streben jedes Individuums keine Hinderniſſe in den Weg legt? Iſts nicht überflüſſig genug, daß ſie ihre ſchützende Ägide über dies ruhige friedliche zwangloſe Leben und Weben hält? Iſts nicht ſchön, daß wir dem Ideal politiſcher Seligkeit ſo nahe ſtehn? daß wir frei, und gleich ſind ohne Robespierre's und Sankülotterie? daß wir da altes friedliches Herkommen verehren, wo andere vernünftige Neuerungen mit Revoluzionsgreueln befleckten? Gleicht doch das Weſen unſrer Verfaſſung der modernſten Schöpfung Frankreichs, obgleich ihre Form eine Antike geworden iſt. Der Stoff iſt Mode, der Schnitt altväteriſch. Wir machen ein kleines Volk aus. Wir wiegen nichts auf der politiſchen Wagſchale. Man ſpottet unſres altmodiſchen Gewandes. *) Was iſt Form — was Kleiderſchnitt — was politiſches Gewicht — dem einzelnen Menſchen? Genug, wir ſind freie zufriedene Bürger eines glücklichen Staats, und wir ſchämen uns wahrlich nicht mehr unſers politiſchen Mittelſtandes. Schreiben wir doch 1796. Sonderbar iſts freilich,

*) Freilich verwechſelt man uns irrig unter dem Namen Reichsſtädte mit manchen andern kleinen Staaten, die nichts als den Diplom-Titel mit uns gemein haben.

freilich, was bei Frankrich neu und paradox hieß, das ist bei uns alte politische Orthodoxie geworden, und diese war vielleicht noch vor 30 Jahren ein Gegenstand des Spottes bei den damaligen Aufgeklärten!! — — — — —
— — — — — — — — — — —

Aber auch diejenigen, welche uns in Hinsicht auf ihre Kritik von andern oberdeutschen Reichsstädten trennen, und billig genug (!) sind, unsre Staatsverfassungen nicht den ganz schlechten beizugesellen, tadeln dennoch oft manches an uns, sobald wir ihnen unser politisches Glück schildern. Sei es Neid, oder Vorurtheil, genug: — Nepotismus, Kaufmannsstolz, ein gewisses Zurückbleiben im Aufklärungswesen, und Mängel des Justizwesens — das sind gewöhnlich die Vorwürfe, welche uns der Ausländer macht.

Nepotismus? Wo ist der Staat, in dem der nicht wirksam ist? In Monarchieen gilt er unter andern Namen. Hier, wo Militär und Adel keine Kasten bilden, nennt man ihn in Ermangelung einer andern Wortlarve gradezu Nepotismus. Aber liegt er in unsrer Verfassung? Oder nicht vielmehr im Menschen selbst? Die Bejahung des Letztern fällt in die Augen. Der Begrif, den man sich in Deutschland von reichsstädtischem Nepotismus macht, ist übertrieben. Freilich mag

Nürnberg wol Belege dazu geben. Aber auf unſre Hanſeſtädte paßt er nicht. Ohne den geringſten Nachtheil auf unſere bürgerliche Gleichheit zu haben, iſt er hier blos natürliche Folge verwandſchaftlicher Vorliebe. Aber es wird kein Recht daraus. Häufige Ausnahme hindern ſeine Verjährung. Ja, bei ſo mäßigem Gebrauch, und bei ſolchen äußern Einſchränkungen ließe ſich der Nepotismus in unſern Städten aus mehreren Gründen vertheidigen, die bei reiferem Nachdenken jedem von ſelbſt einfallen müſſen. — — — —

Kaufmannsſtolz iſt in unſern Städten bei der Konkurrenz ſo vieler großen, und reichen Handelsleute nicht ſehr merklich. Meine Erfahrung ſagt mir wenig darüber, ich kenne viele gebildete, und noch mehr biedre beſcheidene Kaufleute. Aber es kan immerhin ſein, daß es dergleichen Pazienten, wie in allen Menſchenklaſſen, auch unter ihnen giebt. Ich gebe zu, daß gewiſſen Menſchenklaſſen, eine karakteriſtiſche Art der Arroganz eigen ſei — ich gebe zu, daß dieſe bei Kaufleuten (d. h. bei dem ungebildeten Theil derſelben) oder beſſer bei reichen Privatleuten (mit der nehmlichen Einſchränkung) beſonders widrig und lächerlich ſei. Aber, was geht denn das unſre Verfaſſung an? Giebts denn in Monarchieen nicht auch Kaufleute und Kapitaliſten? folglich nicht

dort auch Kaufmanns- und Geldſtolz? Stolz überall in allerlei Formen, und Ständen: — überall Mangel an Bildung, und äußeres Herkommen angemaßter Vorrechte ſeine Quellen. Wohl uns! Wir kennen doch nur eine dieſer Klippen: Reichthum. — Und wer zwingt uns, einem Thoren auf ſeinen Geldkaſten etwas zu gute zu thun? — Thue es, wer da will, das Geſetz privilegirt keinen. Genug, zwei härtere Arten dieſer Erbſünde kennen wir nicht, denn wir haben keinen Erbadel und keine Militärdeſpotie.

Über das Zurückbleiben im Aufklärungsweſen ſcheint man ſich gewaltig zu irren. Im Ganzen hat manche antike Form bei uns dieſes Vorurtheil der Ausländer erzeugt. Im Weſen verhält ſichs anders. Doch, ich denke, von Hamburg iſt das Gegentheil bekannter. Nur freilich die Formen! die Formen! — — — Und dann gebe ich zu, unſre kleinen republikaniſchen Staaten gehen in allen (nützlichen) Neuerungen, wie es ſcheint, zu bedächtlich und langſam zu Werke. Daher ſcheint es auch, als ſtünden ſie im Fortſchreiten mit der Zeit hinter den Staaten zurück, wo einköpfige Verfügungen raſchere Schritte veranlaſſen! — — — — Aber hievon auf die Kultur unſres Privatmanns zu ſchließen, will ich keinem rathen, dem es um Wahrheit zu thun iſt.

Unſre Juſtizpflegen haben große Mängel. Aber die darf uns doch wol nur der Preuße vorwerfen. Mit andern Staaten ſtehen wir wol in gleicher Verdammnis, wenn wir nicht deshalb noch beſſer daran ſind, weil wir keine beſtechbare Richter haben. Wenigſtens bürgen uns dafür alle logiſchgerechten Präſumzionen. *) Einzelne Rechtspartikeln ſind durch unſre Geſetze vortreflich beſtimmt. Aber im Ganzen fehlt uns ein Geſetzbuch, und noch mehr eine vernünftige Prozeß- und Gerichts-Ordnung. (Bremen hat ſo eine velquasi. In Hamburg ſtudirt man salvo meliori das meiſte aus der — Erfahrung!!) Dieſer letzte Mangel vorzüglich öffnet der Schikane Thür und Thor. Ein andermal mehr davon. — — — — — — Aber dieſes (allerdings große) Übel empfinden wir doch nicht in der Regel, ſondern nur dann, wenn wir das Unglück haben, Kläger oder Beklagte zu werden. Von unſern Apellazionen an die Reichsgerichte laſſen Sie mich ganz ſchweigen.

Sie ſehen hier nur flüchtige Grundzüge — Wollen Sie, ſo fahre ich fort, verſpreche aber vorläufig mehr Sorgfalt und Ordnung. Aber eins fehlt dieſen Zeilen nicht. Der Geiſt der Wahr-

*) Nur eine: Unſre Richter dienen dem Staate mehr um Ehre, als für Geld, deſſen ſie gewöhnlich als Privatleute ſchon genug haben.

heit, der gewiß meinen Willen, und wie ich glaube, auch das beseelt, was ich hier zwar mit patriotischer Wärme, aber auch mit kosmopolitischer Wahrheitsliebe, — herzlich und freimüthig gesagt habe.

E. B.

VI.

Etwas über das Wiener Theater.

Auszug

aus einem freundschaftlichen Briefe aus Wien.

Ich bin Ihnen diesmal die Antwort auf Ihren lieben Brief ein wenig lange schuldig geblieben, aber es geschah nicht ohne Grund. Ihre Auffoderung war mir sehr schmeichelhaft, und ich erkenne sie wie ich soll. Ich bin lange bei mir zurathe gegangen, ob ich es unternehmen soll, Ihnen über das hiesige Theater Nachrichten zu liefern. Ich hoffte immer, die Umstände würden sich ändern. Aber bisher ist die Sache noch im Alten und wird auch vermuthlich noch lange so bleiben, und wie die Sachen itzt stehen, kan ich mich schwerlich dar-

auf einlaſſen. Es ſteht jetzt ſo abgeſchmackt ſchlecht um das hieſige deutſche Theater, als es noch nie war, es iſt ganz der untergeordnete Sklave des Ballets, und wird nur zum Ausflicken gebraucht. Alte gute Stücke werden verkürzt und verhunzt, oft Hauptrollen herausgeworfen, damit nur ein großes Ballet dazu kan gegeben werden. Die Vizedirekzion, welche im Anfange ihrer Unternehmung bekant machte, daß ſie keine Koſten ſcheuen würde, das Publikum mit guten neuen Stücken zu unterhalten knickert, auf den Gulden, kauft nur nach dem Wohlfeilen, und folglich nimmt ſich kein rechtlicher Mann die Mühe, etwas einzuſchicken. Wie ſollt' er ſich nicht ſchämen, ein neues Theaterſtück für 20 — 30 Dukaten an ein Theater zu verkaufen, das einen Etat von ein paar hundert tauſend Gulden hat, und zu einer Zeit, wo das deutſche Theater allein in fünf bis ſechs Jahren einen Überſchuß von ein funfzig tauſend Gulden hatte, und ſeinen Autoren Einnahmen überließ, die mehrmals 600 Gulden überſtiegen! Aber damals gab es auch keine Gaukler und Springer, die in größeren Beſoldungen ſtehen, als wol mancher preußiſcher Miniſter oder Geſandte haben mag. Die Deutſchen müſſen alſo das Futter beſorgen und heranſchleppen, damit die welſchen Hähne und Hühner fett werden, die doch bei alledem für einen

Mann von Kopf und Herzen eine sehr abgeschmackte und unverdauliche Speise bleiben.

Freilich ist es in unserm patriotischen Zeitalter ein beleidigendes Phänomen, daß ein Theater, welches ein deutscher Mann dirigirt, an dessen Spitze ein deutscher Schriftsteller steht, kein Bedenken trägt, sechs und mehrere tausend Gulden auf ein Ballet zu verwenden, und funfzig Dukaten, sage 225 Gulden als den höchsten Preis für ein gutes deutsches Stück ausgesetzt hat. Das nenn' ich doch vaterländisches Verdienst großmüthig belohnen, und zugleich das Theater gebrauchen, wie man soll! Das heißt zur Volksbildung! Denn daß durch ein Ballet ungleich mehr Moralität, ungleich mehr gesunde Begriffe unter das Volk kommen, als durch ein deutsches Lustspiel oder Trauerspiel, das sieht wol ein Kind ein. — Sie wissen, ich liebe die Wahrheit. Was konnte ich Ihnen unter solchen Umständen anders schreiben als Jeremiaden? Jünger wäre freilich der beste und sicherste Korrespondent für diesen Gegenstand gewesen, er kennt das Theater überhaupt, und kennt das hiesige Theater mit all seinem Zubehör und all seinen Theilen. Verdenken kan ich es ihm aber eben daher nicht, daß er, der seit einem Jahr ungefehr das hiesige Theater verlassen hat, nun auch nicht der öffentliche Beurtheiler desselben werden

mag. Er hätte ſich indeß darüber wol früher erklären mögen!

VII.

Reſolu zion

des

verſtorbenen Herzogs

Ludwig Eugen von Würtemberg,

d.d. 18. September 1794.

über

die Diskrezion der Zeitungsſchreiber, und die Zenſur-Verordnung ſeines Vorfahrers Herzogs Karl.

Unſers gnädigſten Herrn Herzogs Durchlaucht ſind bei Erlaſſung des gnädigſten Dekrets vom 18. v. M. nach dem klaren Inhalt deſſelben nicht gemeint geweſen, dem Profeſſor Elbe die Erzälung ſolcher Begebenheiten in ſeinem Zeitungsblat zu verbieten, welche zu richtiger Beurtheilung der gegenwärtigen Lage der Dinge zu wiſſen nothwendig ſind, wenn ſie auch dem Feinde günſtig, und den Alliirten nachtheilig ſein ſollten.

Hierauf hat ſich aber der Profeſſor Elbe in ſeinem Zeitungsblat bisher nicht eingeſchränkt, ſon-

dern häufig auch solche Fakta angeführt, welche weiter keinen Nutzen haben, als daß das Glück der feindlichen Waffen dadurch in ein vortheilhaftes Licht gestellt wird.

Dergleichen Fakta sind bisweilen aus bloßen Gerüchten und Privatbriefen von ihm arripirt, und dem Publikum mitgetheilt, hernach aber falsch befunden — jedoch von ihm nicht widerrufen worden.

So erinnern sich Sereniſſimus, daß er vor einiger Zeit die Einnahme von Coni durch die Franzosen, nach Briefen aus der Schweiz, ankündigte, das doch selbst schon an und für sich unwahrscheinlich war, und sich auch nicht bestätigte; wohingegen er mit mancher für die Alliirten günstigen Begebenheit so lange zurückhielt, bis sie ganz zuverläſſig war, und nicht mehr verschwiegen werden konnte, oder ihr eine Wendung gab, wodurch sie als unbedeutend dargestellt wurde.

Von den eigentlichen Faktis muß dasjenige, was in dem französiſchen Nazional-Konvent gesprochen wird, wohl unterschieden werden. Hier haben Sereniſſimus sehr oft die Diskrezion des Professor Elbe vermißt. Denn warum soll dem Publikum jede Ungereimtheit, jeder Unsinn, jede Invektive, welche in dem Nazional-Konvent gegen die hohen Häupter ausgestoßen wird, mitgetheilt werden?

Sereniſſimus glauben heut zu Tage, wo das

Volk ſo empfänglich für böſe und anarchiſche Grundſätze iſt, und einen ſo großen Hang zur Unbotmäßigkeit hat, von einem Zeitungsſchreiber fordern zu können, daß er über dem Bemühen ſich viele Abonnenten zu verſchaffen, und ſeine Einnahme zu vermehren, die höhere Pflicht nicht vergeſſe, durch ſein Zeitungsblat der guten Sache nicht nachtheilig, ſondern vielmehr förderlich zu ſein, wenn er anders nicht ein Mietling eines müßigen und neugierigen — zum Theil auch verdorbenen Publikums werden will.

Übrigens ſehen höchſt Dieſelben wohl, daß die Zenſur-Verordnuug vom 13. Juli 1791, nicht in dieſem Geiſt, ſondern ſo gefaßt iſt, daß es dem Zenſor und Zeitungsſchreiber nie ſchwer ſein wird, ſich zu rechtfertigen, und hinauszubringen, was auch immer für Fakta in dem Zeitungsblat ſtehen mögen. Auch iſt es Sr. Herzogl. Durchl. Intenzion nicht geweſen, dem Profeſſor Elbe ein titulo oneroso erhaltenes Privilegium, (ein Umſtand der bis dahin Höchſtdenenſelben nicht bekant war) sine praevia culpae cognitione zu entziehen, wovon das nöthige nun demſelben theils zu ſeiner Beruhigung, theils aber auch zu ſeiner Nachachtung und Warnung mit dem Anhang zu erkennen zu geben iſt, wie Se. Herzogl. Durchl. ſich zu ihm gnädigſt verſehen, daß er ſich aller bei gegenwärtiger Zeit

ſo ſchädlicher auffallender Parteilichkeit und Urtheile enthalten werde.

Dekr. Stuttgard, den 18. Sept. 1794.

Ex spec. *) Resolut. Smi. Dni. Ducis.
v. Rieger.
Hoffmann.

VIII.

Wie Menſchen in Talglichter verwandelt werden.

Die Schickſale der Todten ſind nach Verſchiedenheit des Zeitalters und der Sitten, von jeher eben ſo verſchieden, als die Schickſale der Lebendigen geweſen: ja, viele Menſchen (man gedenke der Märtirer des Orients) haben erſt als Gerippe angefangen, eine wichtige Rolle zu ſpielen, über Land und Meer zu reiſen, Wahnſinnige zu heilen und Fürſten in Kriege zu verwickeln. Die Anwohner des Nils wurden einbalſamirt und in Papier gekleidet. Jahrhunderte ruhten ſie in ihren Kiſten von Sy-

*) Dieſe Formel bezeichnet Befehle des geheimen Conſeils, welche durch Herzogl. Kabinetsreſoluzionen veranlaßt worden, oder unmittelbar genehmigt ſind.

komorus, bis es den Ärzten einfiel, ſie von den Kranken ſpeiſen zu laſſen. So entgingen ſie den Kranichen am Delta, um ſpäterhin von Menſchen gegeſſen oder gar von deutſchen Alterthumsforſchern ausgeweidet und in langweiligen Abhandlungen beſchrieben zu werden. Die Guanchos auf Teneriffa trockneten ihre Todten wie Meerbutten und Stockfiſch auf, und ſtellten ſie paarweiſe in Hölen. Auch ſie müſſen jetzt die Kabinetter Europens zieren, um als ein Spezimen einer untergegangenen Menſchenrace bewundert zu werden. Alle dieſe Regionen ſorgten dafür, daß das Knochengerüſte vom Muskelfleiſche bedeckt blieb. Aber es folgten Zeiten und Menſchen, deren unäſthetiſcher Sinn ſich damit nicht begnügte. Wer in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten unglücklich genug war, zu dem Ruf der Gottſeligkeit und Tugend zu gelangen, der war gewiß, nach ſeinem Tode als Gerippe, mit ſauber gebleichten Knochen, in den Klöſtern und Kirchen zu paradiren. Freilich wurde manchem die Ehre etwas ſpäter zugedacht. Man grif dann fehl und nahm den Nachbarn, weil er das Anſehen hatte, ein beſſeres oſteologiſches Präparat zu liefern. Wohl den Heiligen, wenn man ſie nicht von neuem zergliederte! Aber nein! die eine Extremität blieb im Orient, wenn die andere nach dem Okzident ſchifte; ja, man wußte die koſtbare Waare bald be-

trügeriſch zu vervielfältigen, und mancher Apoſtel kan in Spanien allein drei Beine und zwei Köpfe zuſammenzählen, wenn er im Leben kaum ein Drittheil davon beſaß. Ein berühmter deutſcher Anatom entdeckte, daß die Gebeine der heiligen Jungfrauen in Köln übergroße Ähnlichkeit mit Pferdeknochen haben; wahrſcheinlich iſt' alſo dort Weib und Roß zugleich kanoniſirt worden. Ähnliche Bemerkungen kan man zu Colourno bei Parma anſtellen, wo der Infant und Dominikaner Don Philipp den Heiligen das prachtvollſte anatomiſche Theater errichtet, was je die Chriſtenheit bewundert hat, und welches durch eigne Perſonen, (die zu dieſer Knochenkunde abgerichtet ſind und ein echtes und unechtes Gebein faſt durch den bloßen Geruch ſchon unterſcheiden) täglich vermehrt wird. Hätte Bonaparte dieſen Schatz gekannt, ſollte er ſich nicht einige Rippen des H. Maler Lukas neben den Correggios im Frieden ausbedungen haben? — Unſer Zeitalter iſt ein chemiſches Zeitalter; da ſcheiden ſich die Elemente, und miſchen ſich von neuem im Phyſiſchen wie im Moraliſchen. Die Fürſten prägen die Menſchen im Leben, die Scheidekünſtler wiſſen den todten Körper gar in eine Schaumünze zu verwandeln. In unſerm Körper ſind zwei Metalle, Braunſtein und Eiſen vorhanden. Ob dies Reſte eines ehemaligen größern Gehalts ſind,

und ob es gegründet ſei, daß die neueſte Pädagogik auch dieſe nach und nach austreibt, laſſen wir hier dahingeſtellt. Genug, man iſt neuerlichſt in Paris auf die ſinnreichſte Idee gefallen, einen guillotinirten Nazionalgardiſten einzuäſchern, zu ſchmelzen, zu verſchlakken, zu reduciren, zu hemmen — kurz, (die wenigſten Leſer intereſſirt es, wie man Menſchen auf Eiſen probirt) man iſt auf den Gedanken gefallen, einen Nazionalgardiſten in eine eiſerne Medaille zu verwandeln. Der berühmte Chemiſt Herr Sage welcher vormals eine neue Goldgrube in der Weinreben-Aſche und im Sande der Tuillerien gefunden zu haben glaubte, legte dem Nazional-Konvent eine ſolche Münze vor. Die Idee fand Beifall und man meinte, es ſei ein erhabenes Mittel, das Andenken großer Männer durch ſie ſelbſt (auf ihre eigene Koſten) zu verewigen. So die Neufranken! Deutſche Scheidekünſtler haben andere Lieblingsideen. Dem berühmten Becher, den man jetzt ſchuld giebt, daß er mit Stahl, das Phlogiſton erfunden habe, leuchtete die Kieſelerde im Menſchenkörper ins Auge. Er ſchlug vor, den Leichnam zu verglaſen und — ein Trinkglas daraus zu verfertigen. Hätte er das Kadaver doch lieber in ein Objektiv für ein aſtronomiſches Sehrohr verwandelt, ſo wäre durch

manchen Menschen doch noch im Tode etwas entdeckt worden Das sind alles Objekte des Luxus, sagen die neuern Pädagogen, die immer pflügen und düngen und Mühlräder treiben wollen; eine Medaille kan der Geschichte eine Thatsache aufbewahren und durch ein Sehrohr wird höchstens ein Planet entdeckt, dessen Schein wie der leidige Uranus beweiset, nicht Eine helle Straßenlaterne erspart. Nützlich soll der Mensch im Leben und im Tode sein. — Geduld! das nützliche Jahrhundert hat auch dafür gesorgt. Herr Gibbes hat entdeckt, daß thierisches Fleisch in Wasser eingeweicht, welches mit etwas Schwefelsäure geschwängert ist, in Fett und Talg verwandelt wird. Mit dem Rindvieh hat man in England diese Versuche angefangen und in Frankreich ist man damit schon wirklich bis zum Menschen gelangt. Man fängt an, Talglichter aus Kadavern zu machen, und wer nicht im Leben geleuchtet, thut es nun doch im Tode. Fette Menschen tragen so zur allgemeinen Aufklärung am meisten bei. Ein deutscher Physiker, Herr von Humboldt soll entdeckt haben, daß unsre Morcheln ebenfalls in eine wachs- und talgähnliche Masse verwandelt werden können. Wer hätte gedacht, daß ein Mensch und ein Schwamm so nahe verwandt wären, und daß man alle seine Vorfah-

ren, als Spielmarken, Trinkgläſer, Lorgnetten und Talglichter, kurz als Hausgeräth, um ſich haben könne?

A.

IX.

Nachricht

von der

hundertjährigen Stiftungsfeier

des

Königl. Pädagogiums zu Halle.

Wenn es wahr iſt, daß es für ein junges unbefangenes Gemüth keinen ſtärkeren Antrieb zum Guten giebt, als das Beiſpiel eines thätigen Mannes, der mit eigenen wohlangewandten Kräften etwas wichtiges zum Wohl der Menſchheit gewirkt hat; und wenn die Wichtigkeit dieſes Beiſpiels durch nichts lebendiger und rührender zu dem Herzen des gutgearteten Knaben und Jünglings ſpricht, als durch die öffentliche Verehrung und Dankbarkeit der Zeitgenoſſen oder Nachkommen; und dieſe wieder

der um so kräftiger wirken muß, wenn sie durch zweckmäßige Anwendung der schönen Künste in gefälligen rührenden Bildern vor die Sinne und das Gemüth des Jünglings gebracht wird: so muß jede gutgeordnete Festlichkeit zum Andenken eines Wohlthäters der Menschheit und seiner Stiftung unfehlbar von echtem und großem Nutzen sein, und der sinnige, thätige Mann, der solche zweckmäßig veranstaltet, macht sich dadurch nicht blos um die ihn zunächst umgebende Jugend, sondern selbst um die Menschheit verdient, die die Förderung ihres Wohls auch von dieser heranwachsenden Jugend erwartet.

Diese Betrachtung ward durch den Eindruck des wohlgeordneten, zweckmäßigen Festes erzeugt, welches der Herr Konsistorialrath Niemeier zu Ehren des thätigen Menschenfreundes August, Hermann Franke, auf dem vor hundert Jahren von ihm gestifteten Pädagogio in Halle, als Aufseher desselben veranstaltete, und welches durch die allgemeine Heiterkeit und theilnehmende Thätigkeit der jungen Zöglinge, ein neuer rührender Beweis für die Wichtigkeit solcher, unter uns viel zu sehr vernachlässigten Feste wurde. Herr N. hat selbst eine Beschreibung *) dieser Festlichkeit bekant gemacht,

*) Beschreibung der hundertjährigen Stiftungsfeier des Königl. Pädagogiums zu Halle. Nebst einer Samlung

und der Herausgeber dieſes Journals macht es ſich zur Pflicht, die Hauptzüge davon ſeinen Leſern vorzulegen, um ſo auch ſeinerſeits etwas zur Verbreitung eines ſo rühmlichen Beiſpiels beizutragen.

Was dieſe Feierlichkeit, welche viele Zubereitungen erfoderte, von vielen ihrer Art unterſchied, war die ſtrenge Behauptung der Regel, die bei dem Pädagogio fürs ganze Jahr gilt, daß dadurch den regelmäßigen Lekzionen keine Stunde entzogen wurde; und daß dabei jeder unnütze und übermäßige Aufwand, welcher den Eltern Koſten macht, ohne den Zöglingen Nutzen und Freude zu gewähren, vermieden wurde. Hr. N. ſagt: »der Geiſt der Zeit kam uns hierin wenigſtens von Einer Seite zu ſtatten. Es fiel keinem unſrer Anvertrauten ein, durch ein glänzendes Kleid ſich auszeichnen zu wollen. Sie wiſſen nichts von Kleiderpracht; Anſtand, Schicklichkeit, Einfachheit genügt uns an ihnen. Es ward daher blos durch einen gleichlautenden Brief bei den Eltern angefragt, ob ſie, da die Schule nicht den geringſten Fond und kein Recht zu außerordentlichen Ausgaben habe, allenfalls eine kleine Summe, etwa von einem Luidor bewilligen

einiger darauf Beziehung habender Reden, Gedichte und Lieder. Auf Verlangen herausgegeben von D. Auguſt Hermann Niemeier. Halle. In der Waiſenhaus-Buchhandlung, 1796.

wollten, um ein Fest, das nie wiederkommen werde, zu begehen. Alle Antworten bezeugten Bereitwilligkeit, Theilnehmung und Freude. Einige waren zu noch mehrerem erbötig.«

Da die ordentlichen Lekzionen für das halbe Jahr mit dem 23. September endeten, so ward der 25. zu der Feier festgesetzt. Der Aufseher machte sie durch eine Einladungsschrift *) bekant. Diese ward, nebst dem Entwurf der anzustellenden Redeübung einige Tage vorher den angesehensten Personen der Stadt und allen Freunden des Schul- und Erziehungswesens überbracht.

»Am Sonnabende (dem Tage vor der Feier) sah man mit Vergnügen alle Hände beschäftigt, um das Fest zu schmücken. Hier bereitete eine Gruppe von Jünglingen mit ihrem Lehrer die Erleuchtung des Hofes zu; dort baueten andre an einem kleinen Tempel; hier saßen Kinder und Jünglinge, und flochten Kränze und Ehrenkronen von Blumen und Zweigen; dort schwebten andre neben den Kränzen an den Bäumen unsers Schulhauses, um sie zu befestigen, indeß andre beschäftigt waren, ihre Aufgabe zu der Redeübung zu lernen, andre bereit standen, auf jeden Wink bald diesen bald

*) Unter dem Titel: Geschichte des Königlichen Pädagogiums, seit seiner Stiftung bis zum Schluß des ersten Jahrhunderts.

jenen kleinen Auftrag auszurichten. Es war ein schönes Bild der Thätigkeit menschlicher zu einem guten Zweck vereinten Kräfte.«

Sontags früh beim Aufgang der Sonne ward das Fest mit feierlichen Gesängen, von Blasinstrumenten begleitet, unter freiem Himmel eröfnet. Um zehn Uhr war wieder alles, was zum Pädagogium gehörte, auf dem Schulhofe unter den Bäumen versammelt. Die Losung des Tages war: Franken, dem Stifter, Dank und Verehrung. Alle Lehrer und Zöglinge trugen sie auf einer von weissem Atlasband dreigetheilten Schleife, während des ganzen Festes auf der Brust. Unten stand: Stiftungsfeier des Pädagogiums, 1796.

Die Sonntagsfeier war vorzüglich dem religiösen Nachdenken und den Äußerungen menschenfreundlicher Gesinnungen bestimmt. Sie fing mit einem Dankfeste an. Hiezu waren die ältesten und angesehensten Personen der verschiedenen Stände, Klassen und Gesellschaften der Stadt gegen Mittag eingeladen.

Gewiß hat keiner der Anwesenden ohne Rührung und Wohlgefallen über die zweckmäßige Anwendung beliebter feierlicher und rührender Gesänge, die des feierlichen Tages würdige Rede des Aufsehers, und die mit Geschmack angeordnete splendide Bewirtung, dieses Dankfest verlassen. Die ge-

nannte Beschreibung giebt treue und umständliche Nachricht von der ganzen Einrichtung desselben und von der guten Benutzung manches zufälligen Umstandes.

Abends, als die fremde Gesellschaft sich verlor, ward auf dem erleuchteten Hofe den vaterlosen Kindern des Waisenhauses und ihren Aufseherinnen und Lehrern, 110 Personen, ein fröliches mit Gesang belebtes Mahl gegeben.

Der Montag Nachmittag war zunächst einem öffentlichen Schulaktus bestimmt. »Die Gespräche und Reden hatten entweder Beziehung auf das Fest oder auf Erziehung und Bildung überhaupt, oder auf das Glück der Kinderjahre, oder auf die Aussichten und Hofnungen der Menschheit in der Zukunft, oder auf die Gefahren des Jünglings im Kampfe zwischen der Tugend und der Sinnlichkeit. Ein anderes Gespräch leitete die letzten Reden zwei guter von uns scheidender Jünglinge ein, welche dann der Aufseher öffentlich in einer kurzen Rede entließ, und dabei zugleich nach der Sitte der Schule, an die würdigsten der Klasse Prämienbücher vertheilte.«

Der Aufseher benutzte die Stimmung seiner Zöglinge und der Gesellschaft sehr weise, um ein überaus bedeutendes Wort allen Anwesenden ans Herz zu legen. Er sagte:

»Der Gedanken und Empfindungen, welche ich Ihnen mittheilen möchte, waren nie so viel, der Augenblicke, welche mir zu reden übrig sind, nie so wenig. Eine einzige Betrachtung mag also die Stelle aller andern vertreten. Der Schluß des ersten Jahrhunderts unsrer Anstalt erinnert uns zugleich an den nahen Schluß eines Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Und welches Jahrhunderts! Gehen Sie in die Vergangenheit zurück. Wie viel Zeiträume werden Sie finden, welche diesem an Wichtigkeit gleichgestellt zu werden verdienten? worin der menschliche Geist so bedeutende Fortschritte gemacht hätte? wo in den Sitten, den Meinungen, der Handlungsweise so unerwartete Umwandlungen vorgingen? wo die Menschheit überhaupt fast in allen ihren Gliedern, wie von einer unsichtbaren Gewalt ergriffen ward? Ob alle diese Veränderungen lauter Vorschritte zur Vollkommenheit sind, — ob der Strom des Lichts, welcher sich über das Jahrhundert ergossen hat, nur erleuchten und wärmen, nicht auch versengen, — ob der Sinn für Freiheit und Recht nur der Unterdrückung, nicht auch der Ordnung und Pflicht den Krieg ankündigen, — ob wirklich von jeder Aussaat in der Zukunft lauter heilsame Frucht aufgehen werde — das gehört zu den Sorgen wol manches redlichen Mannes, in der Abendstunde

des Jahrhunderts. Was bleibt ihm, wenn lange Bekümmernis, wie das alles enden werde, seine Seele trübt? Was bleibt ihm, als — Vertrauen auf die ewige Weisheit, welche die Welt seit ihrem Beginn untadelhaft regierte, und — ein hoffnungsvoller Hinblick auf das aufblühende Geschlecht, — auch auf Sie, meine Kinder! Auch zu Ihnen streckt die Menschheit die Hände hoffend aus, — auch Sie beschwört sie, durch wahre Aufklärung Ihres Geistes, durch Ihre Weisheit, durch Ihre Nüchternheit, wenn alles um Sie her ein Taumel ergreifen sollte, durch Ihre unüberwindliche Liebe zu dem, was ewig gut und recht ist, ihre Vormünder, ihre Vertheidiger, ihre Retter zu werden. Überhören Sie diese heilige Stimme an dem Tage nicht, wo alles sich vereinigt, Sie mit großen Empfindungen zu erfüllen, u. s. w.« Der letzte Theil des Aktus war ganz der Stiftungsfeier gewidmet. Dankreden, dem Andenken des würdigen Stifters gewidmet, wie die Reden und Gespräche des ersten Theils, mit wohlgewählten Gesängen durchwebt, wurden mit einem Gesange beschlossen, welcher alle Anwesenden aufforderte, seinem Denkmal ein Opfer zu bringen. Alles begab sich dann, von Musik begleitet, nach dem angenehm erleuchteten, von köstlichen alten Bäumen beschatteten Schulhof.

»Als sie unter den Bäumen, welche auf dem

Schulhofe ein grünes Gewölbe bilden, ankamen, schloß sich ein Kreis in dessen Mitte. Drei unserer jüngeren unbescholtensten Scholaren, mit Kränzen und Blumenketten und fünf Ururenkel des Stifters, (Söhne des Aufsehers) mit Blumenkörben erschienen. Hier ward der Chor: In diesen heil'gen Schatten nach der Mozardschen Melodie gesungen. Dann ging der Zug auf den Vergnügungsplatz, wo das Denkmal mit Schranken umgeben war. Das Denkmal besteht aus einer großen steinernen Urne, auf einem sechs Fuß hohen Piedestal, welches auf einem kleinen Rasenhügel ruht. Die Kinder und die Zöglinge mit den Kränzen standen darunter; die Direktoren und Lehrer der Schule in einer Reihe gegenüber; rechter Hand das Chor der Kleinen. Die Schranken umgaben von allen Seiten mehrere hundert Zuschauer. Die Ruhe ward allgemein, als ein Sänger, von Harfe und Flöte begleitet, in die Mitte trat, und sich mit dem Liede: Sieh, versammelt stehen wir, nach der Reichardschen Melodie: Sieh mich Heilger, wie ich bin, aus Erwin und Elmire, gegen das Denkmal hin, an den seligen Geist des Stifters wandte. Als er geendet hatte, fiel das ganze Chor, nach der bekanten Melodie: Freut euch des Lebens, ein: Sonnen vergehen ꝛc. mit den wechselnden Stimmen, während dessen die Zöglinge

das Piedeſtal der Urne erſtiegen, die Urne mit Blumen umwanden und einen Kranz von Eichenlaub um die Spitze hingen, indeß die Abkömmlinge des Stifters ihre Blumen auf den grünen Hügel ſtreuten. u. ſ. w.«

»Jetzt ſonderte ſich die Geſellſchaft, welche zum Abend geladen war, 240 Perſonen, von den übrigen Zuſchauern ab, und jene kehrten auf den erleuchteten Schulhof zurück, wo beſonders Frankens heiteres Bild im Tempel des Verdienſtes, auf welches der ſanfte Schimmer einen Etral von Verklärung zu werfen ſchien, eine fein rührende Wirkung that, u. ſ. w.«

Ein fröliches Mahl, theils im Freien, theils im Hauſe, nach jedes Zirkels Gefallen eingenommen, und ein noch frölicherer Tanz endete dieſes ſo zweckmäßig veranſtaltete, einem ſo würdigen Gegenſtande gewidmete, Feſt. Und ſchwerlich hat ein denkender und fühlender Theilnehmer dieſes Feſt verlaſſen, ohne ſich in ſeinem Innern darüber zu freuen, daß einer ſo wohlthätigen und wichtigen Anſtalt ein Mann vorſteht, der bei dem echten guten Willen zu vollkommner Erfüllung ſeiner Pflicht, auch Einſicht und Geſchick dazu beſitzt.

X.

Gallia und Germania.

Früh entſchliefen die beiden länderbeſchirmenden Schweſtern,
Göttin Gallia dort, Göttin Germania hier.
Stygiſches Dunkel bedeckte hinführo die lieblichen Auen;
Rauſchend ſtürzten hervor gräßliche Diener der Nacht.
Und es vergaßen des eigenen Werthes die Söhne der Gottheit,
Tief zu Boden gedrückt von der Tirannen Gebot;
Endlich entſtieg die Eine dem dumpfen Moder des Grabes;
Aber es trübte den Sinn ſchwerer, betäubender Schlaf.
Raſend ſprang ſie empor, ermordet die eigenen Kinder,
Wüthet in eigener Bruſt mit dem geſchliffenen Dolch,

Stürzet darnieder die Schlösser und Burgen, zu blühenden Städten,
Trägt sie mit eigener Hand lodernde Flammen hinan.
Bis von dem Scheine des blendenden Feuers das Auge sich öffnet
Schauet den lodernden Brand, merket die Ströme von Blut.
Alles fühlet anitzo die Macht des Erwachens der Göttin;
Jegliche Schreckengestalt weicht mit dem Dunkel der Nacht.
Und es bringen die Flur und die Kunst ihr herrliche Gaben;
Frei tritt jeder einher, fühlend im Busen den Gott.
Aber die göttliche Schwester, sie decket noch lieblicher Schlummer
Dorten im heiligen Hain, welchen die Nymfe ihr schuf.
Um den bemooseten Hügel stehen die Musen im Chore
An der Weisheit Hand und in der Künste Geleit.

Und es ſtreuen ihr Blumen aus jeglicher Zone die Kinder,
Horchen des Wechſelgeſangs vielfach gewendeter Zung'.
Störet die Schlafende nicht im lieblichen Traume des Morgens,
Welcher ihr ungeſtört mahlt ihrer Gezeugeten Glück!
Bald erwachet die Hehre und führet zum menſchlichen Glücke,
Das ſie ſo ſchwer ſich erſtrebt, ihre Geliebten hinzu.
Siehe! ſchon ſcheuchet der Morgen die finſtern Geſtalten der Hölle,
Und die Menſchlichkeit ſchießt feurige Stralen empor!

K.

XI.

Neue deutsche Werke.

1) Musenalmanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg bei C. E. Bohn. Mit einem Titelkupfer von Schulz nach Schnorr.

Die beiden schönen Eigenschaften, welche Vossens Musenalmanach seit langer Zeit vor allen seinen Brüdern und Nebenbulern so vortheilhaft auszeichnen, seine meisterhaften Übersetzungen der Alten, die zugleich vollkommne Muster der Versifikazion sind, und frohe gesellige Lieder, zieren den diesjährigen Almanach ganz besonders. Von der ersten Art giebt uns Voß hier eine meisterhaft vollendete Übersetzung der achten, der ein und zwanzigsten und der dreißigsten Idylle Theokrits: die Wettsänger, die Fischer und der todte Adonis: und einige Sinngedichte nach der Anthologie und dem Martial. Wir legen unsern Lesern gerne die letzte Idylle, als die kürzeste vor, und machen sie gewiß dadurch nach den andern beiden weit schönern und reichern begierig.

Als Kypris den Adonis
Nun athemlos erblickte,
Sein Lockenhaar verwildert,
Und abgebleicht die Wange;
Befahl sie, ihr den Eber

Zu bringen, den Eroten.
Doch jene, raſch geflügelt,
Durchliefen rings die Waldung;
Bald ward gehaſcht das Unthier,
Gebunden und gefeſſelt.
Der eine zog am Seile
Geknüpft den Kriegsgefangnen.
Der andre folgte treibend,
Und ſchlug mit Pfeil und Bogen.
Der Eber ging erblödet;
Denn Afrodite ſcheut er.
Ihm ſagte nun Kythere:
Du böſes Thier, du Unthier!
In jenen Schenkel hiebſt du,
Und ſchlugeſt mir den Gatten!
Das Thier erwiedert alſo:
Ich ſchwöre dir, Kythere,
Bei dir und deinem Gatten,
Und hier bei meinen Feſſeln,
Und dieſer Jagdgeſellſchaft!
Den jungen Mann, den ſchönen,
Verwunden wollt' ich nimmer.
Ich ſah ihn für ein Bildnis;
Und ganz von Glut bewältigt,
Wo nackt er trug den Schenkel,
Tobt' ich hinan, zu küſſen:
Da ſchadet' ihm mein Hauer.

Hier nimm sie, Afrodite!
Bestrafe sie, entreiß sie!
Was soll mir dieser Unrath?
Die buhlerischen Zähne!
Und wenn dirs nicht genug ist,
Nimm hier auch meine Lippen!
Was wagten sie den Kuß auch?
Mitleidig sah ihn Kypris,
Und sagte den Eroten,
Die Fessel ihm zu lösen.
Seit diesem folgt' er immer,
Und kehrte nie zur Waldung.
Dem Feuer selbst genahet,
Verbrannt' er seine Sehnsucht.

Welcher kunstliebende Deutsche erfreut sich nach solchen Proben nicht hoch der Botschaft, daß wir hoffen dürfen, bald den ganzen Theokrit von dieser Meisterhand zu erhalten?

Zu den frohen Liedern hat auch Voß bei weitem den größten und schönsten Theil selbst geliefert. Unter diesen zeichnen sich zwei Tanzlieder ganz vorzüglich aus: ein trefflicher Anfang, Tanz mit Gesang wieder bei uns zu vereinigen. Unsre Väter hatten solche Tanzlieder, die Dithmarschen noch bei Menschengedenken. Selbst Ballade soll eigentlich ein getanztes Lied auf heroische Volksthaten sein, und Bürger hat nicht mit Geist nachgeahmt; seine Nachfolger noch weniger. Die Bewegung des Silbenmaßes muß den Musiker heben, und das geschieht in diesen beiden Tanzliedern, der Frauentanz und Frühlingstanz, in eben so hohem Grade, als in dem, im vorjährigen Vossischen Mu-

senalmanach erschienenen, Friedensreigen eines freigewordenen Volks; für den schon lange zwei karakteristische Kompositionen, die mit dem Gedicht fast zugleich entstanden, in der Verlagsdruckerei dieses Journals den glücklichen Zeitpunkt zum Erscheinen erwarten, da jedes Friede und Freiheitliebende Herz ihn mit einer frohen Theilnahme wird anstimmen können.

Dem Frauentanz sind hier zwei Kompositionen von Kunzen und Fleischer beigefügt. Beide Komponisten haben das Bedeutende der weise gewählten Silbenmaße in dem Wechseltanz der mutwillig lustigen Mädchen und ehrbarern Weiber gefühlt, und beide haben die Bewegung des englischen Tanzes zum Gesange der Mädchen, und die Bewegung des Menuets zum Gesange der Weiber gewählt, wiewohl sie durch den weiblichen Schlußvers des ersten Gesanges abgehalten wurden, ihre Melodien im Zweivierteltakt zu schreiben. Fleischer hat seiner Melodie auch noch den Kontrast der beiden Tonarten gegeben, indem er die Mädchen in der harten Tonart, und die Weiber in der weichen singen läßt; da dieses aber weder zu dem, nach sittsamer Weiberart, doch sehr frohen Wesen, noch zu dem geselligen Tanzkarakter paßt, es dem Liede auch, als Musikstück, ein steifes altväterisches Wesen giebt, so gefällt uns Kunzens Melodie ungleich besser; auch hat diese in der ersten Abtheilung mehr jugendliche Heiterkeit.

Dem Frühlingstanze hat Reichardt eine eben so heitre Melodie gegeben, welche dieselbe englische Tanzbewegung nicht nur für den Gesang der Jünglinge und Mädchen hat, sondern auch bei den Wechselgesängen der zuschauenden Alten behält; doch kommt zu dem in der Melodie der ersten Abtheilung rein ausgedrückten taktischen Silbenmaße noch eine lebhafte, fortgehende Bewegung im Baß und der Mittelstimme hinzu, da hingegen der mäßigere Schritt des Chors der Alten durch alle Stimmen rein gehalten wird, ohne alle weitere lebhafte

Begleitung bleibe, und so auf einen ruhigen Gang der Tänzer deutet, der mit den lebhaftern Sprüngen zu ihrem eignen frischen Gesange wechselt.

Warum aber haben sich die Komponisten alle drei an diese bekannteste und gewöhnlichste Tanzbewegung unsers Volks gehalten? Wir müssen den edleren Tanz aufwecken: nicht uns herablassen zum Volk, nein, das Volk hinaufheben zum Idealischen. Das sei unser Bestreben, auch wenn wir uns, wie die Götter Homers, zu den Spielen der Einfalt gesellen. Immerhin sein es auch anfangs künstlichere Theatertänze, das heißt, die einen grübleren, denkenden Reigener erfodern. Die ersten Schollen, wenn man durchdeichen will, müssen ins Wasser gestürzt werden; es scheint nicht zu haften, aber es haftet und der Boden steigt.

Außer diesen drei Liederkompositionen liefert dieser Almanach noch ein schönes Bischoflied von Schulz, zwei frohe und zwei sanfte Gesellschaftslieder von Reichardt, vier Lieder von Kunzen, unter denen sich die frühe Melkerin durch große Naivität auszeichnet, noch ein Trinklied von Fleischer, und ein ernsthaftes Lied im Kirchenkarakter von Schwenke. Alle diese komponirten Lieder sind von Voß selbst gedichtet, und jedes, von dem lustigsten Trinkliede an, bis zu dem sanftathmenden Waldgesang, der mit schmachtenden Nachtigalltönen leise verhallet, athmen den reinen Sinn, die männliche Denk- und Gefühlart, deren treue, oft wiederholte Darstellung, in naheliegenden Bildern der Natur und des frohen geselligen Lebens, spät oder früh gewiß auf den sittlichen Karakter der Nazion wohl thätigen Einfluß haben wird. Wohl dem edlen Manne, der sich dieses Glücks, heiter in die Zukunft blickend, in seinem stillen Herzen erfreuen kan! Das vermag aber auch nur der Dichter, in dessen Gedichten all überall derselbe reine Sinn und edle Geist herscht, bald so, bald so austönend! Einige dem ersten Anschein nach allerchristlichste Lieder — wie hier die Kirchen, im

vorjährigen Almanach das Pfingstlied, — wird vielleicht selbst mancher herzliche Freund unsers Dichters anstaunen und nicht begreifen, was der weise Dichter damit will. Aber darin besteht ja eben das Verdienst des Liedes, daß der Geist Gottes hier in dem Sinne genommen wird, wie der Grieche es nahm, und vielleicht sogar der Hebräer. Man setze über das Pfingstlied, Frühlingsfeier, und jedes Volk der Erde wird es singen können. Es ist wol hohe Zeit, unsrer neuprotestantischen Vernunftreligion sangbare Lieder zu geben, fürs erste zur Hausandacht, dann zur öffentlichen. Aus den meisten Gesangbüchern holt man nur Unmuth, am meisten aus den Klopstockischen Liedern, voll davidischen Grimmes. Man erschrickt, wenn man gewahr wird, daß die wenigen Lieder für ein empfindendes Menschenherz fast lauter alte sind, welche mancher neue Samler kaum der Aufnahme gewürdigt hat.

Nach den eigenen Voßischen Gedichten, unter denen einige von hohem Ernste sind, als die Duldsamkeit und die Bewegung zieren diesen Musenalmanach, außer zwei schönen Erzälungen von dem Dichter Nikolai, denen wir jedoch einige besser rundende Abkürzungen wünschten, noch vorzüglich mehrere witzige und launige Gedichte von Baggesen, unter welchen der echte Bischof gar sehr hervorsticht. Das treffliche Lied ist eigentlich in der Muttersprache des Dichters gedichtet, und Voß hat uns das schöne dänische Original auch mitgetheilt. Der echt poetische Werth der deutschen Übertragung verdient um so mehr Lob. Ein kleines, fein witziges Gedicht desselben Dichters wollen wir unsern Lesern zu angenehmerm Vorschmack hier vorlegen. Es ist Ja und Nein, oder die Grazie des Widerspruchs überschrieben, und scheint eine feine Zeichnung nach einem eignen individuellen Karakter zu sein.

Ich bin nicht hübſch, ich bin nicht ſchön:
Das heißt, ich bin nicht häßlich eben;
Denn, wär' ich dies, ich muß geſtehn,
Dann möcht' ich lieber gar nicht leben.
Doch ja! was das betrifft, allein
Auf einer Inſel könnt' ich ſein.

Ich liebe ſo die Einſamkeit:
Das heißt, ich mag wol Menſchen ſehen;
Allein nicht immer, jederzeit;
Und Männer, laſſ' ich alle gehen!
Doch auch, was das betrift, ach nein!
Bei meinem Vater möcht' ich ſein.

Die Liebe haſſ' ich — nehmlich ſo:
Ich mag im Grunde nichts als lieben;
Doch ruhig, munter, frei und froh
Bin ich noch ſtets dabei geblieben;
Obgleich, was das betrift, mein Herz
Iſt mehr für Wehmuth, als für Scherz.

Die Freundſchaft iſt mein höchſtes Gut;
Ich kenn' und fühle nichts darüber,
Als Liebe — nemlich ohne Glut,
Und ohne das geringſte Fieber.
Was das betrift, iſt Freundſchaft nur
Der Liebe kältere Natur.

Ich haſſe nichts als Widerſpruch:
Das heißt, ich widerſpreche gerne,
Allein, der mindeſte Geruch
Von Widerſpruch darin ſei ferne!
Was das betrift, da glaub' ich nicht,
Das dieſes Lied ſich widerſpricht.

Das Lied, die geſamte Trinklehre, von demſelben Dichter haben wir, ſo einzig es auch iſt, nicht gerne in dieſer Sammlung gefunden. Die ernſtlichen Bemühungen eines edlen, geiſtreichen Mannes witzig zu perſifliren, ehe ſie von einem nur gar zu leichtſinnigen Publikum ganz erwogen und gewürdigt wurden, das hätte ſich beſſer in eine Samlung geſchickt, deren freches Schild, daß nichts ihr heilig iſt, oft auch dem bitterſten und wizigſten Spott alle moraliſche Wirkung benimmt. Weit mehr noch aber hat es uns gewundert, wie der würdige Herausgeber ein Gedicht, wie Stollbergs Kaſſandra, aufnehmen konnte: dazu ſollte auch alte Freundſchaft nicht vermögen können. Wem muß das Herz nicht bluten, einen ſo reinen, freien Sinn, ein ſo edles, liebevolles Herz, nun ſo umnebelt, ſo zerquetſcht zu erblicken! Wir dachten erſt hier einige der frühern Geſänge deſſelben Dichters, die er einſt der Wahrheit und Freiheit ſang, der ſcheuslichen Wahrſagung am Ende der Kaſſandra entgegen zu ſtellen, aber die Hand verſagt den Dienſt, und das Auge trübt ſich beim Rückblick in jene beſſere Zeit des edlen Unglücklichen. Lieber rufen wir ihm mit Voſſens trefflicher Milderung zu:

Was brauſeſt du verwildert,
Geſang, von Fluch nnd Mord?
Durch holde Scheu gemildert

Sei auch des Strafers Wort.
Fruchtlos bezähmſt du blinde Wut,
Entflammt dich ſelbſt des Grimmes Glut.

Sie, welche ſchmückt, was weiſe,
Was glänzend iſt, was ſchön:
Die Anmut warnet leiſe
Vor tobendem Getön.
Mit ſanftem Antliz ſchaut ſie her,
Und lispelt freundlich: Nie zu ſehr!

Hochherzig ſtraft die Wüter,
Wen Gottes Geiſt geweiht
Zum heiligen Gebieter
Erhabner Menſchlichkeit;
Von Rach' und Eifer funkelt nicht,
Von Wehmut glänzt der Augen Licht.

Wann Sturm beſchaumte Wogen
Empor an Felſen ſchlug,
Daß Schiff' und Männer flogen:
Nicht ſcholl Poſeidons Fluch.
Stillheiter ſtieg voll Ernſt herauf
Der Gott, und zwang der Winde Lauf.

Der arme Thoms, von Falk, im echten altſchottiſchen Ton gedichtet, und Hauchs Minnelied, voll altdeutſcher Treuherzigkeit, hätten wol

noch karakteriſtiſche Melodien verdient: wir legen ſolche wol künftig unſern Leſern vor.

Unter den vielen Gleimſchen Gedichten, ſticht der erſte Kritikus hervor, mit dem wir unſre Anzeige ganz gerne beſchließen.

Als Gott der Schöpfer fertig war
Mit Körper und mit Geiſterſchaar;
Als ſeine Welten ihren Tanz
Schon tanzten, ſeine Sonnen ſchon
Nur Erden, noch nicht einen Thron
Erleuchteten mit ihrem Glanz,
Als Meere brauſten, Stürme tobten,
Erzengel ſchon den Schöpfer lobten,
Als er mit Vaterblick auf das Erſchafne ſah,
Und alles, alles wäre gut,
Sich ſelbſt und allen ſagte: da,
Da wars, da ſetzte ſeinen Hut
Ein Engelchen zurecht, auf ſeinem linken Ohr,
Und trat aus einem Engelchor
Auf einen freien Platz hervor,
Und ſah mit Stutzerblick zu Gott dem Herrn hinauf,
Sprach: »Mit Erlaubnis! wäre wol
»Dem Pferde, welches ſeinen Lauf
»Gleich einer Schwalbe fliegen ſoll,
»Der Fuß ſo recht? und wäre wol,
»Zu ſeinem Sprung und ſeinem Gang,
»Dem Affen nicht der Schwanz zu lang?

Sprachs! was erfolgte wissen wir.
Den Affenschwanz, den Pferdefuß,
Bekam zu seiner Zier,
Das Engelchen der Kritikus.

Breslau und Leipzig bei Korn: Kleine Schriften zur Unterhaltung, von Georg Gustav Fülleborn. Erste Sammlung. 1797. 8. 286 S.

Die Vorrede macht, so kurz sie ist, schon einen unterhaltenden Theil dieser kleinen Schriften aus, welche Unterhaltung als ihren Zweck ankündigen. Es werden darin verschiedne Meinungen über die beliebtesten Schriftsteller Deutschlands aufgeführt, mit denen man gern seine eignen vergleichen wird. Vielleicht möchte es sogar Räthsel dabei zu lösen geben, wie zum Beispiel die Rede und Redensart, die sich der Verfasser selbst in den Mund legt: »Mir hat Meister (Wilhelm Meister) nie auf den Fuß treten dürfen.« Über die Zusammenstellung mit Spieß, der die Hefen der geschmackverderbenden Lektüre liefert, könnte sich Friedrich Schulz mit Recht beklagen. Das Kostum der wunderlichen Urtheile ist wenigstens vollkommen dabei beobachtet. Der Geist der Sammlung selbst, strebt dem guten Geschmack in nichts entgegen. Das Philosophische in derselben ist leicht, und das blos leichte nicht unbedeutend behandelt. »Etwas gutes« (siehe die Vorrede) wird gewiß ein jeder, und »viel Schlimmes« schwerlich irgend einer davon zu sagen haben, ungeachtet sich die Neigung des Schreibers nicht verkennen läßt, viel, viel Schlimmes von der Welt und »den Herren X. Y. Z.« zu glauben.

Doch ist in seiner Satire nichts, was über die Gebühr ausschweifte, und Mäßigung in allen Dingen, auch in der Unterhaltung, die er gewährt, zeichnet ihn mehr als Eigenthümlichkeit aus. Man kan ihm leicht verschiedne Manieren nachweisen, obwol die Schreibart immer rein, und durchgehends rein und gefällig ist. Keine Vorliebe für Jean Paul ist, wie uns dünkt, in Milloah dem frommen, und der wiewol blühenden, doch abgeschiednen Welt sichtbar, womit er ihn umgeben hat. Die Schlesischen Mährchen erinnern an Musäus, und die kleinen allegorisirenden Dichtungen unter den vermischten Sachen an Herder. Je zahlreicher diese Deutungen der alten Fabel werden, um so schwieriger ist es freilich, Einfachheit in ihnen zu bewahren, und sich dabei vor allzusinnreicher und verwickelter Zusammensetzung zu hüten. So sind die Seufzer etwas tief heraufgeholt. In dem Aufsatze über Lustigkeit, Höflichkeit, Ton u. s. w. findet sich manche wahre und feine Beobachtung, wie unter andern die von der ästhetischen Humanität, S. 249. Man kan sich indessen nicht enthalten, zu bemerken, daß die Breslauer Gelehrten einen großen Hang haben müssen, über Ton, Lebensart und Liebe zu sprechen. Es ließen sich hier ebenfalls Vorbilder angeben. Die Skizzen zu Karakteren für Komödien bedürften, um auf dem Theater gute Masken abzugeben, wol noch einer sehr markirten Ausführung. Das Bild, das Bion S. 109 von sich selbst entwirft, ist dagegen meisterhaft zusammenhängend, und scheint zum Sprechen ähnlich zu sein. Man sieht lebendig einen weichen kränklichen Philosophen vor sich, der sich ängstlich nach einer festen Stelle in der gesellschaftlichen Welt, in den Bücherfälen und seinem eignen Gewissen umsieht. Schon allein um dieses treffenden Bekentnisses willen, kan es niemanden gereuen, diese Sammlung zur Hand genommen zu haben; deswegen heben wir auch keine einzelnen Stellen derselben aus. Die hie und da eingestreuten Lieder, welche man die

Zugabe nennen könnte, und die morgenländischen Blumenstücke haben Wohllaut und Wohlgeruch. Der Dichter ist aber glücklicher in der Bilderſprache des Orients, als in der launigen Gattung: seine Mährchen gewinnen durch seine Verse nicht.

XII.

Neue Musikalien.

1) Zwölf Lieder am Klavier zu singen. Komponirt von Karl Friedrich Zelter. Berlin und Leipzig, bei Karl August Nikolai.

2) Karl Reinhards Gedichte. In Musik gesetzt von C. F. G. Schwenke, Musikdirektor in Hamburg, zum 1. und 2ten Bändchen. Altona, gestochen von C. Lau. Hamburg, in der neuen musikalischen Verlagsniederlage, auf der Neuenburg, No 19. Leipzig, in Kommission bei F. A. Leo. Jede Sammlung kostet 1 Thaler in Friedrichsd'or.

3) Deutsche Lieder am Klavier. Von J. H. Himmel. Zerbst, bei C. C. Menzel. (22 Groschen.)

Von der ersten gedruckten Sammlung kan man mit aller Wahrheit sagen, daß sie jeder Anfode-

rung, die man nur an den fühlenden, denkenden und gründlichen Liederkomponisten thun darf, völlig entspricht. Den echten, innern Werth dieser Kompositzonen umständlich auseinander setzen, hieße, eine praktische Anweisung für Liederkomponisten schreiben, und dazu ist hier nicht der Ort. Auch nützt die Theorie und zergliedernde Kritik nur demjenigen, dessen Sinn im Kunstwerke selbst die lebendige Sprache versteht; und so sei hier denn nur jeder fähige und lehrbegierige junge Künstler zum ernsthaften Studium dieser Lieder aufgefodert; ihm wird auch eine sorgfältig angestellte Vergleichung der Kompositzionen, die diese Sammlung zu den Poesien Göthe's im Meister, und zu einigen Mathissonschen und Vossischen Gedichten liefert, mit Reichardts früheren Kompositzionen zu eben diesen Gedichten Nutzen und Interesse gewähren.

Die zweite und dritte saubergestochene Sammlung streben mehr nach der angenehmen und glänzenden Weise, durch welche Mozard, Dittersdorf und andre beliebte Operettenkomponisten in ihren kleinen Theatergesängen den Musikfreunden so lieb und werth sind. Melodien, die oft mehr zur Absicht zu haben scheinen, den Karakter des Ganzen auszudrücken, als den Versen selbst ihre volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sind häufig mit glänzender und unterhaltender Klavierbegleitung und mit lebhaften Nachspielen versehen; weshalb manche Lieder auch einen geübten Klavierspieler zur Begleitung verlangen. Hr. Sch. hat sich auch nicht blos an die gewöhnlichen Töne gehalten, sondern manchen schweren Ton, als As dur, E dur und Fis dur sehr gut und zweckmässig angewand. Einige Gedichte sind auch, ihrem Karakter gemäß, ganz, oder zum Theil durchkomponirt worden, und in solchen — da bei dem deutlich bezeichneten Karakter der Übrigen eine strenge Anwendung der eigentlichen Liedertheorie unbillig

sein würde, — könnte man wol fodern, daß Herr Schwenke die ganze Poesie und jeden einzelnen Vers mit mehr Sorgfalt und Wahrheit behandelt hätte, als es bei der Jahresfeier der Liebe und dem Klaggesang im zweiten Band geschehen ist. Auch wäre zu wünschen, daß beide Komponisten die neumodische Anhäufung von übermäßigen Intervallen nicht so oft gebrauchten. Dieser Misbrauch macht nicht nur manche angenehme Melodie hart und verworren, er verwöhnt und verspannt auch die Ohr, und nimmt jenen Intervallen da, wo sie zur Verstärkung des Ausdrucks mit Maaß angebracht werden, ihre sonst so starke Wirkung; sie sind das wahre asa foetida in der Tonkunst. H. Schwenke besonders, hat sie oft bei den angenehmsten freundlichsten Gegenständen häufig angebracht. Hierin, wie in manchen andern Fällen, hat das verführerische Beispiel Mozards, dem es an echter Geschmackskritik eben so sehr fehlte, als er an Erfindung und Witz überschwenglich reich war, viele unsrer jungen Komponisten auf Irrwege geleitet, vor denen der gute Geschmack nicht genug warnen kan.

Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

Göthe.

XIII.

Notiz von deutschen Journalen.

1) Der Genius der Zeit. Oktober. 1796.

Wenig aber desto interessantere Aufsätze. Der erste, über das französische Dezimalsistem zeigt die Vortheile dieses Sistems für die Rechenkunst, so wie für Handel und Wandel sehr deutlich. Aber es werden auch die Schwierigkeiten nicht verschwiegen, welche dessen Einführung entgegenstehen, und die doch zum Theil leicht hätten können vermieden werden. Wer dieses Sistem noch nicht kennt, kan zugleich einen deutlichen Begriff davon durch diesen Aufsatz erhalten. Der zweite, Sektengeist, ist vom Herrn Prediger Stolz in Bremen, und schildert insonderheit den theologischen Sektengeist mit lebhaften Farben, und sehr karakteristisch. Hierauf folgt ein Brief, welcher Verdammen wegen Meinungen überschrieben ist, und dieselbe Leidenschaft aber mehr satirisch behandelt. Noch vier andere Aufsätze sind historischen Inhalts. Nr. 4. erzählt Skandalosa aus England. Nr. 5. enthält amerikanische Nachrichten, welche nicht sehr für dieses Land einnehmen. Indessen muß man bedenken, daß es nicht schwer ist, schlimme Seiten in einem großen Lande zu entdecken, und daß auch viel auf die Augen ankömmt, mit welchen man sieht. Nr. 6. schildert die Feier des Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeit in Paris, und den Schluß macht eine Ankündigung von Jakobs allgemeiner Religion.

2) Berlinische Monatsschrift. August. 1796.

Ausser den Übersetzungen zweier anakreontischen Oden, mit Anmerkungen von Ramler, enthält dieses Stück: 3) Über die uralte Exemzion des Brandenburgischen Adels von Abgaben, von M. Ein historischer Beweis, daß die Adelichen in der Mark, weder Zollfreiheit noch Steuerfreiheit in Ansehung ihrer Grundstücke in den alten Zeiten genossen haben. 4) Kleine Beobachtungen über Taubstumme. Vierter Versuch von Eschke. 5) Epigramme von J. von Boguslawski. Es sind deren drei, Nr. 2 ist gut. Weshalb sich aber in Nr. 3. der Mann, der niemals lächelt, zum Teufel qualifizirt, wird man nicht leicht rathen. 6) Reimarus, über die razionalen Verhältnisse der drei Seiten eines rechtwinklichten Dreiecks. 7) Neue Entdeckung des Ursprungs aller Staatsverschwörungen. Auszug aus einer französischen Schrift, worin der Tempelherrnorden durch ein höchst abenteuerliches Räsonnement für die Ursache der Revoluzion ausgegeben wird. 8) Berichtigung des Treumannschen Gutachtens über die Abgleichung ab- und anziehender Predigerfamilien. Von Wegener. 9) Über eine sympathetische Kur gegen den Biß toller Hunde. Von K. W. Meier. Es wird ein Aberglaube gerügt. 10) Über das Wort: Siehdichum. Es kömmt schon in einer alten Urkunde, in eben dem Sinne vor, in welchem es die neuen Sprachverbesserer einführen wollen.

September enthält 1) eine Übersetzung von Theokrits erster Idylle; 2) Von den Veranstaltungen zur Wiederaufhelfung einer in Verfall gerathenen Stadt. Vom Herrn Kriegsrath von Lamotte. Vortreffliche allgemeine Rathschläge für Kameralisten, welche den wichtigen Auftrag erhalten, verfallenen Städten zu Hülfe zu kom-

men, werden hier bei Gelegenheit eines einzelnen Falles gegeben. 3) Der Luxus und die Republik. Ein Gedicht von H. v. Rochow. 4) Anschlagszettel über Philadelphia's Kunststücke zu Göttingen. Ein satirischer Anschlag, welcher machte, daß Philadelphia Göttingen verließ, ohne seine Kunststücke sehen zu lassen. 5) Kleine Beobachtungen über Taubstumme. Von Eschke. Fünfter Versuch. 6) Auch ein paar Worte über den Steinregen in Siena. Von Zöllner. Bezieht sich auf einen Aufsatz in Lichtenbergs Taschenbuch für das künftige Jahr, über eben diesen Gegenstand. Man wollte den Steinregen, der vor zwei Jahren zu Siena fiel, für den zu gleicher Zeit vorgefallenen Ausbruch des Vesuv erklären. Dieses geht aber nicht, und Herr Z. tritt der Lichtenbergischen Erklärung bei, und erzählt zugleich, daß ein reisender Engländer, Herr Macie dem Herrn Klaproth ein Fragment von einem solchen Steine vorgezeigt habe. ꝛc. 7) Nachtrag und Erklärung zu dem Aufsatze im Julius 1795. Nr. 7. über den Herzensglauben.

XIV.

Der nahe Retter.

An Henriette von M** (*), drei Tage vor ihrem Tode.

Wenn immer trüber deine Morgen tagen,
Wenn immer schwerer deine Pulse schlagen:

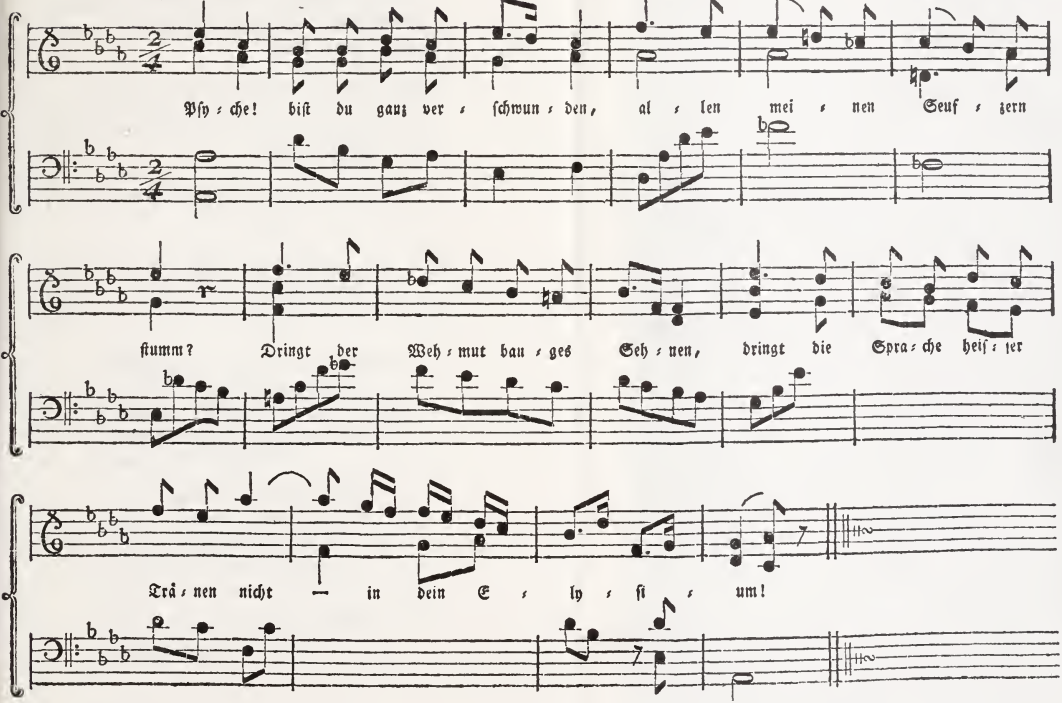
(*) Geistvoll, gut und schön, wie wenige, starb sie, noch nicht ein und zwanzig Jahr alt. Eine der edleren Töchter Deutschlands.

An Psyche,

als sie entflohn war.

Etwas lebhafter und mit Affekt.

(Die beiden letzten Strophen werden mit steigender Stärke gesungen.)



Dann naht dein Freund, von allen ſeinen Ketten
Den Geiſt zu retten.

Sein Flügel weht an deine wunden Glieder,
Schmerzloſe Ruh ſenkt ſich ambroſiſch nieder,
Dem müden Aug' entlockt ſein mildes Fächeln,
Ein himmliſch Lächeln.

Der holde Jüngling naht mit leiſem Schritte,
Dein leiſres Ohr vernimmt des Helfers Tritte,
Er ſenkt die Fackel — und in heilger Stille
Ruht Pſyches Hülle.

XV.

An Pſyche,

als ſie entflohen war.

Pſyche, biſt du ganz verſchwunden,
Allen meinen Seufzern ſtumm?
Dringt der Wehmuth banges Sehnen,
Dringt die Sprache heißer Thränen
Nicht in dein Elyſium!

Oder weilt dein leichter Fittig
Seit die ſchwere Feſſel brach,
Williger in unſern Kreiſen —
O ſo zieh mit einem leiſen
Lispel deiner Spur mich nach.

Rauſche ſanft vor mir vorüber
Wie ein ferner Waſſerfall.

Wenn ich ſuchend dich beſchwöre:
»Holde Freundin, höre, höre!«
Töne »Freund!« der Wiederhall.

Gleich dem Duft der Rebenblüte,
Stärkend wie ihr Geiſt und rein,
Athme, wo du niederſchwebeſt,
Oder ſcheidend dich erhebeſt,
Wohlgeruch mein Odem ein.

Senk' aus der Verklärung Glanze
Einen Funken nur herab;
Laß ihn, wie des Goldwurms Schweben,
Um dein theures Bildnis beben,
Laß ihn leuchten um dein Grab! —

Alles ſtill und öd' und dunkel —
Echo ſelbſt bleibt kalt und ſtumm!
Ach ſo dringt der Wehmut Sehnen
Und das Flehn beredter Thränen
Nicht in dein Elyſium!

Doch im Innern meiner Seele
Tönt es: Sie gedenket mein!
Sprachſt du, nach der Scheideſtunde,
Nicht mit todtenbleichem Munde:
Drüben auch gedenk ich dein!

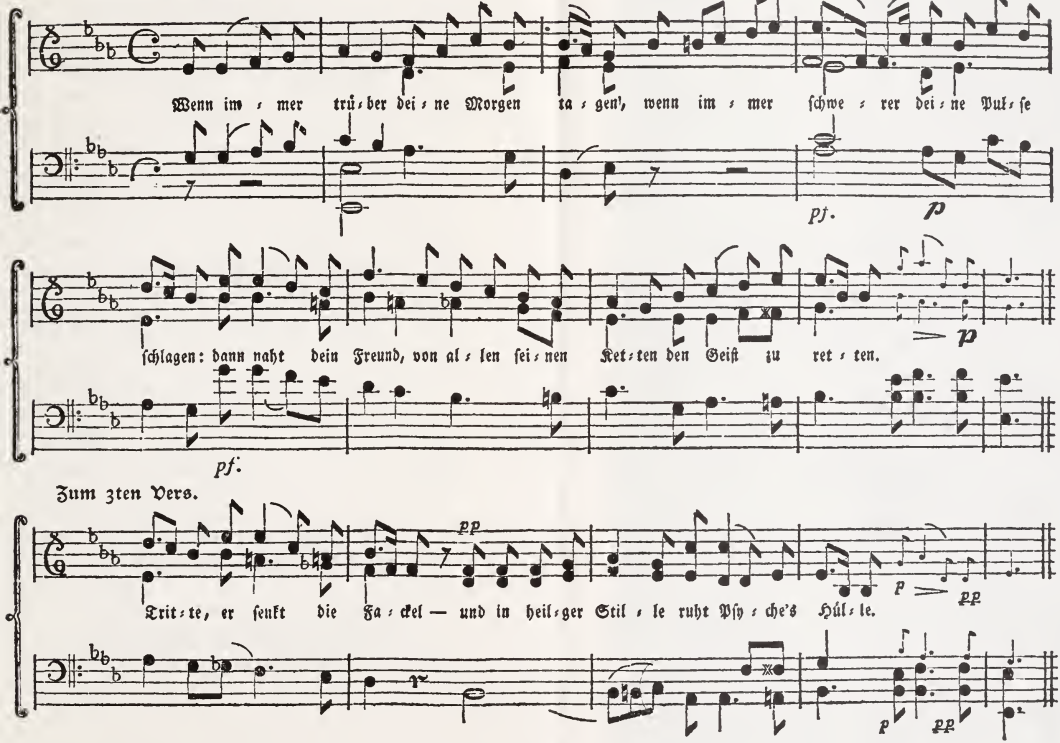
Fließet milder, heiße Thränen!
Der Entbehrung herbe Pein,
Wandle dich im wunden Herzen
In die Wolluſt ſüßer Schmerzen:
Drüben auch gedenkt ſie mein!

Der nahe Retter.

An Henriette von M * *.

In Musik gesetzt von J. F. Reichardt.

Langsam und leise.



Inhalt des elften Stücks.

I. Briefe über die Kantiſche Philoſophie an einen Freund in Paris. Vierter Brief. S. 107.

II, Über die homeriſche Poeſie. 124.

III. Briefe auf einer Reiſe durch Sachſen nach Franken, im Sommer 1796 geſchrieben. Dritter Brief. . . . . 157.

IV. Gutachten des Herrn Prof. Gren über die Natur des Sichersreuter-Brunnens. 173.

V. Briefe eines Hanſeaten, über Hamburg und Bremen. . . . . 177.

VI. Etwas über das Wiener Theater. 191.

VII. Reſoluzion des verſtorbenen Herzogs Ludwig Eugen von Würtemberg. 194.

VIII. Wie Menſchen in Talglichter verwandelt werden. . . . . 197.

IX. Nachricht von der hundertjährigen Stiftungsfeier des Königl. Pädagogiums zu Halle. . . . . 202.

X. Gallia und Germania. . . . 212.

XI. Neue deutſche Werke.

1) Muſenalmanach für das Jahr 1797. Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. ꝛc. . . . . 215.

2) Breslau und Leipzig bei Korn: Kleine Schriften zur Unterhaltung, von Georg Guſtav Fülleborn, . 225.

XII. Neue Muſikalien.

1) Zwölf Lieder am Klavier zu ſingen. Komponirt von K. F. Zelter.
2) Karl Reinhardts Gedichte. In Muſik geſetzt von Schwenke.
3) Deutſche Lieder am Klavier. Von F. H. Himmel. 227

XIII. Notiz von deutſchen Journalen.

1) Der Genius der Zeit. Oktober. 1796. . . . . 230.
2) Berliniſche Monatsſchrift. Auguſt. 1796. . . . . 231.

XIV. Der, nahe Retter. An Henriette von M**, drei Tage vor ihrem Tode. . 232.

XV. An Pſyche, als ſie entflohen war. . 233.

Deutſchland.

Wer Menſchentugend ſchön gedacht,
Und gut vollbracht,
Iſt ſeines Volkes Ruhm und Macht.
Voß.

Zwölftes Stück.

I.

Briefe über die Kantiſche Philoſophie, an einen Freund in Paris.

Fünfter Brief.

Kant behauptet, daß auch keine wahrſcheinliche Erkenntnis des Überſinnlichen möglich ſei.

Freund S... hat mir geſchrieben, daß Sie ihn auf meine Briefe eingeladen haben. Ich werde mich freuen, wenn ſie ihm Vergnügen machen. Ich fürchte aber faſt, er wird mehr dagegen einzuwenden haben, als Sie. Sie müſſen ſchon etwas davon haben fallen laſſen, daß Kant die Kenntniſſe des Überſinnlichen nicht zulaſſen will. Dieſes

ſcheint eine ſchlechte Empfehlung der kritiſchen Philoſophie für ihn zu ſein. Ich habe ſchon einen ganzen Brief gegen dieſen Satz von ihm, ohne daß er noch die Gründe deſſelben angehört hat. »Ich gebe es zu,« ſchreibt er mir, »daß es keine »Anſchauung und keine Empfindung über ſinnlicher »Dinge gibt, daß ſich keine demonſtrativiſche Wiſ»ſenſchaft über ſie errichten läßt. Aber können »wir nicht nach den Geſetzen der Wahrſchein»lichkeit auf ſie und auf ihre Eigenſchaften »ſchließen? Kennen wir nicht in dem Menſchen »eine Menge nichtſinnlicher Eigenſchaften, wie die »Vernunft, den Verſtand, den Willen? Und wenn »wir nun Wirkungen in der Welt wahrnehmen, »wovon ſich unter den körperlichen Dingen kein »hinreichender Grund findet; ſollen wir dann nicht »mit Wahrſcheinlichkeit annehmen können, »daß die Urſachen davon nichtſinnliche Weſen ſind, »welche Verſtand und Willen haben, wie wir, der »zwar nicht dem Grade, aber doch der Art nach »derſelbe iſt? Iſt es denn nicht möglich, daß »Verſtand und Wille in einem Weſen ſtatt finde, »das gar keine Ausdehnung hat, und folglich kein »ſinnlicher Gegenſtand iſt? Und iſt es nicht wahr»ſcheinlich, daß es dergleichen wirklich gebe, wenn »wir in der Natur Gegenſtände ſehen, die weder »aus dem Mechanismus der Natur, noch aus dem

»menſchlichen Vermögen erklärbar ſind, die aber »doch weit eher von einem verſtändigen Weſen, »als von einer blinden Urſache haben hervorge»bracht werden können; wenn man nur annimmt, »daß der Verſtand groß und die Willenskraft »mächtig genug geweſen iſt, um eine ſolche Wir»kung zu erzeugen? Ich geſtehe, daß ich nicht »wiſſen kan, wie ein ſolches verſtändiges Weſen »als Gegenſtand beſchaffen iſt, und was ich mir »für ein Bild von ihm machen ſoll. Aber iſt es »nicht ſchon etwas, daß ich einige Eigenſchaften »von ihm kenne? Kan man ſagen, daß Verſtand »und Wille nichts ſind; und ſind dieſes nicht »wahre reelle Eigenſchaften, wodurch man, da »ſie ſelbſt keine ſinnlichen Eigenſchaften ſind, ohne »Bedenken, und ohne Furcht in Schwärmerei »zu fallen, überſinnliche Gegenſtände beſtimmen »kan?«

Dieſe Stelle in S...s Briefe verdient, wie ich glaube, alle Aufmerkſamkeit. Es liegen alle Gründe darin, womit man die Erkenntnis des Uberſinnlichen vertheidigen kan. Vielleicht iſt es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen die Gedanken vorlege, wornach der Kantiſchen Philoſophie gemäs, dieſer ſcheinbare Einwand beurtheilt werden muß:

Man gibt nemlich zu, daß es nicht erlaubt

ſei, ein überſinnliches Ding durch ſolche Merkmale zu beſtimmen, welche blos durch die äußeren Sinne empfunden werden können, und ſchließt alſo alle räumliche Eigenſchaften, alles was nicht anders, als unter der Form des Ausgedehnten wahrgenommen werden kan, von den überſinnlichen Beſtimmungen aus. Aber man meint, das denkende und wollende Weſen in uns ſei etwas, das genug Prädikate für überſinnliche Gegenſtände enthalte, indem uns das Denken und Wollen mit, von der Materie ganz verſchiedenen, Weſen, nemlich mit Geiſtern bekant mache, welche der Sinnenwelt gar nicht angehören, oder die man doch leicht als unabhängig von aller Materie denken kan. Aber ich frage: Was iſt es denn eigentlich, was man in den Begriffen Geiſt, Vernunft, Verſtand, Wille und in andern ſogenannten geiſtigen Prädikaten denkt? Doch wol nichts anders, als Vermögen der Empfindungen, der Gedanken, Begriffe, Urtheile, Schlüſſe ꝛc. Empfindungen, Gedanken und Willensbewegungen ſind aber innere Zuſtände des Menſchen, und werden durch den inneren Sinn empfunden. Alle reelle Gemuthsveränderungen müſſen alſo doch ſchlechterdings ſinnliche Gegenſtände ſein, wenn wir zu einer Erkenntnis von ihnen gelangen ſollen, wo nicht des äußeren, doch des inneren Sinnes.

Nun nimmt aber der innere Sinn gar kein beharrliches Ding, keine Subſtanz, ſondern bloße Veränderungen oder innere Zuſtände des Menſchen wahr, und wenn man nun zu dieſen inneren Veränderungen, nach dem nothwendigen Geſetze der Vernunft, die Gründe, unter dem allgemeinen Titel Vermögen oder Kräfte denkt; ſo würde man ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieſe Vermögen und Kräfte als für ſich beſtehende, von den inneren Zuſtänden verſchiedene Dinge erkannt würden; eine Teuſchung, die zwar ſehr häufig, aber deshalb doch gewiß Teuſchung iſt. Die Begriffe von Vermögen und Kraft ſind gar keine Begriffe, welche Dinge ſelbſt zum Gegenſtande haben, ſondern drücken blos Verhältniſſe aus, welche unſer Verſtand, vermöge der ihm weſentlichen Geſetze zwiſchen Dingen, und zu jedem Dinge denken muß.

So bald die Sinne einen Gegenſtand darſtellen, es ſei Materie oder ein Gemüthszuſtand; ſo denkt der Verſtand, daß das, was die Sinne ihm vorſtellen, einen Grund haben müſſe, d. h. daß der ſinnliche Gegenſtand mit irgend einem andern Dinge in einem urſachlichen Zuſammenhange ſtehe. Will der Verſtand das Ding kennen lernen, worauf er den Begrif des Grundes bezieht; ſo iſt dieſes nicht anders möglich, als die Sinne müſſen es

ihm darſtellen. Denn einen Gegenſtand kan Verſtand und Vernunft für ſich nicht darſtellen; ſie können einen durch Sinne oder Einbildungskraft dargeſtellten Gegenſtand blos denken, und die dadurch verurſachten Vorſtellungen verknüpfen. Wenn ich in einer Mühle das Mehl aus dem Beutel fallen ſehe; ſo wird ſich meine Vernunft wohl vorſtellen, daß irgend ein Grund oder ein Vermögen da ſei, welches dieſe Erſcheinung hervorbringt. Aber wie das Ding, welches den Grund davon enthält, beſchaffen ſei, kan ich doch allein aus einer vergangenen oder gegenwärtigen Anſchauung deſſelben erkennen. Vor aller Erfahrung kan niemand wiſſen, ob Vorſtellungen oder Mühlräder, das Waſſer oder der Wind, feſte oder flüſſige Körper die Urſachen dieſes Phänomens ſind. Grund, Urſache, Vermögen, Kraft u. ſ. w. drücken alſo keine Dinge, ſondern nur Verhältniſſe der Dinge aus, welche der Verſtand zwiſchen ihnen denkt; ſie ſind Begriffe, welche an ſich bloße Verſtandeshandlungen bedeuten, und werden erſt dann Erkenntniſſe, wenn Gegenſtände in der Anſchauung gegeben ſind, zwiſchen welchen dieſe Verhältniſſe wahrgenommen werden konnen.

Wenn der Verſtand die Begriffe von Grund, Vermögen, Kraft ꝛc. anwenden ſoll; ſo müſſen ihm allemal ſchon Gegenſtände in der Anſchauung

gegeben sein. Denn sonst würde er mit diesen Begriffen ein bloßes Spiel treiben, und die Gedanken von Verhältnissen der Gegenstände für Gegenstände selber halten. Es läßt sich aber ein doppelter Fall denken: Entweder es sind zwei Gegenstände anschaulich vorgestellt, und der Verstand sucht nur das Verhältnis zwischen ihnen zu bestimmen, wie das Feuer und die Empfindung des Brennens. Hier wird beides empfunden, und der Verstand soll nur bestimmen, ob zwischen beiden Erscheinungen ein Verhältnis da sei, und welches von beiden Dingen, im Falle eine solche Verknüpfung statt findet, die Ursache, und welches die Wirkung sei. Oder es kan auch nur ein Gegenstand in der Empfindung vorgestellt sein, und der Verstand denkt das Verhältnis desselben zu einem andern, der entweder nur wegen gewisser zufälliger Hindernisse nicht angeschauet werden kan, oder der von Menschen schlechterdings und unter keiner Voraussetzung empfunden werden kan. Setzen Sie, wir sehen, daß das Eisen von einem Steine angezogen wird; wir setzen den Grund des Anziehens in den Stein, aber doch nicht in die sichtbaren Eigenschaften desselben, sondern in eine Materie, die den Stein durchdringt, die wir aber wegen der unvollkommnen Beschaffenheit unsrer Organe nicht empfinden können. Hier haben Sie den ersten

Fall. Setzen Sie, daß wir Empfindungen und Gedanken in uns wahrnehmen. Wir denken einen Grund davon, aber wir setzen denselben in keine Materie, auch in keine Vorstellung, (die beiden einzigen Gegenstände, die wir empfinden können); so denken wir einen Grund, ohne für diesen Begrif irgend einen Gegenstand zu haben. Dieses ist der zweite Fall.

Ich muß hier eine Anmerkung machen, welche zur Beurtheilung dieser Sache von Wichtigkeit ist. Diese besteht darin, daß die Erhöhung und Erniedrigung der verschiedenen Grade in den Kräften und Eigenschaften eines Wesens seine Gattung nicht ändert. Wenn auch die Kräfte in den Thieren noch so sehr an Vollkommenheit wüchsen, aber doch keine anderen Kräfte hinzukämen; so würden sie immer Thiere bleiben; und wenn daher die menschlichen Sinne noch so sehr verfeinert, der menschliche Verstand und die Vernunft noch so sehr erhöhet würde; die Wirkung der Sinne müßte aber doch stets durch Empfinden, Sehen, Hören, Riechen ꝛc. geschehen; der Verstand müßte immer durch Begriffe denken, die Vernunft immer durch Urtheile schließen; so würde durch alle diese Veränderungen die menschliche Natur nicht aufgehoben, sondern nur vollkommner gemacht. So würde demnach, um z. E.

die magnetiſche Materie durch die Sinne anzuſchauen, kein übermenſchliches Weſen erfodert werden, ſondern nur ein Menſch, obgleich mit feineren Sinnen, als diejenigen ſind, welche wir jetzt aus der Erfahrung kennen, er möchte nun zu dieſer Feinheit durch eigne Kunſt (Inſtrument) oder durch die Natur (eine feinere Organiſation) gelangt ſein. Aber um z. B. eine einfache immaterielle Subſtanz anzuſchauen, dazu würden alle in der menſchlichen Natur vorhandenen Kräfte nicht hinreichen, wenn man ſie auch noch ſo ſehr erhöhet gedächte.

Hieraus ergibt ſich nun ein ſehr wichtiger Umſtand: Wenn wir nehmlich den unbekanten Grund in die Materie oder in die Vorſtellungen verſetzen; ſo denken wir uns dieſen Gegenſtand als wahrnehmbar, und ſetzen folglich die allgemeinen Eigenſchaften in ihn, ohne welche überall keine Wahrnehmung möglich ſein würde, die allemal etwas Sinnliches oder Anſchauliches iſt. So müſſen wir uns eine jede Materie als mit einem gewiſſen Grade bewegender Kraft verſehen denken, die mithin gewiß durch irgend einen unſrer äußeren Sinne empfunden werden würde, wenn ſie nur etwas ſtärker, oder unſre Sinne feiner wären. Eine jede Vorſtellung müſſen wir uns immer als eine innere Veränderung oder als einen Zuſtand des Bewußt-

seins denken, der auch empfunden werden würde, wenn sie nur etwas lebhafter, klärer, oder unsre Aufmerksamkeit etwas stärker wäre. Also sowohl bei der Hypothese einer feinen Materie, als der dunklen Vorstellungen, bleiben wir in der Sfäre solcher Gegenstände, die für menschliche Erkenntniskräfte erkennbar sind, und in deren Begriffe allemal anschauliche Merkmale gedacht werden. Daher auch unser Begrif von einem Grunde oder einer Kraft, wenn wir ihn auf irgend eine Materie oder auf irgend eine Vorstellung beziehen, nie ganz leer ist, sondern man denkt sich in diesem Falle das Verstandesverhältnis Grund allemal zwischen zwei Dingen, die beide durch anschauliche Merkmale d. i. als reelle Gegenstände vorgestellt werden.

Wenn wir nun aber den Begrif des Grundes auf etwas beziehen wollen, das gar keine anschauliche Merkmale hat, das weder Materie noch Vorstellung ist; so erkennt man von einem solchen Etwas gar nichts, und wenn man sichs dennoch einbildet; so hält man einen leeren Begrif für eine reelle Erkenntnis eines Dinges; man verwechselt seine Begriffe mit Gegenständen.

Versuchen Sie nun einmal aufrichtig zu erforschen, was wir in den Begriffen Verstand, Wille ꝛc. von dem Übersinnlichen erkennen. Wir neh-

men gewiſſe Erſcheinungen in uns durch den innern Sinn wahr. Dieſe ſind Empfindungen, Gedanken, Begierden ꝛc. Wir ſuchen, der Natur unſeres Denkens gemäs, zu dieſen Veränderungen den Grund. Nun finden wir zwar den Grund gewiſſer Vorſtellungen wieder in andern Vorſtellungen und Veränderungen, die ebenfalls ſinnlich wahrgenommen werden. Aber hiermit nicht zufrieden, denkt der Verſtand einen Grund des Empfindens, Denkens und Wollens überhaupt, der alſo nicht wieder ein Empfinden, Denken oder Wollen, wenigſtens nicht deſſelben Subjekts ſein kan. Er wird alſo aus der Reihe der inneren Erſcheinungen verwieſen; aber auch zwiſchen der Materie und dem Denken kan er keinen ſolchen Zuſammenhang entdecken, daß er jene als das Subjekt oder den Grund des Denkens denken könnte. Alſo findet er auch keinen Gegenſtand in der Reihe der äußeren Erſcheinungen, worauf er ſeinen Begrif des Grundes des Denkens und Empfindens beziehen könnte. So iſt alſo ſein Begrif von aller Anſchauung, und eben dadurch von allem Inhalte leer; er hat gar kein Objekt; blos die Verſchiedenheit der Dinge, welche als Wirkungen gedacht werden, müſſen dazu dienen, die verſchiedenen Gründe zu unterſcheiden; die Gründe ſelbſt aber, wodurch dieſe Wirkungen gedacht werden, ſind

bloße Ideen, in denen gar nichts erkannt wird. So nehmen wir Begriffe in uns wahr; hierzu denken wir uns einen Grund, den wir in den Menſchen ſelbſt verſetzen, und nennen ihn ein Vermögen der Begriffe, oder Verſtand. Aber iſt dieſer Verſtand etwa ein beſonderes Ding für ſich? Iſt es eine Art von Materie? Iſt es eine Art von Vorſtellung, eine klare oder dunkle? Beides nicht. Aber was gibt es denn außer dieſen beiden Arten wahrnehmbarer Gegenſtände noch für Dinge, wovon wir auch nur das allergeringſte Merkmal angeben könnten? Schlechterdings keine. Alſo ſieht man wohl, daß Verſtand, Vernunft, Wille, Sinnlichkeit, Seele ꝛc. gar keine realen Gegenſtände für uns, ſondern nur gewiſſe Begriffe ſind, wodurch wir den Grund gewiſſer uns wohlbekannter Phänomene, nach dem Geſetze unſres Verſtandes denken, wozu wir aber umſonſt die Anſchauung, d. i. das Objekt ſuchen.

Wenn wir ſagen, der Menſch hat Verſtand und Willen; ſo wollen wir im Grunde nichts weiter ſagen, als wir nehmen in demſelben gewiſſe Veränderungen durch Empfindung wahr, nehmlich Denken und Wollen, und von dieſen Erſcheinungen denken wir den Grund oder die Vermögen, ſie hervorzubringen, in ihm, und nennen ſie Verſtand und Willen, wiſſen aber dieſen Begriffen

keine Anſchauung anzuweiſen. Wir denken ihre Gegenſtände nur, weil es die Natur unſeres Verſtandes ſo fodert, daß wir jede Veränderung in etwas denken, das ſich verändert. Dieſer Gedanke iſt aber, ſo lange nichts angeſchauet wird, das ihm entſpricht, eine bloße nothwendige Denkform, von der wir uns zwar nie losmachen können, die uns aber, für ſich allein betrachtet, nicht die mindeſte Erkenntnis von dem verſchaft, was dadurch erkannt werden kan, wenn noch eine Anſchauung hinzukömmt. Die Geſetze dieſer Vermögen ſind nichts anders als die beſtimmte Art und Weiſe, wie die Veränderungen erfolgen, wovon wir ſie als Gründe denken. Und da die Erkenntnis der Geſetze das einzige iſt, was wir von dieſen Vermögen erkennen, dieſe aber nichts ſind, als die Art und Weiſe, wie die wahrnehmbaren Veränderungen, die als ihre Wirkungen gedacht werden, erfolgen; ſo ſieht man wohl, daß die Erkenntnis der Geſetze nicht eine Erkenntnis anderer Gegenſtände iſt, als derer, welche durch Empfindung dargeſtellt werden, und daß wir dadurch nicht die mindeſte Anſchauung von den überſinnlichen Urſachen dieſer Phänomene erhalten.

Aus allen dieſen iſt nun, dünkt mich, ganz klar, daß uns weder Induktion, noch Analogie bis zu überſinnlichen Dingen bringen kan.

Die Induktion iſt eine ſolche Art zu ſchließen, wo man das, was man von vielen Theilen einer Gattung erfahren hat, der ganzen Gattung beilegt. Hierbei wird allemal vorausgeſetzt, daß ich wenigſtens die Gattung kenne, alſo irgend eine Anſchauung habe, die ich als allgemeines weſentliches Merkmal mehrerer Dinge denken kan. So denke ich z. B. die Materie ſtets durch einen erfüllten Raum. Wenn ich nun von tauſend oder millionen erfüllten Räumen bemerkt habe, daß die Schwere mit ihnen verknüpft war, und noch niemals das Gegentheil bemerkt worden iſt; ſo ſage ich, daß wahrſcheinlich auch alle übrige Materie, an der noch niemand die Schwere wahrgenommen hat, ſchwer ſein werde. Ich trage bei der Induktion allemal eine ſinnlich wahrgenommene Eigenſchaft auf ein anderes ſinnliches Ding über, an dem ich dieſe Eigenſchaft noch nicht wahrgenommen habe. Niemals aber kan es mir nach derſelben verſtattet ſein, ſowohl das Ding, als die Eigenſchaften des Dinges zu erdichten, und noch dazu beide ſo zu ſetzen, daß weder das eine noch das andere ſich auf irgend eine Anſchauung gründet. Wir nehmen das Denken durch Empfindung wahr: wir denken einen Grund dazu, aber die Anſchauung für dieſen Begrif iſt nichts als der Menſch ſelbſt, ſo wie er in die Sinne fällt. Wir

ſagen, der Menſch denkt, der Menſch empfindet. Aber hiermit ſind wir nicht zufrieden; wir dichten uns ein Weſen, das weder Materie noch Vorſtellung iſt, und nennen es Geiſt, worunter wir uns ein nicht ausgedehntes oder einfaches Subjekt des Verſtandes und des Willens denken. Aber ein ſolcher Begrif hat gar keinen Gegenſtand in unſrer Erkenntnis; es iſt ein bloßer Begrif, ein bloßes Gedankenweſen (ens rationis). Der Gattungsbegrif Geiſt enthält nicht einen einzigen Gegenſtand unter ſich, der uns bekant wäre. Denn das Empfinden, Denken und Wollen iſt uns wohl bekannt, aber dieſe Dinge ſind nicht der Geiſt. Dieſer ſoll ein überſinnliches Subjekt des Denkens und Wollens ſein. Iſt aber ein ſolches Subjekt wol mehr, als ein bloßer Gedanke? Erſt verſetzt man alſo in den Menſchen ein blos erdichtetes Weſen, und dann erdenkt man ſich dergleichen erdichtete Weſen auch noch außer dem Menſchen. Hier iſt lauter Dichtung, und die Induktion hat nirgends Haltung.

Die Analogie iſt ein Schluß, welcher auf dem Grundſatze beruhet, daß Dinge, welche in mehreren weſentlichen Stücken mit einander übereinkommen, auch in den übrigen mit einander übereinkommen werden. Sie ſetzt alſo eben voraus, daß man ſchon von

beiden Gegenſtänden, auf welche man Eigenſchaften übertragen will, wenigſtens ſchon etwas und zwar einige weſentliche Eigenſchaften kenne, welches in Anſehung der überſinnlichen und ſinnlichen Dinge gar nicht der Fall iſt, da die erſteren weder durch innere noch durch äußere Sinne empfunden werden können, dieſe Sinne aber die einzigen Mittel ſind, durch die wir Bekantſchaft mit Gegenſtänden erlangen. Will ich einen Gegenſtand analogiſch beſtimmen; ſo muß ich 1) von dem einen, welchen ich beſtimmen will, einen Gattungsbegrif haben, und dieſer muß Merkmale enthalten, die als weſentliche Kennzeichen aus der Anſchauung des Gegenſtandes genommen ſind; 2) ich muß eine Erkenntnis von einem andern Gegenſtande haben, in welchem neben den weſentlichen Merkmalen des vorigen, noch andere ſtatt finden, die mit jenen verknüpft ſind, und die ich auf den erſteren analogiſch übertrage. So ſetzen wir voraus, daß alle Himmelsluft elaſtiſch werde befunden werden, ob uns gleich die Erfahrung dieſes nur von einigen Theilen gelehrt hat. Denn da dieſe Materie unter ſo mancherlei Umſtänden und Verhältniſſen dieſe Eigenſchaft behält; ſo vermuthen wir, daß es eine weſentliche Eigenſchaft derjenigen Luft ſei, die wir prüfen können, und da die übrigen Theile der atmoſphäriſchen Luft die weſentlichen Stücke

der

der uns umgebenden Luft haben; so legen wir ihnen analogisch auch die Elastizität bei. So verhält es sich auch mit dem Schlusse von ähnlichen Wirkungen auf ähnliche Ursachen, ob gleich hier schon weit größere Vorsicht angewandt werden muß, da die Erfahrung häufig lehrt, daß ähnliche Wirkungen sehr unähnliche Ursachen haben. Der Tod ist eine ähnliche Erscheinung in allen Thieren, aber wie unähnlich sind die Dinge, welche ihn verursachen? Soll der Schluß die gehörige Wirkung haben: so gehört dazu, daß wir beide Dinge, deren ursachliches Verhältnis ausgemittelt werden soll, kennen, und daß wir sodann aus der Ähnlichkeit, welche das eine mit andern hat, die wir schon als Ursachen ähnlicher Wirkungen erkannt haben, auch auf diejenige ähnliche Eigenschaft in ihm schließen, durch welche jene Ursachen waren. Wir bemerken, daß in einem Staate Unruhen, bürgerliche Kriege u. s. w. entstehen. Wir wissen aus der Geschichte, daß diese Phänomene ehemals durch unbestimmte Rechte, verbunden mit dem Ehrgeiz, der Habsucht und allerlei andern Leidenschaften, entstanden sind. Wir vermuthen also, daß an diesen neuen Unruhen auch dergleichen Ursachen Antheil haben mögen, ob wir sie gleich noch nicht erfahren haben. Hier kennen wir aber doch die Gegenstände, welche Ursachen sind, nehmlich die Menschen;

wir wiſſen, daß dieſe ihre Natur nicht ändern, daß ſie ähnliche Beſchaffenheiten annehmen können, welche andere ehemals hatten. Wir haben alſo hier einen guten Grund, von ähnlichen Wirkungen auf ähnliche Urſachen zu ſchließen.

Aber wie ſollen wir durch die Analogie zu der Erkenntnis überſinnlicher Weſen gelangen? Was kenne ich für Eigenſchaften, wodurch ich ein überſinnliches Ding beſtimmen könnte? Ich kenne wohl Gedanken und Empfindungen, aber dieſe ſind ſelbſt nur Objekte des inneren Sinnes. Nun darf ich ihnen nichts Empfindbares beilegen. Ich ſoll ihnen zwar Gedanken, aber keine ſolchen, wie ich ſie allein kenne, alſo eine ganz andere Art der Gedanken, ein Wollen, aber eine ganz andere Art von Wollen ꝛc. beilegen. Iſt es nicht offenbar, daß ich auf dieſe Art meine Begriffe von allem Inhalte entblöße, und nichts, als leere Worte, übrig behalte? Was iſt denn ein Verſtand, welcher denkt, aber ſchlechterdings nicht ſo, wie ein Menſch; ein Wille, der will, aber deſſen Wollen gar nicht im inneren Sinne vorgeſtellt werden kan? Ein denkendes und wollendes Weſen, das aber kein beharrliches Weſen im Raume iſt, keinen Körper hat: iſt dieſe Vorſtellung wol mehr, als ein leerer Gedanke? ſchließt er wol irgend etwas verſtändliches in ſich, wenn man das daraus wegnimmt, was wir darin durch Empfindung erkennen?

Unſer Begrif von einer nichtſinnlichen Intelligenz iſt alſo ohne allen Inhalt, und wir ſcheinen bloß etwas zu denken, wenn wir dadurch etwas zu verſtehen glauben, denken und verſtehen aber dabei nichts. Überdem nöthiget uns die Betrachtung der Natur ſelbſt gar nicht zu jener Analogie. Denn dieſe zeigt uns deutlich genug, daß ähnliche Wirkungen aus unähnlichen Urſachen entſpringen. Ein Haus, ein Schif, eine Uhr, haben einige Ähnlichkeit mit organiſchen Körpern. Die Naturbetrachtung lehrt uns, daß von jenen die menſchlichen Ideen, von dieſen phyſiſche Dinge die Urſachen ſind. Ein Pfirſichkern, in ein fruchtbares Land gelegt, bringt ſo ſicher einen Pfirſichbaum hervor, als der Wille eines Uhrmachers eine Uhr. Die Entſtehung des Kerns iſt mir aber aus einer andern Urſache wieder eben ſo begreiflich, als die Entſtehung des Begrifs, welcher den Künſtler zur Verfertigung der Uhr beſtimmte. Und wenn ich gleich geſtehen muß, daß ich auf dieſem Wege keine letzte Urſache finde; ſo ſcheint es doch beſſer, die Schranken ſeiner Einſicht zu bekennen, als ſie mit Erdichtungen zu beſetzen, und leere Begriffe für wahre Erkenntniſſe auszugeben. Die Zweckmäßigkeit in der Bildung der Theile des Baumes iſt eine Folge natürlicher Geſetze. Dieſe natürlichen Geſetze ſind aber das letzte, was ich erkennen kan. Frage ich nach dem

Urheber der natürlichen Geſetze; ſo treibt mich dieſe Frage aus der Natur, dem einzigen Gegenſtande meines Erkennens, hinaus, und ich befinde mich im Leeren, das ich mit nichts, als mit Ideen, beſetzen kan, die ohne Anſchauung und ohne allen Inhalt ſind, wenn ich mich nicht etwa ſelbſt teuſchen, und ihnen das wieder verleihen will, was ich ihnen erſt genommen habe, um nur den Schein einer Erkenntnis zu erkünſteln.

Vielleicht kommen Ihnen dieſe Gedanken zu ſtatten, wenn Sie S...s wahrſcheinliche und analogiſche Erkenntnis des Überſinnlichen beſtreiten wollen. Wahrſcheinlichkeit findet nur da ſtatt, wo wirkliche Analogie möglich iſt, d. h. in der Erkenntnis der natürlichen Dinge. In Anſehung des Überſinnlichen giebt es für uns nicht die allermindeſte Einſicht, weder eine gewiſſe, noch eine wahrſcheinliche. Alles vermeinte Wiſſen hierüber iſt Schwärmerei, oder träumeriſche Metaphyſik.

II.

Nachrichten aus Frankfurt am Main.

(Vom zweiten Januar, 1797.)

In gegenwärtigem Augenblicke weiß man nicht ſo eigentlich, wie man daran iſt. Von öſtreichiſcher Seite behauptet man noch immer, und ſogar offizieller Weiſe, am Niederrhein ſei der Waffenſtillſtand keineswegeſ abgeſchloſſen; dennoch glaubt es die ganze Armee; alle Feindſeligkeiten ſind dort eingeſtellt, die gegenſeitigen Truppen haben ſich ſehr weit zurückgezogen; ſie ſtehen förmlich in den Winterquartieren. Wenn dies nun kein Waffenſtillſtand iſt, ſo ſieht es doch genau ſo aus. Und wie läßt es ſich auch denken, daß eine ſo wichtige, und, da ſie parziell iſt, vielleicht beiſpielloſe Übereinkunft, bloß das Werk der Generale ſein könte, ohne daß dieſe von höhern Orten dazu bevollmächtigt wären? Auch am Oberrhein, verſichert man, werde am Waffenſtillſtande gearbeitet. Dem ſei aber, wie ihm wolle: wir ſind vor der Hand beruhigter; wir haben wieder einen ſchwachen Hofnungsſchimmer von Frieden; wir ſind wenigſtens aus unſrer nächſten Beſorgnis: denn zeither mußten wir noch immer befürchten, daß die Franken plözlich wieder

auf dem rechten Rheinufer vorrücken, und die in jeder Rückſicht äußerſt vortheilhafte Stellung bei Bergen, eine Stunde von hier, nehmen würden; theils, um dadurch die Berennung von Mainz, wirkſamer als die vorigen male, zu decken, und hauptſächlich, um ihrer Armee den ganzen Winter über die reichſten Schätze an Früchten und Fütterung, aus der Wetterau her, zu ſichern. Aus Urſachen, die mir bis jetzt nicht völlig erklärbar ſind, iſt dies aber nicht geſchehn. Es deutet entweder auf eine große Desorganiſazion der Sambre- und Maasarmee, der man die Ausführung eines neuen Offenſivplanes vor der Hand nicht wieder anvertrauen konte; oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, die Franken wollen, da ihre Finanzen ſehr erſchöpft, und ihre Armeen wirklich nicht ſehr ſtark ſind, da ihre Stellung aber hinter dem Rheine und auf dem Hundsrücken, bei mehrern Ubergangspunkten, äußerſt vortheilhaft iſt, und da ſich die, zuverläſſig um mehr als die Hälfte zuſammengeſchmolzenen, öſtreichiſchen Armeen von nun an bloß vertheidigungsweiſe halten können, ihre wichtigern Plane mit verſtärkten Kräften in Italien, und gegen England, auszuführen ſuchen. In anderer Rückſicht iſt es aber für die Sambre- und Maasarmee allerdings nicht gut, ſo lange unthätig zu ſein. Der lebhafte, aufbrauſende Karakter des Franken ver-

trägt ſich durchaus nicht mit langer Muße; ſobald ſeine raſtloſe Betriebſamkeit nicht aus ihm herauswirken kan, wirkt ſie in ihn hinein; er wird dann leicht mismuthig und wild, und ſeine Kräfte, die immer beſchäftigt ſein, die immer Schwierigkeiten überwinden wollen, nehmen eben darum leicht eine ſehr nachtheilige Richtung.

Bei dieſer Unthätigkeit am Niederrheine befinden wir uns indeß ſo ziemlich gut. Ich ſage ziemlich; aber vielleicht iſt auch das ſchon zu viel geſagt. Denn, die ſchreckliche Theurung dauert noch immer fort; die Öſtreicher requiriren, à la française, ohne Maß und Ziel; ſie treiben alles mit Exekuzion ein; ſie ſelbſt beſtimmen unſern Regierungen den Preis, und da nun alles ſchnell herbeigeſchaft werden muß, und auch hier wieder der erbarmungswürdige Mangel an allem Zuſammenhange und Gemeingeiſte unſrer vielen kleinen Staaten, ein näheres Zuſammentreten, und irgend eine gemeinſame Veranſtaltung, unmöglich macht: ſo kaufen die Regierungen nun ſelbſt das Requirirte um den drei- und vierfachen Preis, und machen eben dadurch die Theurung, die keinesweges im Mangel, ſondern einzig im Wucher ihren Grund hat, nothwendig ſo dauernd, wie den Krieg. Für die ungeheuren Lieferungen giebt Öſtreich obendrein nur Papier; und zwar erſt in fünf Jahren zahl-

bar. Kein Menſch glaubt aber, daß, bei der ſtarken Gegenrechnung, die ohne Zweifel der Kaiſer machen wird, es wirklich jemals bezahlt werde. Nachdem wir ſeit ſo manchen Jahren durch Freund und Feind auf alle erſinnliche Weiſe gelitten, drückt uns alſo noch dieſe koſtbare Hülfe der Öſtreicher, die uns von allen Drangſalen befreien ſollte, mehr als alles andre; denn ſehr viele Leute werden dadurch, mittelbar oder unmittelbar, vollends zu Grunde gerichtet, und jedes Land oder Ländchen, ohne Ausnahme, tief verſchuldet. Die verarmten Privatperſonen werden ſehn, ob, und wie ſie ſich wieder erholen; unſre kleinen Staaten aber werden ſich durchaus nicht retten können, als durch eine funfzig Jahre lang ununterbrochene höchſte Anſtrengung der öffentlichen Kräfte, und durch eine höchſt weiſe Verwaltung der öffentlichen Gelder.

Ein großer Theil der Bauern, und auch mancher Städter, iſt allerdings durch den Krieg ſehr reich geworden; er wird es mit jedem Tage mehr. Denn ſeit mehrern ſehr geſegneten Jahren konte Jener ſeine Früchte, und jedes Erzeugnis, bis auf ein einzelnes Ei herab, um einen unerhörten Preis verkaufen; und Dieſer, wenn er ein Gewerbe trieb, das auf den Krieg und auf die Bedürfniſſe des Soldaten Bezug hatte, oder wenn er ſonſt von der traurigen Lage, worin ſeine meiſten Mitbürger ſich

befinden, Gebrauch machen konte, gewann in demſelben Verhältniſſe. *) Viele Landleute insbeſondre haben ſich ſo ſehr bereichert, daß nicht einmal die Requiſizionen, die Kontribuzionen, die Plünderungen, die ewigen Vorſpanne, der Verluſt ihrer Geſchirre, die Kriegslaſten aller Art, ſelbſt nicht die Seuche, die, ſeit dem verwichenen Sommer, wenigſtens zwei Drittel unſers Viehbeſtandes hinweggeraft hat, ihnen ſehr wehe thaten. Aber der Staat wird dabei immer ärmer und verſchuldeter; die Fürſten; die Staatsdiener, bei ihrem alten, außer alles Verhältnis getretenen Beſoldungstarif; die Rentenirer, bei immer mehr ſinkenden Zinſen; der größte Theil der Städter, der bloß von jenen lebt: ſo viele Fabrikarbeiter, die, vollends jetzt, halb verhungern; ſo viele Bauern, die nie etwas zu Markte bringen können; — dieſe ſo zahlreiche Klaſſe von Menſchen

*) Dadurch, daß ſeit einigen Jahren die meiſten Kapitalſchulden abgetragen worden, fielen die Zinſen ſehr tief herab, und die Rentenirer würden ſich jetzt in noch größerer Verlegenheit ſehn, hätten nicht die preußiſchen, und insbeſondere die öſtreichiſchen Anlehen, (von den Anlehen kleinerer Staaten will ich nicht reden) die aber freilich unmittelbar darauf in die Hände der Bauern, der Wucherer, und weniger andern, denen ebenfalls der Krieg Vortheil verſchaft, zurückgefloſſen ſind, dem, in den Händen der Kapitaliſten müßig gelegenen Gelde, wieder einigermaßen Luft gemacht.

verlor zeither im einem bejammernswürdigen Grade, und ſieht einer noch traurigern Zukunft entgegen. Denn eben dadurch, daß die andern durch den Krieg ſo beiſpiellos, gewannen, und in ihren Händen ſich nun alle die unermeßlichen Schätze befinden, die, mit allen Heeren der Koalizion, auf einem, verhältnismäßig kleinen Punkte, zuſammengefloſſen ſind, um hauptſächlich die Ufer des Rheines und des Maines, vielleicht zu dem reichſten Flecke Europens zu machen; — eben dadurch wird wahrſcheinlich dieſer ſchnelle und ungeheure Erwerb bei vielen einem Platzregen ähnlich ſein, der, gerade durch ſein Übermaß, das Erdreich heftig zerſchlägt, und, ſtatt es belebend und befeuchtend zu durchdringen, nur ſchnell und verderbend darüber wegſtrömt. Luxus und Üppigkeit werden plötzlich überhand nehmen, und auf die ohnehin geringe Sittlichkeit dieſer Menſchen höchſt nachtheilig wirken. Aber auch für die durch den Krieg verarmte Klaſſe muß es ſehr üble Folgen haben; denn dieſe will und kan doch nicht überall zurückbleiben, und der alsdann nothwendig erhöhete Preis aller Dinge wird mit ihrer nie, oder doch nur wenig erhöheten Einnahme, bei weitem nicht im gehörigen Verhältniſſe ſtehn. Während daß ſich ſo manche, und gerade die achtungswürdigſten Familien, nach und nach aufzehren; während daß ſie der Theurung

und des Elendes noch immer kein Ende sehn; während daß wirklich viele der Verzweiflung nahe sind; — sieht man schon jetzt viele Bauern, die, aus dem unsinnigsten Übermuthe, sich in den Wirtshäusern den kostbarsten Rheinwein geben lassen, Zitronensaft hineindrücken, den Wein nun wieder mit Zukker versüßen, und dann ihren Konfekt in bäurischer Menge darein tunken.

Doch, ich will glauben, daß dies immer nur Ausnahmen sind; daß der Bauer, seiner gewohnten Lebensphilosophie gemäß, auch künftig gern bei seinem Geldsacke sitzen, und wachen wird; auf alle Fälle ist er schuldenfrei. Allzuvieles Geld ist aber immer in den Händen allzuvieler sinnlichen Menschen, als daß nicht, unmittelbar nach dem Frieden, überall von ihnen Verschwendung und Üppigkeit ausgehn werde. Bei freier Schiffahrt, bei wohlfeilerer Fracht, müssen überdies die fremden Waaren des Luxus beträchtlich im Preise fallen; und schon der Kontrast des Friedens mit dem Kriege, des lebhaftern Umlaufes aller Geschäfte mit ihrer jetzigen Stockung, des Überflusses in den Händen Einzelner mit dem gegenwärtigen Elende; — alles das wird zu einem gewissen Freudentaumel hinreißen, der, wie jeder Taumel, üble Folgen hat für Alle, und nicht bloß in Absicht unsrer Vermögensumstände, sondern mehr noch in Absicht unsrer Mora-

lität. Bei unſerm ſo höchſt mangelhaften Volksunterrichte durch Prediger und Schulmeiſter; bei unſrer ſo verkehrten, hier und da recht unverantwortlichen, Behandlung der Unterthanen von Seiten ihrer Obern; bei der allgemeinen Vernachläſſigung ihrer Bildung und Veredlung; bei dem daher ſo natürlichen Mangel an aller Selbſtſchätzung, war unſer Volk ohnehin ſehr roh; jetzt vollends iſt es durch Theurung, Elend, Gewinnſucht und Wucher ſo ſelbſtſüchtig, niederträchtig und hartherzig geworden; durch den langen Anblick, und ſelbſt durch die Erduldung ſo vieler Drangſale, Laſter und Greuel des Krieges, und hauptſächlich auch durch die, vor einigen Jahren faſt allgemeine, unmenſchliche Behandlung der fränkiſchen Gefangnen, und durch den gräßlichen Ton, der mit ſichtbarem, wol gar laut erklärtem, Wohlgefallen der Obrigkeiten, in den Zeitungen *) und auf den Bierbän-

*) Wenige Zeitungen zeichneten ſich damals durch ſolche Menſchheitläſterungen aus, wie die hieſige Reichspoſtzeitung und das Staatsriſtretto. Von 25 Millionen Bewohnern Frankreichs ſprachen ſie, als von ſo vielen wütenden Hunden, die man um Gottes willen alle todtſchlagen müſſe; wiewol viele unſrer Landesdeutſche mit weit mehr Schonung und Liebe von ihrem Nächſten geſprochen haben würden. Der Krieg in den Niederlanden war den Zeitungsſchreibern nichts mehr und nichts weniger als eine Haſenjagd, ein Treibjagen,

ken, wie in den vornehmſten Aſſembleen, und von der Kanzel herab, herſchte; ward in ihm alles humanere Gefühl völlig abgeſtumpft und vernichtet.

durch die ein ganzes Volk von Gottes Erde weggetilgt werden ſollte, und, ihren Berechnungen nach, auch wirklich weggetilgt ward. In den Bierhäuſern mag das alles ganz vortreflich geweſen ſein, und ſolche Zeitungsſchreiber, die einmal für dieſe hauptſächlich ſchreiben, mögen immer dem Geſchmacke ihres Publikums nachgeben, beſonders wenn ihnen ſogar hohe Häupter ihren Beifall zunicken; ich habe gar nichts dagegen. Aber alles in der Welt hat doch ſeine Schranken; warum nicht auch die Wut unſrer Zeitungsſchreiber? Sie ſtieg oft bis zum empörendſten Grade. Hier nur Ein Beiſpiel. In Paris ward ehemals ein Schauſpieler hingerichtet. Er fühlte tief, welch' ein ernſter Schritt es ſei, von der Bühne des Lebens abzutreten in das Grab, aus der Zeit in die Ewigkeit. Noch auf dem Schafotte bereute er demüthig ſeine Verbrechen; er übergab ſeine Seele, unter lautem und brünſtigem Gebete, in die Hände Gottes. Das alles erzählt der Zeitungsſchreiber, und ſetzt nun, nach ſeiner Meinung, ſehr witzig hinzu: »Ein ſchönes Geſchenk für die Gottheit!« — Dieſe abſcheuliche Ferocität hat man, hier und in der ganzen Gegend, nicht allein auf den Bierbänken gebilligt und belacht; ſogar an Höfen fand man das alles ſehr gut und löblich; denn in den Augen dieſer war es ein herrliches Antirevoluzionsmittel mehr. Wenn aber etwas im Stande war, das Volk gänzlich zu abbrutiren, ſo waren es Brutalitäten dieſer Art; denn indem ſie das Mitleid zernichteten, das das Volk, aus natürlichem Menſchengefühl, dem verruchteſten Mörder, bei deſſen Hinrichtung, noch ſchenker, zernichteten ſie alle ſeine menſchlichen und bürgerlichen Bande. Dem größten Philoſophen traue

Nehmt, ihr Großen, euch nun in Acht, daß die nehmlichen, durch euch ſelbſt noch thieriſcher gewordenen, Menſchen ſich nicht wenden, und euch zerreißen! Luxus oder Elend mag ſie nun künftig noch tiefer hinabdrücken, und unbändiger machen, oder nicht; ſo ſind die Ausſichten immer höchſt bedenklich: beſonders in Abſicht derjenigen zahlreichen Bürger und Bauern, die durch den Krieg noch ärmer geworden ſind an Vermögen, als an Moralität. Auch auf dieſe fallen dereinſt, bei unſrer ſo vernunft- und rechtwidrigen Staatswirtſchaft, alle die ſchrecklichen Auflagen, zur Tilgung der, während dieſes Krieges ſo viel höher aufgeſchwollenen Staatsſchulden. Ich bin ſehr begierig, zu ſehn, was es giebt.

Alle unſre Fürſten, den Landgrafen von Heſſenkaſſel und wenige andre ausgenommen, waren ſchon vor dem Kriege tief verſchuldet; vor lauter unnöthigen Bedürfniſſen konte man ja für die nöthi-

ich nicht ganz, wenn er ſein moraliſches Gefühl nicht eben ſo rein zu erhalten ſucht, wie ſein Denken, und nicht auf deſſen leiſeſte Stimme merkt. Das Volk vollends, das nicht denkt, das nur nach dunkeln Ideen und Gefühlen, das nur nach einem gewiſſen Inſtinkte handelt, verliert eben darum mit jenem moraliſchen Gefühle auch alle Moralität. Kannte man den Menſchen ſo wenig, daß man nicht einmal aus Politik einen Weg vermied, der nothwendig zum Verderben führt? —

gen nicht ſorgen! Sie ſelbſt werden alſo zu der Tilgung der ungeheuren Staatsſchulden, oder vielmehr nur der Intereſſen, nicht beitragen können; ſie werden es nicht einmal wollen. Denn ſie ſind es nun einmal gewohnt, gewiſſe, und zwar gerade die koſtſpieligſten Dinge, als die unumgänglich nothwendigſten zu treiben, und mit ſich treiben zu laſſen. Zudem mußten ſie, zu wiederholten malen, durch eine ſehr koſtbare Flucht ihre geheiligten Perſonen in Sicherheit bringen; dadurch wurden natürlicher Weiſe die fürſtlichen Schulden, mit welchen ſchon vorher jeder kleine Graf, und die faſt königlichen, mit welchen jeder Fürſt ordentlich Staat trieb, um ſehr vieles vermehrt; ſie werden alſo ohnehin Mühe haben, um, wie ſie meinen, durch äußern Glanz bei dem Volke das wieder zu erlangen, was dieſes an innerer Ehrfurcht und Anhänglichkeit für ſie verloren; ſie werden darum den alten Prunk, das alte zahlreiche Hofperſonale u. ſ. w. beibehalten wollen, beſonders auch, weil ſehr viele Leute dabei ſtark intereſſirt ſind; ſie werden doch ſonſt ihren Privatliebhabereien keinen Abbruch thun. Von dieſer Seite iſt alſo wenig Erleichterung für das Volk zu hoffen.

Der Adel wird eben ſo wenig geneigt ſein, von ſeinen, ihm ſo ehrwürdigen Vorrechten, und ſeinem gewohnten Geflimmer etwas hinzugeben, und zu

den ſo dringenden Staatsbedürfniſſen das geringſte beizutragen. Denn ſo gern er auch durch ſein öfteres Flüchten mit den andern illustres fugitifs, mit den Fürſten, gemeinſchaftliche Sache machte, und dadurch ſeiner Eitelkeit eine ganze eigene Nahrung verſchafte, ſo iſt er doch eben dadurch weit verſchuldeter, als vorher. Er iſt faſt allgemein und völlig zu Grunde gerichtet; deſto ſtärker wird er ſich jetzt auf die Heiligkeit und Unverletzbarkeit ſeiner papiernen Vorrechte ſtützen; er wird deſto eher jeden Staatsbeitrag von ſich ab-, und auf den Bürger und Bauern wälzen wollen.

Und in katholiſchen Ländern wird vollends die Geiſtlichkeit behaupten, ſie dürfe durchaus dem Himmel keines ſeiner (das heißt ihrer) Rechte vergeben; ſie könne alſo durchaus an der Rettung des Landes keinen weltlichen Antheil nehmen; der ihrige beſchränke ſich daher billig nur auf ihren Segen, auf ihren geiſtlichen Zuſpruch, auf ihre Ermahnungen des Volks, dem Willen der Obrigkeit, und den Drangſalen der Welt als geduldige Schafe ſich zu unterwerfen, und, als ſolche, ſich auch von ihnen, nach wie vor, ſcheren zu laſſen. So fällt denn am Ende nothwendig alle Laſt auf den Bürger und Landmann.

Aber der Bürger und Landmann iſt nicht mehr, wie er war. Zwar braucht man von ihm ſo leicht

keine

keine Revoluzion um des Prinzips willen zu befürchten; Freiheit und Gleichheit ſind ihm ganz gleichgültig; daß auch in ihm die Souveränität ruhen ſoll, das findet er zum allerwenigſten lächerlich; das Beiſpiel Frankreichs war bisher allerdings auch nicht ſehr einladend. Aber ſobald es das liebe Geld betrift, verſteht er keinen Spoß. Denn wenn er auch nicht denken kan, ſo kan er doch ſo ziemlich im Kopfe rechnen; und durch das Rechnen kommt er zum Denken, wie ſo manchet Financier. Gewiß, es müßte ſchon jetzt für jeden Fürſten und für jede obrigkeitliche Per on ſehr beunruhigend ſein, wenn ſie ſich öfter und näher zu dem gemeinen Manne herabließen, und ihn in ſeinen Geſinnungen und Äußerungen überall betrachteten und ſtudierten. Manche Begriffe, ſelbſt indem er, und mit großem Rechte, gegen die Franken höchſt aufgebracht iſt, haben, ohne daß er ſelbſt es weiß, unterdeſſen nach und nach in ſeinem Gehirne Plaz genommen, und befeſtigen ſich immer mehr darin. Und da man die Unvorſichtigkeit, oder vielmehr die ſehr falſche Politik gehabt, ihnen alle Ereigniſſe der Revoluzion unabläſſig von der gehäſſigſten und abſcheulichſten Seite vorzuſtellen, in der frommen Abſicht, ſie von ähnlichen Aufwallungen abzuſchrekken; ſo ſieht er, nach dem zeitherigen Gange der Dinge, nun ſelbſt ein, daß ihm vieles in einem fal-

ſchen Lichte gezeigt worden; er glaubt nicht mehr das Nachtheilige, wenn es gleich nur allzuoft und allzuſehr wahr iſt; er glaubt, der Himmel habe ſich gar zu ſichtbar und nachdrücklich für die Sache der Franken erklärt; er findet, vor lauter vertrauter Bekantſchaft mit den Greueln der Revoluzion, die Greuel nicht mehr ſo verabſcheuungswürdig. Die Enthauptung des unglücklichen Königes dienet zum Beiſpiel. Unmittelbar nachher geſchah niemandem Einhalt; alles ward vielmehr, laut oder ſtillſchweigend, aufgefodert, immer und ewig, und nie ohne die ſchrecklichſten Imprekazionen, nicht allein gegen ſeine Richter, ſondern gegen das ganze Volk, von dieſem Morde zu ſprechen; man litt es ſogar, daß unſer gemeiner Mann die Abbildung deſſelben in jedem Kalender, ſauber in Holz geſchnitten, fand. Eben ſo die Hinrichtung der Königin. Aber man bewies auch hier wieder ſo wenig Menſchenkenntnis, und eben daher ſo wenige Berechnungskunſt, wie während der ganzen Revoluzion. Es ſollte ihn von ähnlichen Greueln abſchrecken, und man brachte ihn dadurch erſt auf die Gedanken; die Möglichkeit, einen König bloß als einen Menſchen zu betrachten, und ihn, nach Befinden, hinzurichten, ward ihm dadurch recht anſchaulich gemacht; er gewöhnete ſich an dieſe ſchreckliche Idee: und was braucht der gemeine Mann, was brauchen überhaupt die

Menſchen mehr, um jedes Unternehmens fähig zu ſein, als daß es einmal gewagt worden; daß ſie ſich's oft gedacht haben? Doch, damit will ich keinesweges behaupten, daß unſer Volk fähig, oder gar geneigt ſei, ähnlich-ſchreckliche Schritte zu wagen; ſie liegen zu weit außer ſeiner Denkweiſe und ſeinem Karakter. Aber Eins iſt doch ſchon ſehr ſichtbar: er hat durch dieſe vertraute Bekantſchaft mit den Gewaltſamkeiten der Revoluzion ſelbſt gegen ſolche Perſonen, die er vorher als Weſen höherer Art betrachtete, ſehr an Reſpekt und Anhänglichkeit verloren; die Quelle aller bürgerlichen Übel ſucht er in ſeiner Obrigkeit; das Gute, das von ihr ausfließt, ſieht er als Pflicht an, auf die er ein vollkommenes Recht habe, und nicht mehr als eine Wohlthat, die man ihm, nach Willkür, erzeigen oder verſagen könne; der Krieg vollends drückt alle, ſelbſt den, der durch ihn gewinnt; denn der Gewinn iſt, in ſeinen Augen, ſein natürliches Eigenthum, der Druck eine ſehr läſtige, entbehrliche, nicht nothwendig damit verbundene Sache, die ihm blos durch die Fürſten zugezogen worden, indem ſie Theil an dieſem Kriege genommen. In den Reſidenzen verhält es ſich indeß größtentheils anders. Man kennt den Fürſten mit allen ſeinen Großen dort ſchon perſönlicher; man iſt dort ſchon eitler; man zieht dort, unmittelbar und beinahe ausſchließ-

lich, Vortheil von ihrer Exiſtenz und ihrem Aufwande; man ſpannet ihnen noch dort zuweilen, wenn ſie von ihrer Flucht zurückkommen, und es der Grundſuppe des Pöbels geſchickt an Handen gegeben wird, die Pferde aus, und Menſchen ſchirren ſich, ſtatt ihrer, ein, die eben dadurch, daß ſie dies ehrenvolle, dies ſelbſtachtende Geſchäft übernehmen, hinreichend beweiſen, ſie ſeien deſſen vollkommen würdig.

Sollten, wie es wol unvermeidlich iſt, künftig die Steuern wirklich ſehr erhöht werden, ſo überlegen die Unterthanen dann erſt recht, wer den Krieg denn eigentlich gewollt hat; ſie werden alles das, was ſie durch ihn gelitten, hauptſächlich den Verluſt ihrer Söhne, die in der Vertheidigung unſerer Freiheit gefallen ſind, in Anſchlag bringen, und die Obrigkeit eines jeden Landes hat ſo wenig Anſehn mehr! Kein Heer, wie jetzt noch das öſtreichiſche, beſchäftiget alsdann mehr mit ſeinen Thaten ihren Tadel oder ihre Bewundrung, und giebt dadurch ihren Gedanken eine unſchädlichere Richtung; kein Heer hält alsdann mehr die geringſte Volksaufwallung im Zaume; der Eigennutz iſt alsdann noch immer zwar der einzige, aber auch ein deſto kräftigerer Hebel, wo nicht zur Empörung, doch zu parziellen Unruhen; und dieſe ſind immer höchſt ſchädlich und traurig, für die Obrigkeit, wie für

die Unterthanen. In Einem Falle nur iſt den Fürſten der Friede minder gefährlich, als der Krieg; wenn ſie ſich ſchon jetzt einen weit umfaſſenden und feſten Plan entwerfen, wie ſie ihre und des Staats Ausgaben und Einnahmen in ein richtiges Verhältnis ſetzen, und wie ſie hauptſächlich das Volk nach ſolchen Grundſätzen beherſchen, die mit ſeinen gemeinſamen Rechten und Bedürfniſſen, die mit der öffentlichen Vernunft möglichſt übereinſtimmen, und ſeine Veredlung und Glückſeligkeit gar viel wahrhafter und wirkſamer befördern, als es leider! bisher der Fall war. So, und nur ſo wird es ihnen möglich ſein, gewaltſamen Ereigniſſen vorzubeugen, die von jeder größern oder kleinern Revoluzion faſt unzertrennbar ſind; ſie werden alsdann eine andere und unendlich beſſere bewirken, die, ohne daß ſie das Blut und Elend vieler Tauſende koſtete, für die Menſchheit, und eben darum für die Fürſten ſelbſt, höchſt wohlthätig iſt. Und welcher unter ihnen wird eine ſolche Revoluzion geringſchätzen und vernachläſſigen, oder ihr gar machiavelliſtiſch entgegen arbeiten wollen? Nur der, dem es an Einſicht fehlt; an Karakter, an Menſchenliebe; und an tiefem Gefühl ſeiner Würde, ſeiner Beſtimmung, und ſeiner unerläßlichen Pflicht.

In dieſem Falle muß es aber ſchleunig Friede werden. Kommt es noch zu einem einzigen Feld-

zuge, ſo ſtehe ich für nichts; ſo bricht es, fürchte ich, bald los. Am Ende kennt die Verzweiflung kein Geſetz, keine Schranken. Man weiß es ja, wie der gemeine Mann iſt; der letzte, der ihn drückt, iſt ihm immer der gehäſſigſte, und verwiſcht in ihm den Eindruck gegen ſeine vorherigen Dränger. — Hätten die Öſtreicher im Spätherbſte Frieden gemacht, ſo wurden und blieben ſie vergöttert: denn man betrachtete ſie faſt allgemein als unſre Retter; man bedachte nicht, daß der Krieg durch den Rückzug der Franken nur verlängert würde, und unſer Elend mit ihm. Aber dieſer ſchöne Zeitpunkt für die Öſtreicher iſt vorbei, und kommt ſo leicht nicht wieder. Über unſre gegenwärtigen Drangſale vergeſſen wir allmählich die größern Bedrängniſſe von Seiten der Franken; wir finden es befremdend und drükkend, daß wir, die wir ſo zum Kriege gekommen ſind, wie jener zur Ohrfeige, uns jetzt von unſern Freunden und Rettern tauſendfaltige Requiſizionen, und, was das traurigſte iſt, die Verheerung unſerer Wälder gegen Papier, gegen nichts, gefallen laſſen müſſen; es ſteigt uns doch allmählich zu Kopfe, daß gerade dieſe lieben Freunde und Retter uns jetzo hindern, uns in die ſo wohlthätige Neutralitätslinie, unter dem Schutze des Königs von Preußen, einſchließen zu laſſen; die Haare ſteigen uns vollends zu Berge, wenn wir es uns denken, daß die

Franken, binnen kurzer Zeit, wieder bei uns ſein werden, in ſo fern der Kaiſer noch immer darauf beharrt, ſein Intereſſe nicht vom Intereſſe Englands zu trennen, und wir ſonach noch den einzigen unglücklichen Fleck darbieten müſſen, auf dem ſich die Heere, wir wiſſen ſelbſt nicht recht mehr, warum? herumbalgen. Denn wir haben uns ja ſchon ganz geduldig in den Gedanken ergeben, daß das linke Rheinufer vielleicht an Frankreich kommen, und Deutſchland dadurch ſehr geſchmälert werde; wir begreifen auch, auf der andern Seite, ganz gut, daß in dieſem Falle die Schiffahrt auf dem Rheine frei, und dadurch unſre Indüſtrie und unſer Handel in hohem Grade belebt und ausgedehnt werde. Je länger unſre Freunde bei uns ſind, deſto mehr werden wir ihrer müde; und halten die Franken, bei ihrem allenfalſigen Vorrücken, nur halbweg Ordnung und Mannszucht, und fordern ſie nur das, was ſie nothwendig haben müſſen, ſo werden ihnen unſre Bauern keine Schwierigkeiten in den Weg legen; ſie werden, ungeachtet ſie auch ihnen gerne wieder recht bald auf den Rücken ſähen, ihrer Ankunft ſich vielmehr freuen: denn ſie betrachten dies als das einzige Mittel, den Frieden zu befördern.

Doch mit ihrem Widerſtande gegen die Franken hätte es überhaupt wol keine große Bedeutung

gehabt. Partiell kommt dabei nichts heraus, und zu einer allgemeinen Bewafnung haben wir zu wenig Zuſammenhang unter einander; zu wenig Gemeingeiſt; zu wenig Stoff in unſrer Verfaſſung, und wirklich auch zu wenig Muth; denn wir haben zu wenig Reizbarkeit, und unſer geprieſener deutſcher kalter Muth iſt zwar ein ſchönes Ding, ich habe ihn aber noch wenig bemerkt. Vor dem Kriege hielt ich unſre Nazion für die kriegeriſcheſte; ich dachte mir ſo viel Helden als aufgepflanzte Bajonette; jezt bin ich von dieſem Glauben zurückgekommen. Der Deutſche hängt überall zu ſehr am Gewohnten, am Förmlichen. Er iſt deswegen ein vortreflicher Soldat auf dem Paradeplatze, und auch im Kriege, wenn er einmal eingeſchoſſen iſt, und gut geführt wird. Aber durch das viele Unweſentliche; durch die oft erniedrigende Subordinazion; durch die vielen militäriſchen Pedantereien; dadurch, daß wir auch hier weniger auf den Geiſt ſehn, als auf das Äußere; daß der Geiſt, wie der Körper, geknebelt und verſchoben, und er zu jedem ſchönen Aufſchwung gelähmt wird; vergeſſen wir überall das Weſentliche, vergeſſen wir über die Mittel den Zweck; und unſre Nazion hat bei weitem nicht den kriegeriſchen Karakter, den ſie haben könte.

Hätten Jourdan und Moreau den deutſchen

Nazionalkarakter beſſer gekannt, ſie hätten in ihrem Rücken keine deutſche Vendee befürchtet; ſie hätten mit wenigen Tirailleurs das Volk im Zaume gehalten; ſie hätten ſich nicht ſo weit zurückgezogen. Denn was war es doch am Ende, was man alles vom Aufſtande der Bauern durch ganz Süddeutſchland ausposaunte? Sie haben in dem Speſſart, im Vogelberge, im Schwarzwalde ꝛc. einzelne Franken todtgeſchlagen, einzelne Marketender beraubt, einzelne Kommiſſäre und Kuriere aufgefangen; aber nie, ſelbſt da, wo man ſie öſtreichiſcher ſeits dazu auffoderte, wollten ſie in Maſſe und im freien Felde fechten. Und was ihr Hauptzweck war, worin er wenigſtens unmittelbar ausartete, war kein andrer, als — Plündern. Um zu plündern, mordeten ſie die einzelnen Franken; um zu plündern, drangen ſie mit den Öſtreichern unter andern in Bruchſal ein, und nöthigten dieſe, ſie mit dem Bajonette ſchnell wieder hinaus zu treiben; um zu plündern, verließen ſie Haus und Hof, und zogen aus einem Lande in das andre; um zu plündern, trieben ſie an vielen Orten noch mehrere Wochen nachher, als die Franken ſchon wieder weit über die Lahn zurück waren, förmlichen Straßenraub! Solche erbauliche Ausſichten hat der menſchenfreundliche Philoſoph bei einer allenfalſigen gewaltſamen Revoluzion! So aufgeklärt und edel

denkt und handelt die große Maſſe unſers Volks! So ſehr haben wir Urſache, uns, den Franken gegen über, auf unſre größere Moralität viel zu gute zu thun! Gott bewahre uns vor ähnlichen Krämpfen der Revoluzion! Wir zeigten uns ſicherlich noch von einer ſchlechtern Seite; wir behaupteten nicht einmal mehr öffentliche Ehre und öffentliche Vernunft.

Dieſer Mangel an Muth, Kraft und konſequenter Entſchloſſenheit, äußerte ſich gleich zu Anfange des Krieges. Die Deutſchen hatten keinen Sinn für die Franken und ihre Sache; ſie betrachteten und ſchilderten ſie unabläſſig als die verabſcheuungswürdigſten Mordbrenner, Schänder, Königsmörder, Räuber, Kannibalen; als die Auswürfe der Hölle; als die Zerſtörer aller Religion, und aller geſellſchaftlichen Ordnung und Glückſeligkeit; ſie ſchloſſen ſich mit ihren Reden und mit ihrer Verfolgung billigerer Männer an die Großen der Erde und an die Geiſtlichkeit feſter an; alles das war ihrer Überzeugung gemäß; ich habe auch dawider nichts. Aber das glaubte ich doch erwarten zu dürfen, daß meine Landsleute auch konſequent handelten; daß, ſobald die Franken wieder dem Rheine näher kommen würden, alle in einer Maſſe ſich erhüben; alle zu den Waffen, zu den Senſen, zu den Heugabeln liefen, um den Thron und den Altar, und

hauptſächlich, um ihr Eigenthum, ihre Weiber, ihre Kinder und ihre Hütten vor den ſchrecklichen Mishandlungen ſolcher abſcheulichen Menſchen, wie die Franken damals geſchildert wurden, zu ſichern, oder wenigſtens mit den ihrigen umzukommen. Aber von dem allen war, bei jedesmaliger wirklicher Gefahr, keine Rede mehr: alles floh, oder bückte ſich ängſtlich und geduldig. Aber freilich, kaum zogen ſich die Franken nur um einige Meilen wieder zurück, ſo erwachte unſer ganzer Muth und unſer ganzer Grimm; wir erhuben uns nun erſt wieder in Maſſe, um — zu ſchimpfen. Auch im vorigen Sommer ließen ſich deswegen noch unſre Bauern das ſchändliche Verfahren vieler Franken mit aller Reſignazion, die einen Grundzug unſers Karakters auszumachen ſcheint, gefallen; ungeachtet dies Verfahren, ſo ſehr es auch, in Abſicht ſeiner Allgemeinheit, übertrieben geſchildert worden, an vielen Orten höchſt arg und empörend war. Sogar bei Plünderung und Nothzucht äußerten unſre Bauern alle erwünſchte Unterwerfung. Eins bezeichnet ſie vorzüglich. Als die Franken, durch weiteres Vordringen, die hieſige Gegend verlaſſen hatten, und der erſte Schrecken vorüber war, trafen ſich nach und nach die Männer entehrter Frauen wieder in den Wirtshäuſern. Sie erkundigten ſich dann gegenſeitig nach der Nothzüchtigung ihrer Weiber,

wie man ſich nach einem überſtandenen Schnupfen erkundigt. — Wie iſt es, Hans; hat man auch eure Frau genothzüchtigt? — Freilich, Peter; aber mein, was will man machen? —

Doch, die jungen Mädchen und Frauen klagten bei weitem nicht ſo ſehr über Mishandlungen dieſer Art, als die alten. Es war wahrhaft komiſch, damals die abgelebteſten, häßlichſten, lumpigſten, zahnloſeſten und abſchreckendſten Bettelweiber zu hören. Sie jammerten über die entſetzlichen Zumuthungen und Gewaltſamkeiten der fränkiſchen Soldaten, aber ſie verſicherten zugleich mit Stolz und Würde, daß, ungeachtet Dränger und Bedrängte durch wörtliche Vorſtellungen ſich einander nicht verſtändlich machen konten, ſie bloß durch Gewalt Gewalt abtrieben; daß ſie, die ſchwachen Gefäße, dies gethan, während dem die öſtreichiſchen Heere ſo ſtark und glücklich nicht waren! Dieſe alten Weiber mußten natürlicher Weiſe dadurch ein ſehr ſüßes Bewußtſein haben; es äußerte ſich in allen ihren Reden, und im Grunde wird ihnen jeder, der billig denkt, Glück wünſchen, daß ihnen in ihrem hohen Alter noch das ſeltene Glück ward, der weiblichen Jugend nicht allein Züchtigkeit und Keuſchheit zu predigen, ſondern hierin mit ihrem eigenen Beiſpiele heldenmüthig vorzugehn. Ich, für mein Theil, halte einmal dieſe Periode für ihre ſchönſte

ſeit vielen Jahren, und vielleicht wünſchen ſie ſelbſt ſie wieder zurück. —

Immer war das Betragen vieler Franken abſcheulich, und vieles davon fällt auf die Chefs zurück. denn wenn gleich nicht alle Soldaten Antheil daran hatten, ſo war es doch bei weitem zu allgemein, als daß man es für Ausnahmen von der Regel halten, und es nicht größtentheils den Generalen und ihrer ſchlechten Aufſicht zuſchreiben könte. Doch war eine Diviſion zügelloſer, als die andere; die Lefebvriſche, als Avantgarde, war vielleicht die ſchlimmſte; die Grenierſche hingegen, weil ſie im Zentrum ſtand, und ihr folglich das Hauptquartier des Generals en Chef immer nahe war, die beſte. Ich habe mir Mühe gegeben, mich nach der Quelle dieſer Zügelloſigkeit in der Sambre- und Maasarmee genau zu erkundigen; von der Rhein- und Moſelarmee lauteten die Nachrichten ebenfalls ſehr kläglich, und hatten ohne Zweifel den nehmlichen Grund. Ich glaube ſie in folgendem gefunden zu haben.

Einmal ſind, wie Rouſſeau bemerkt, die Kriege der Republiken immer grauſamer, als die der monarchiſchen Staaten. Das Prinzip der Republik beruht auf dem freien und unendlichen Spielraume aller Kräfte eines jeden Individuums, der aber, eben darum, weil er das Eigenthum eines

jeden unter ihnen iſt, die Grenze des Rechts und der bürgerlichen Freiheit erhält. Gegen über ihren Feinden aber ſieht ſich ihre moraliſche Kraft unbeſchränkt, und äußert ſich alſo deſto ſtärker, leidenſchaftlicher und härter. Der monarchiſche Soldat hatte ſich immer nur als Maſchine betrachtet; er geht darum auch jetzt noch geduldiger und geordneter nach dem Willen des Künſtlers.

Zweitens: Bei dem monarchiſchen Soldaten finden viele Abſtufungen, bei Beſtrafung ſeiner Verbrechen, ſtatt; der fränkiſche kommt nur in Arreſt, oder wird erſchoſſen. Aber wie viele Fehler, hauptſächlich der Disziplin in Feindesland, giebt es nicht, die bei weitem zu wenig beſtraft ſind durch den Arreſt; bei weitem zu ſtark, zu revoltant für alle übrigen Soldaten, durch den Tod; beſonders wenn das Übel einmal ſehr eingeriſſen iſt, und der Soldat ohnehin es müde wird, jetzt, da Frankreich und ſeine republikaniſche Verfaſſung geſichert iſt, noch fort zu kriegen, bloß um zu erobern. Bei dem deutſchen Soldaten hingegen ſteht dem Offiziere alles zur Diſpoſizion, beſonders der Buckel; darauf kan es, nach Befinden und Willkür, Prügel regnen, oder Fuchtel und Ruthen. Bei allem, was der deutſche Soldat böſes thun will, ſchwebt auch immer ſchon vor ſeinem Geiſte einer dieſer mächtigen Hebel ſeiner Moralität. Der fränkiſche Soldat

aber kennt dergleichen nicht: denn wenn es auch zuweilen geſchieht, daß ſein Offizier ihn beim plündern ertappt, und mit der platten Säbelklinge ihm einige Hiebe verſetzt, ſo ſieht jener dies nicht ſowohl für eine Beſtrafung an, als für einen Ausbruch des Unwillens und des Eifers, dem er ſich nicht widerſetzt, bloß weil es doch ſein Offizier iſt; ihn ſchlägt auch noch, außer der Säbelklinge, ſein Gewiſſen.

Drittens: Der fränkiſche Soldat iſt ſehr verwildert; er iſt, gegen das, was er im Jahre 1792 war, kaum mehr erkennbar. Und iſt dies ein Wunder? oder vielmehr, wäre es, billig davon zu urtheilen, nicht ein größeres Wunder, wenn er nicht ſo verwildert wäre? Welch' ein Krieg! Welche Feldzüge! Welche Erſchütterungen des Reichs, und faſt jeder einzelnen Familie im Innern, die auf ihn die nächſte Beziehung hatten! Läßt ſich von einem jungen Menſchen (denn ſie ſind, faſt ohne Ausnahme, unter 30 Jahr alt) erwarten, daß er, der ſich unaufhörlich über alles hinwegſetzen mußte, über Hunger und Durſt, Entblößung, Froſt, Schmerzen, Krankheiten, Gefahr des Leibes und Lebens, über den Tod ſeiner liebſten Verwandten, und, in der Vendee insbeſondre, über alles menſchliche Gefühl; läßt ſich, und darf man, ohne die größte Unbilligkeit, erwarten, daß er, mitten in ſeiner furie françoise, und bei der ganzen Reizbarkeit und Lebhaf-

tigkeit ſeiner Imagination, ſeiner Sinnlichkeit und ſeiner Thätigkeit, in Feindesland ganz geordnet und ſchonend ſei? Bei der großen Umwälzung und Sichtung aller ſeiner moraliſchen und religiöſen, wie ſeiner politiſchen Begriffe; bei dieſer allgemeinen Entſagung und Verſpottung alles poſitiven, das noch das einzige, ſchwache Band der übrigen Völker iſt, mußten ſich manche dieſer Begriffe ziemlich chaotiſch vermengen, unbeſtimmt werden, manche mußten ſich gar gänzlich verwiſchen; läßt ſich's da noch erwarten, daß er, der außerdem noch allem Trotz bieten, die höchſten und ſteilſten Berge, wie eine Gemſe, erklettern muß, und gegen die Kartätſchen über einander gethürmter Batterieen, durch tiefe und reißende Flüſſe ſorglos badet und ſchwimmt, nun mitten im wilden kühnen Laufe vor der moraliſchen Linie des Rechts und der Menſchlichkeit plötzlich und reſpektvoll ſtehn bleiben werde? Er, der nichts hat; der auf alle Bedürfniſſe der Ruhe, der Sicherheit und des Beſſerlebens ſo lange Verzicht gethan: er ſieht nicht ſo recht mehr ein, daß der Bauer, der zeither ganz ruhig hinter ſeinem Ofen geſeſſen, gerade das, was er ihm nimmt, nothwendig behalten müſſe; denn der Begrif des Mein und Dein ſteht in ſeinem Gehirne nicht mehr lebhaft und ſcharf abgeſondert. O, welch' ein zerſtörendes Ungeheuer iſt, in jeder Rückſicht, der Krieg!

Vier-

Viertens: Während daß Schrecken und Hunger in Frankreich wüteten, litten ſeine Heere eben keinen Mangel; darum hatten ſie auch immer verhältnismäßig wenig Kranke. Eine der Haupturſachen war wol dieſe: die Soldaten bekamen täglich Wein. Überdies führten ſie den Krieg größtentheils in Ländern, wo ſie ihn in Menge fanden. Dadurch gewöhnten ſie ſich aber ſehr ans Trinken, und wiewol ich gerade nicht viele ſah, die ſehr betrunken waren, ſo beweiſet das nur, daß ſie viel vertragen können; immer bedürfen ſie viel; immer iſt es für ihr Vaterland traurig, bald eine große Menge junger Leute wieder zurück zu erhalten, die mehr oder weniger Neigung zum Trunke haben. Schon jetzt hat dieſe unglückliche Neigung eine ſehr üble Folge. Sie müſſen trinken; für Brod, Fleiſch und Kleidung wird in der Regel ſehr gut geſorgt, ſie bekommen auch überdies noch täglich ihren Brantwein; aber das letztere iſt bei weitem nicht hinreichend. Wein wollen ſie trinken zu allen Tageszeiten; um Wein zu bekommen, verkaufen viele die Schuhe von den Füßen; um Wein zu bekommen, plündern ſie. Je länger der unſelige Krieg dauert, deſto nachtheiliger wirkt er auf alles.

Fünftens: Der fränkiſche Soldat litt hauptſächlich durch das Papiergeld, und wenn etwas das Gewiſſen Pitts erſchüttern, wenn, noch nach ſeinem

Tode, in einer andern Reihe der Dinge, ihn etwas peinigen muß, ſo iſt es ſicher das Bewußtſein, durch ſeine abſcheulichen Maſchinazionen unter andern das bewirkt zu haben, daß, trotz alles Entgegenſtrebens der fränkiſchen Machthaber, das Papiergeld immer tiefer ſank, und nun gänzlich zernichtet iſt. Sie hatten die ſchrecklichſten Folgen auf die Verarmung, auf das Elend, und, was bei weitem das bejammernswürdigſte iſt, auf die Unmoralität eines großen Theiles der fränkiſchen Nazion: denn ſie erweckten und beförderten immer mehr den Wucher, das Agiotiren, die ſchnelle, unmäßige Bereicherung weniger, und, nothgedrungen, auch in den übrigen die Gier nach Geld; überall bahnten ſie lokkend den Weg zum Betrug, zur Unmenſchlichkeit, und zum entſetzlichſten Egoismus. Aber keine andere Nazion ſehe jetzt ſtolz auf die fränkiſche herab: unter gleichen Umſtänden wäre ſie nicht beſſer, vielleicht noch ſchlechter. Der Menſchenfreund bejammere vielmehr dieſe moraliſche Vergiftung vieler kommenden Geſchlechter, und beneide nicht den entſetzlichen Mann, von dem ſie, wie das Aushungerungsſyſtem, ſataniſch = konſequent ausgefloſſen. Auch auf den fränkiſchen Soldaten wirkten ſie ſehr nachtheilig, und eben dadurch auch auf unſre unglückſeligen Gegenden: denn wohin reicht nicht Englands ſelbſtſüchtiger und zerſtörender Arm? Seit

mehrern Jahren ſtand der fränkiſche Soldat auf fremdem Gebiete; er bekam immer nur Papier, und niemand wollte ſein Papier. Er war zwar meiſtens gut genährt, aber der Menſch, beſonders der reizbarere, größtentheils an ein beſſeres Leben gewöhnte Franke, bedarf mehr, als Fleiſch und Brod; er litt über alle Begriffe durch den täglich größern Unwerth ſeines Soldes; es kam endlich ſo weit, daß er jenſeit des Rheins beinahe auf die Kniee ſank, wenn er eines Laubthalers nur anſichtig ward. Unterdeſſen er auch hierin eine beiſpielloſe Geduld, Standhaftigkeit und Anhänglichkeit an die Sache ſeines Vaterlandes bewies, und die Bewunderung und Achtung der Nachwelt verdiente, tröſtete man ihn ſtets mit beſſern Zeiten diſſeit des Rheins. Geld hofte er alsdann endlich zu bekommen, und auf dem Wege Rechtens ſah er ſich geteuſcht. — Von der ganzen Kontribuzion, die unſrer Stadt angeſetzt wurde, auf deren Eroberung er ſich ſeit ſo langer Zeit, als des Zieles aller ſeiner Leiden, ſeiner Arbeit und ſeiner Wünſche, gefreut hatte, floß auch nicht ein Heller in ſeine Taſche. Das machte ihn immer ärgerlicher, und er glaubte ſich zu allem berechtigt, was er in der Folge that.

Sechstens: Er achtet überhaupt den Deutſchen nicht. »Les allemands« denkt er, und ſagt es auch wol, »sont des bêtes, des animaux.« Wäh-

rend der ganzen Revoluzion verrieth der Deutſche eine ſehr heterogene Denkart, und blieb auf einer Stufe ſtehn, auf die nothwendig der Franke, unter ſeinen Umſtänden, herabſehn mußte. Hierzu kam das barbariſche Betragen vieler deutſchen Soldaten in Frankreich; der Antheil, den doch auch, wenigſtens ſtillſchweigend, die deutſche Nazion an dem frommen Aushungerungsſyſteme genommen; und das ehemalige Benehmen der Einwohner gegen die Franken in Deutſchland, beſonders bei ihrem Rückzuge im Herbſte 1795. Ihr größtes Schimpfwort im verwichenen Sommer war: »du Bau—er!« — Die Verſchiedenheit der Sprache iſt noch ein großes Hindernis, ſich einander mitzutheilen; und dann hat auch der deutſche Bauer eine Langſamkeit der Begriffe und des Handels, eine Bockbeinheit, wie man es hier nennt, die den reizbaren, ſchnellen und gewandten Franken zur Ungeduld, und zum beleidigenden Gefühle ſeiner Superiorität, hinreißt. Wenn man z. B. ihre Kommiſſäre arbeiten ſieht, ſo iſt einem unmöglich, dieſer Klaſſe der verworfenſten Menſchen, wegen der Beſonnenheit und Fertigkeit, womit ſie alle, ſelbſt die verwickelteſten, Geſchäfte betreiben, einen gewiſſen Grad von Achtung zu verweigern, und ſich ſelbſt zu ſagen, daß man hierin ſehr unter ihnen ſtehe. Aber wie verächtungswürdig, und wie tief ſtehen ſie hinwie-

derum, durch ihre Verderbtheit, unter dem gewöhnlichſten Menſchen! Denn

Siebentens, in ihnen liegt noch eine Hauptquelle aller der Übel, die die Armeen der Republik, und alle die Länder, wodurch jene kommen, getroffen. Es iſt unglaublich, in welchem Grade, und mit welcher Schamloſigkeit und Inſolenz dieſe Unmenſchen alles berauben; die Republik, die Armeen, die fremden Staaten, und deren Einwohner. Entweder muß das Übel allzuweit verbreitet, und allzutief eingewurzelt ſein, oder, was noch gar viel trauriger wäre, es reichet zu weit hinauf; ſonſt wäre es nicht möglich, daß man ihnen ein ſo freies Spiel ließe. Da ſie einen, unmittelbar von der Regierung abhängigen, beſondern Körper ausmachen; da jeder von ihnen ſchon einen bedeutenden Rang hat; (der Kommiſſär hat Hauptmannsrang, und der commissaire ordonnateur général den Rang eines général de division, oder, was daſſelbe iſt, eines Generalleutnants) ſo können ſie deſto mehr treiben, was ſie wollen, und der General en Chef hängt, gewiſſermaßen, von ihnen ab. Ihre Inſolenz geht daher ſo weit, daß ſie, im Angeſichte der, an ſo vielem Mangel leidenden Offiziere und Soldaten, den empörendſten Luxus treiben: und dieſe letztern, die allmählich vom vaterlandvertheidigenden Bürger zum bloßen erobern-

den Soldaten herabſinken, ſtehen in einer ehrfurchtsvollen Entfernung gegen über dem Kommiſſär. — Dieſes beweiſet ſo gut, wie irgend etwas anders, daß der fränkiſche Krieger an innerem Werthe und Gefühle verloren hat, wenn gleich ſein militäriſches Bewußtſein und point d'honneur immer zunimmt. Aber eine große Urſache, weswegen man den Kommiſſären nicht wohl zu Leibe gehen kan, liegt abermal in dem Papiergelde. Jeder unter ihnen hat nehmlich, außer einem ganzen Pack Mandaten, die ihm zu nichts dienen, troz ſeines Hauptmannstangs, monatlich nur einen Luidor. Heißt das nicht, ihm deutlich ſagen, er ſolle ſtehlen?

Achtens: Mehr aber noch, als der Soldat, leidet der Offizier, und es werden Franken dazu erfodert, um es auszuhalten. Er bekommt ſchlechtes Tuch zum Kleide, ſein Brod und ſein Fleiſch, und, wenn er wirklicher Hauptmann iſt, monatlich einen Luidor in Gelde. Er leidet, da er noch ſo viele Bedürfniſſe davon beſtreiten müßte, wahren Mangel. Bei Plünderungen der Soldaten muß er ſchon ein Auge zuthun: denn wie oft muß er ſich von ihnen etwas geſtohlenes mittheilen laſſen, um nur ſeinen Hunger zu ſtillen! Iſt er auch der Sohn wohlhabender Eltern, ſo werden es dieſe nachgerade müde, ihm immer und ewig Geld nachzuſchikken; und ward er auch, wie man häufig findet, bloß

um ſeiner Bravour und ſeiner Routine willen, vom Gemeinen zum Offizier befördert, ſo hat er in der Regel nicht die beſte Erziehung erhalten, die Umſtände müſſen auf ihn noch nachtheiliger wirken, und er macht ſchon leichter mit den verwilderten Soldaten, ſeinen ehemaligen Kameraden, gemeinſchaftliche Sache.

Neuntens: Da die fränkiſchen Soldaten alle erſinnlichen Mühſeligkeiten ertragen, und ihre Moral eben dadurch in manchen Punkten noch larer geworden, ſo iſt es deſto begreiflicher, daß ſie das Plündern als eine geringe Vergütung anſehen, für alles, was ſie thun und dulden. In einer gewiſſen Stadt, wie mir von den glaubwürdigſten Perſonen verſichert worden, befanden ſich mehrere fränkiſche Sauvegarden; es waren vortrefliche Leute, voll Verſtand, Gewandtheit im Denken und Handeln, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit; man war ſo außerordentlich wohl mit ihnen zufrieden, daß man nie die geringſte Klage gegen ſie hörte. Zur Zeit, als die Franken ihre ſchnellen Vorſchritte machten, und die Öſtreicher in beiſpielloſer Anzahl zu ihnen übergingen, kamen eines Tages ſehr viele von jenen durch die erwähnte Stadt, und einer der Sauvegarden wurde gefragt, wie es doch komme, daß die Öſtreicher ſo ſehr deſertirten? »Comment voulez-vous qu'ils restent?« antwortete er; »ça est mal

payé, ça n'ose pas piller.« Plündern (»Grip,« wie die fränkiſchen Soldaten es allgemein ausdrükken) rechnete er ſonach ungefehr für die Sporteln, für das nefas. Viele Juriſten werden es ihm verzeihen. —

Zehntens: Überhaupt iſt es erſchrecklich, der erſten Wut ſolcher jungen, feurigen, aufbrauſenden und verwilderten Leute ausgeſetzt zu ſein; aber iſt dieſe einmal vorüber, waren ſie nur eine Nacht im Hauſe, dann kan man wieder an ihre Menſchlichkeit appelliren, dann haben ſie wieder einen Takt, eine Bravheit, eine Großherzigkeit, eine Kultur, einen Geiſt, der ſie zum erſten Volke der Erde macht. Aber da ſie ſo ſehr reizbar ſind; da ſie ſo erſtaunend viel Imaginazion haben; da eben darum ihre Bedürfniſſe weit größer ſind; da ſie überall äußere Schranken weniger erkennen und achten: ſo iſt ihr erſter Schok ſehr fürchterlich. Ihre Wiederkunft wäre daher immer ein neues, großes Unglück für unſre Gegenden, bei welchem niemand gleichgültig ſein kan, als wer ſeinen Nebenmenſchen nicht liebt.

Vielleicht halten ſie, belehrt durch die ſchreckliche Erfahrung, künftig beſſere Mannszucht; ſie wird deſto leichter einzuführen ſein, da alle fränkiſchen Soldaten, bei ihrem Rückzuge, es ſichtbar ſelbſt fühlten, daß eine gerechte Strafe ſie treffe. Aber treiben ſie es wieder, wie vorher, da ſie, bei

noch ſchlechtern Finanzen, noch ſchlechter bezahlt und verſorgt werden, ſo iſt es eine höchſt traurige Alternative, entweder die herabwürdigendſten Mishandlungen feigherzig zu dulden, um wenigſtens das Leben zu retten, oder, da es, bei der Beſchränktheit unſrer Kräfte, unſrer Grenze, und vorzüglich unſers Gemeingeiſtes, durchaus zu keinem allgemeinen Aufſtande und einer impoſanten Gegenwehr kommen kan, ſich männlicher, aber fruchtlos, zu widerſetzen, damit hier und da ein einzelner Ort das Opfer ſeiner allerdings gerechten aber ohnmächtigen Indignazion werde, und alles ein Raub des vergeltenden Schwertes und der ſtrafenden Flamme. *)

Gedankt ſei es dem Benehmen unſers Magiſtrates, wir ſind noch diesmal mit einer ſtarken Aderlaß, oder, wie man im gemeinen Leben ſagt, ſo mit einem blauen Auge davon gekommen. Aber ſind wir nun damit aus aller Gefahr? O, mich ergreift zuweilen ein empörendes Gefühl, wenn ich mir es denke, daß meine ſo glückliche Vaterſtadt, die kaum der Zernichtung entronnen iſt, noch immer alles fürchten müſſe, bloß weil unſre Fürſten, die in jedem öſtreichiſchen Korporal ſchon den Kaiſer ſehen, es nicht wagten, unter dem Schutze und

*) Wie z. B. das Städtchen Lißberg, im darmſtädtiſchen Antheile des Vogelberges.

der Garantie eines mächtigen Königs, die Wohlthaten der Neutralität, deren sich nun der größte Theil Deutschlands erfreut, auch unsern Gegenden zu verschaffen, damit in diesem Jahre der Krieg einzig in Italien geführt würde, oder im Monde, nur nicht mehr bei uns.

III.

Würzburger Zensur gegen Professor Bergs Trauerrede, auf den Fürstbischof Franz Ludwig.

»Aktenstücke zur Zensurgeschichte der Trauerrede des Professor Bergs zu Würzburg, auf den letztverstorbenen dortigen Fürstbischof Franz Ludwig; nebst einer Geschichterzählung. Jena, in der akademischen Buchhandlung, 1796. 40 Seiten in 8. 3 Gr. (Mit der Trauerrede und dem Bildnisse zugleich, 12 Gr.)«

Die vortrefliche Trauerrede auf den unvergeßlichen *) Fürstbischof Franz Ludwig von Bam-

*) Vergl. unser Journal, 1s St. Nr. 17. 1796. — Sein Bildnis ist bei dem Jenäischen Abdrucke der Trauerrede, nach einer Medaille.

berg und Würzburg, gehalten vom Professor Berg, dem Redner, welchen der Verstorbene 1793 zum öffentlichen Kanzellehrer über die Pflichten der höhern und aufgeklärtern Stände bei den bürgerlichen Unruhen unsrer Zeit, wie der Erfolg zeigte, mit Grund ausgewählt hatte, ist zum Zeichen der Zeit geworden. Sie wird es sein. Sie wird dauern. Stof und Inhalt verdienen dies. Und so wird sie eines der Denkmale werden, welche laut rufen: So viel haben Obskuranten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch gewagt! aber großentheils umsonst gewagt!

Ein Dekret der Domkapitularischen Interimsregierung, vom 10ten Merz 1795, befahl »dem Professor und Kanonikus Berg es eigends zu verheben, *) daß er in seiner ohnlängst abgehaltenen fürstbischöflichen Leichenrede manche Ausdrükke habe einfließen lassen, welche gegen die ruhmvolle Gedächtniß des höchstseligen Fürsten Adam Friedrichs als herabsezend und anstößig einerseits, andererseits für den künftigen höchsten Landesregenten in gewisser Art als Maaß vorschrei-

*) Welches Teutsch? Hat, wer in diesem Stile unter seinem Namen reskribiren läßt, eine Befugnis, Werke des Geschmacks zu beurtheilen? —

bend angeſehen werden könten, und auch noch in andern Stellen den Geſetzen der Klugheit zu nahe getreten worden ſeie.«

Die männliche und ſehr gut geſchriebene Apologie des Profeſſor Bergs an ſeinen jetzigen Regenten erklärt hierauf freimüthig: »Männer von Einſicht, und Bürger, die Franz Ludwig liebten, ſchenkten mir ihren herzlichen Beifall. — Nur der Adel, nach ſeinem größern Theile betrachtet, fand die Rede abſcheulich, und konte kaum in der Kirche ſeinen Unwillen bergen. In allen Geſellſchaften ward über Jakobinismus, über Ausfälle auf den höchſtſeligen Adam Friedrich, und über Vorſchriften, die ich Euer hochfürſtliche Gnaden gemacht haben ſolle, geſchrieen. — Etliche ſollen gar, wie man mir ſagte, Mangel an Rührung und Wiederholung darin geſehen haben. — Mitunter hörte man Drohungen, mich bei Euer hochfürſtlichen Gnaden außer aller Gnade zu bringen. — Das Domkapitel that endlich ſeinen ernſten Schritt wider mich ꝛc.« Hierauf werden die dreierlei, in dem Dekrete dem Verfaſſer gemachten, Vorwürfe voll und bündig mit der Rede zuſammengehalten. Jeder Unparteiiſche wird finden, daß ſie nicht ſowohl Vorwurf, als Vorwand ſind. Überhaupt, wenn eine Regierung den Richter gelehrter Aufſätze, folglich den Gelehrten macht, ſo ſpricht ſie alsdann nicht als Regie-

rung, ſondern als Mitglied im Reiche der Gelehrſamkeit, und darf eben deswegen, ſo wenig als irgend ein anderer Gelehrter, unbeſtimmt und ohne Belege tadeln. Sie iſt es ſich ſelbſt, das heißt, der gründlichen Erhaltung ihrer öffentlichen Achtung, ſchuldig, ausdrücklich anzugeben, was ſie tadelswerth finde. Hinter das unbeſtimmte und allgemeinhin geſagte ſich vornehm zu verhüllen, iſt ihrer öffentlichen Würde, welche nur durch die öffentliche Meinung, das iſt, durch die Überzeugung der Unparteiiſchen geheiligt bleibt, höchſt nachtheilig; denn über Gedanken gelten Machtſprüche, von Jupiter ſelbſt, weniger, als der kleinſte Grund des Geringſten im Volke!

»Mein Plan,« ſo faßt Berg ſeine Vertheidigung ſelbſt zuſammen, »war überlegt, meine Worte gezählt und gewogen, und ich wüßte nicht, wo ich der wahren Klugheit etwas vergeben hätte. — Ich that ja faſt nichts, als daß ich Franz Ludwig darſtellete, wie er war; ich erzählte ſeine Handlungen, und würdigte ſie nach ihren Gründen. Habe ich unklug erzählt, ſo müßte Franz Ludwig unklug gehandelt haben; gleichwie die Beſchuldigung, Adam Friedrich verkleinert zu haben, nicht mir, ſondern Franz Ludwig, hätte gemacht werden müſſen. — Oder der Vorwurf müßte dahin gehen, daß ich nicht ſo klug war, aus der Regierung die-

ſes preiswürdigen Regenten gewiſſe Handlungen als unklug oder verkleinernd, in Anſehung ſeines Vorfahren, wegzulaſſen, oder doch etwas mehr zu verhüllen. Und ſonach hätte ich vielleicht ein feiner und kluger Mann geheißen, wenn ich als Redner Franz Ludwig einigermaßen verbeſſert, und alſo ſchweigend herabgeſetzt hätte, ſtatt daß das Urtheil der Unklugheit mich trift, da ich, umgekehrt, durch die Darſtellung Franz Ludwigs, wie er war, als Verbeſſerers der Regierung, ſchweigend Adam Friedrich herabgeſetzt oder verkleinert habe. Zu einer gewiſſen Art von Klugheit, muß ich bekennen, für mein ganzes Leben unverbeſſerlich verdorben zu ſein. — Ich habe ſchon in öffentlichen Reden, vor dem ganzen Hofe allhier, vor dem ganzen Adel und allen Ständen, Proben abgelegt, und durfte alſo hoffen, dafür erkannt zu ſein. Wenn man alſo eine gewiſſe, allezeit nach dem Munde anderer redende Klugheit, das Widerſpiel der Gradheit, von einem Leichenredner fodert, wie traf denn die Wahl mich? Und wenn's denn doch zur Klugheitsregel gemacht würde, nur *das* anzuführen, was keinem der Zuhörer unangenehm fallen könte, ſo wäre es beinahe unmöglich, nur irgend eine erträgliche Trauerrede auf einen Fürſten zu halten, der gemeiniglich um ſo mehr Unwillen erregt, je mehr Weisheit ſeine Regierungsplane enthalten, die das

Intereſſe Einzelner durchkreuzen; dort zürnt der Edelmann, da der Soldat, der Jäger, der Advokat; dort der Beamte, der Rath, der Prieſter, der Hofbediente, je nachdem er ſeinen Vortheil, bei den wohlthätigſten Geſetzen, hintangeſetzt ſieht. Wird darum der Redner nie von Beſchränkung gewiſſer Privilegien, der Schikanen, der Sportelſucht, des Schlendrians, der Vorurtheile reden, die ein Fürſt traf? — Was bleibt ihm ſonach übrig, als die fadeſten Allgemeinſätze, die der Rede alle Kraft, alles Intereſſe und Leben benehmen, und ſie zum Schattenſpiele und Zeremoniell herabziehen?« — —

Und welches waren denn die Stellen, welche eine tadelswerthe Unklugheit des Redners verrathen haben ſollen? »Ich ſoll alſo,« ſagt die Selbſtvertheidigung, »Adam Friedrichs Andenken herabgeſetzt haben. — Allein wie? Nannte ich je den Namen dieſes Fürſten, oder zog ich auch je Franz Ludwigs höchſten Vorfahrer an? — Niemand wird dies ſagen können. Nichts bleibt mir alſo übrig, als jene Stellen, wo ich gewiſſer wohlthätiger Verbeſſerungen Franz Ludwigs mit Ruhm gedacht habe, und dieſe ſind, wie man ſagt, die Jagdbeſchränkung und die militäriſche Reform. Dagegen behaupte ich, daß ich das vollkommenſte Recht hatte, dies zu thun, und alſo an dem Andenken dieſes Fürſten gar kein Unrecht begangen

habe. Denn ich war einmal Lobredner Franz Ludwigs, und dazu gar von dem hochwürdigen gnädigen Domkapitel bestimmt; ich durfte also wohl glauben, daß es demselben ein Ernst war, Franz Ludwigs ganzes Lob zu hören, ganz Höchstdenselben nach den wesentlichen Zügen geschildert zu sehen, zumal, da ich dazu gewählt, und beinahe genöthigt wurde.«

In der Rede selbst hatte sich hierüber der Verfasser ohne Leidenschaft, ohne Seitenblicke, nach der Würde der Sache ausgedrückt. Die »unklugen« Stellen sind diese:

»Auf das äußerste, und beinahe ohne alle Einschränkung haßte er (Franz Ludwig) jene Art der Vergnügungen, von denen er glaubte, daß sie nicht nur schwere, sonst besser zu verwendende Kosten verursachten, sondern auch mit der Beschädigung eines beträchtlichen Theiles der Unterthanen verbunden wären: die leidenschaftliche Neigung zur Jagd. Nie hätte er sich's vergeben, Wälder voll des schönsten, mit der Saat der Bauern gemästeten Wildprets, und so viele, den Wäldern nahe Dörfer, entvölkert und verarmt zu wissen. Noch lange vor dem Ausbruche der französischen Unruhen, gleich beim Antritte seiner Regierung, gab er die strengsten Befehle, das überflüssige Wildpret niederzuschießen, und das noch

übrige

übrige und nöthige wohl zu umzäunen. Er billigte und belohnte die Aufstellung solcher Grundsätze, welche der übertriebenen Jagdlust Schranken setzten. Nie genoß er das Vergnügen der Jagd: aber am Ende seines gerechten und wohlthätigen Lebens ward ihm das weit edlere Vergnügen, viele arme und unglückliche Dörfer in einen blühenden, und schon aus dem außerordentlich gestiegenen Preise der Grundstücke erkennbaren, Wohlstand erhoben zu sehen.« Die zweite Stelle folgt sogleich:

»Gleichwie er seines Vergnügens halber sich nicht erlaubte, die Einkünfte des Staats, unter welchem Namen diese sich auch verstecken mögen, zu verschwenden, so glaubte er auch, daß keine Klasse von Menschen ein Privilegium dazu habe. Nicht weniger überzeugt, daß die Offiziere der Soldaten wegen gehalten werden, als daß der Fürst des Staates wegen Fürst ist, duldete er die Umkehrung dieses Verhältnisses so wenig bei jenen, als bei sich; so unangenehm auch manchen die Veränderung, die er deswegen traf, fallen mochte. Genug, daß er sich durch Vereinfachung des Militärs ein großes Verdienst erwarb, das wohl werth ist, in dem dankbaren Andenken unsrer Zeitgenossen und der Nachwelt erhalten zu werden.«

Nicht einmal in dieſem Tone alſo ſoll dem Vater ſeines Volks beim Sarge gedankt werden dürfen, welcher ſeine Unterthanen nicht den Hunden und ihren Treibern preis gab, nicht einen Überfluß von Offizieren, ohne Verhältnis zur Zahl der Soldaten, mit Belaſtung des Landes, nähren wollte? —

Berg führt ſeine Apologie, beſonders über den letztern Punkt, ſehr treffend. »Wenn Franz Ludwig durch ſeine Militärreform das Militär und ſeine Vorfahren nicht beſchimpfte, ſo glaube ich auch nicht durch eine, allen bekante, Erzählung dieſer Verordnung ſamt ihren Gründen, Adam Friedrich und die Offiziere beſchimpft zu haben; nein! dieſes Fürſten Großthaten ſind keine Schandthaten, die man ſich fürchten müßte, nach ihren innern Gründen zu enthüllen. Würde wol ein kaiſerlicher Offizier ſich's zur Schande rechnen, wenn Joſephs Lobredner die ökonomiſchen Verbeſſerungen, nach Laſcy's Syſteme, anführte? Und wenn ſich's der größte Monarch gutwillig ſagen läßt, daß der Staat nicht ſeinetwegen da ſei, und darauf hin ſtete Verbeſſerungen gemacht werden, wie kan ein Offizier mit Grunde der Wahrheit zürnen, daß er der Soldaten, und nicht dieſe ſeinetwegen gehalten, und daß, in Gemäßheit dieſer Wahrheit, militäriſche Reformen gemacht werden?«

Das Resultat des Verfassers ist: »Das deutsche Publikum wird kaum glauben, daß meine Rede Unklugheiten enthält, und es nicht fassen können, wie angebliche Unklugheiten und Anstößigkeiten gegen das Interesse gewisser Gattungen von Menschen, als Verbrechen, und zwar vom Domkapitel, abgeurtheilt werden konten. — Hier liegt noch Stof zu vielen Reflexionen.«

Der Geist der Würzburger Zensoren wird von Seite 25 an durch Anmerkungen beleuchtet, welche wenigstens für künftige Fälle warnend sein können. Man muß aber dabei den Jenaischen Abdruck der Trauerrede selbst vergleichen. Eine genaue Geschichterzählung, welche zugleich einige Skandale von Verfolgungssucht gegen Berg öffentlich rügt, macht den Schluß.

Sehr karakteristisch ist das Motto für Berg gewählt: »Virtutes iisdem temporibus optime aestimantur, quibus facillime gignuntur. At *mihi, nunc narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit; quam non petiissem, ni incusaturus tam . . . infesta virtutibus tempora . . .* Neque *in ipsos modo autores*, sed *in libros quoque* saevitum . . . scilicet *illo* igne *vocem populi . . . et libertatem* senatus *et conscientiam generis humani aboleri arbitrabantur! . . . Dedimus profecto grande patientiae documentum* et sicut vetus aetas vidit, quid ultimum

in libertate esset, *ita nos, quid . . . adempto per inquisitores et loquendi audiendique commercio! . . . Nunc demum redit animus . . .* Natura tamen infirmitatis humanae tardiora sunt remedia quam mala . . . *ingenia studiaque oppresseris facilius quam revocaveris.*« (*Tacitus* in vita Agricolae, c. 2. 3.)

Seite 39 ſteht: »ſchleichender Logolide,« ſtatt Loyolite. Selbſt Druckfehler ſcheinen das Verſtekken der ſchleichenden Menſchenklaſſe befördern zu wollen.

IV.

Auszug aus dem Tagebuche eines Reiſenden.

Sie wollten neulich etwas Deutſches von mir, werthgeſchätzter Freund; hier haben ſie etwas echt Deutſches! Ich fand es in meinen Papieren von einer kleinen Reiſe, welche eben ſelbſt eine Reiſe zu einigen Freunden machen ſollten

Man erzählte mir in X.. eine ſehr merkwürdige Begebenheit, welche — ziemlich alltäglich iſt,

aber einen Philoſophen, der nur weiß, wie die Dinge gehen ſollten, in Feuer und Flammen ſetzt. Ein M.... ſcher Advokat, wie er ſein ſollte, (alſo ein Narr, Randgloſſe eines Weltkenners) bekommt die Gerichtshalterei eines Herrn v. Y.. in Z.., welcher ein Gerichtsherr iſt, wie ſie ſind, und alſo ein Schock Rechtsſtreite mit ſeinen Bauern hat. Der Gerichtshalter läßt es ſich ſauer werden, — ſie zu verwirren und zu vermehren? — Behüte! er war ja ein Narr! — ſie zu entwickeln und beizulegen; und es glückt ihm bewundernswürdig. Der H.. von W... in V.. nimmt denſelben Mann zum Gerichtshalter, und hat auch einen hübſchen Streit mit ſeiner Gemeinde im Gange. Nicht lange, ſo bringt der brave Narr einen gütlichen Vergleich zu Stande, und die Klage wird aus der M....ſchen Regierung zurück genommen. — Aber das iſt noch eine Regierung, die in unſern ſankülottiſchen Zeiten auf Ehre hält! Sogleich fertigt ſie dem Naſeweis, der ſich um ungelegte Eier bekümmert, einen tüchtigen Verweis aus, und verdammt ihn in 10 *) Thaler Strafe. V. R. W.

Empörend! abſcheulich! fährt da ein philoſophiſcher Narr, wie ich, heraus. Eine Landesregierung, die lauter Adeliche, einige ſogar von 16 Ah-

*) Fünf oder zehn Thaler. Genau weiß ich es nicht mehr.

nen, an der Spitze hat, die zum Beſten der Unterthanen da ſein ſoll; die es wünſchen ſoll, gar keinen Streit zu ſchlichten zu haben; die alle Sachwalter anhalten ſoll, Vergleiche zu verſuchen; ja, die ſelbſt zuerſt vergleichen ſollte — —

Eben darum, philoſophiſcher Träumer und Buchmenſch! antwortet ein Weltkenner, wie ich, der alle Tage klüger, kälter, ſchlechter und unglücklicher wird. Meint denn ſo ein Gelbſchnabel von Sachwalter, der keine halbe Ahne hat, Männer von 16 könnten nicht viel beſſer, als er, vergleichen, wenn etwas dabei zu verdienen iſt? — Iſt denn nicht in der ganzen vernünftigen Welt weit weniger daran gelegen, was, als daran, wie es geſchieht? —

Ein heftiger, reizbarer Mann hat ſeinem Todfeinde, den er völlig in ſeiner Gewalt hatte, eine ausgezeichnete Wohlthat erwieſen.

»Gleichgültig! Es läßt ſich nicht darüber urtheilen. Für den Todfeind iſt es eine nützliche Handlung.«

Aber er hat es gethan, um feurige Kohlen auf das Haupt ſeines Feindes zu ſammeln! —

»Quark! elender Quark! Heteronomie des Willens! Er hat ſeinen Lohn dahin, denn er hat nicht nach dem kategoriſchen Imperatif gehandelt.«

Das iſt Kantiſches Urtheil, alſo vor der Hand allgemeingültig, und übereinſtimmend mit Prozeßordnung und Herkommen.

Ferner: Garve oder Mendelsſohn beweiſen, daß es im Naturrechte eine harte Beleidigung ſei, Erwartungen, die man erregt hat, nicht zu erfüllen. Iſt denn aber durch den angefangenen Rechtsſtreit nicht manche unangenehme Erwartung von fetten Sporteln bei Präſident, Räthen, Sekretären und Kanzelliſten erregt worden? Und iſt ein hochwürdiger Herr Kapitularius und Stiftsrath denn nicht einmal ſo gut, als ein Orangutang aus Neuguinea, welchem wir doch das Naturrecht nicht verſagen? —

Item: Da Adeliche nothwendig Leute von Ehre ſind, ſoll es ſie nicht verdrießen, wenn man glauben könte, ſie, in corpore, könten nicht ſo viel zu Stande bringen, als das corpus eines einzigen Advokaten?

Item: Und vollends, wenn die Männer Naturforſcher ſind, und beobachten wollen, wie das Ei ſich bilden werde! — Wer kan da gelaſſen ertragen, daß es durch Verwahrloſung zum Windei wird! —

Item: Eine Regierung iſt da, um zu regieren, und wird dazu beſoldet. Entzöge man ihr die Gelegenheit dazu, ſo machte man ſie zu einem Mittel

ohne Zweck, zu einem Undinge; man vernichtete sie. Kein Ding ist verbunden, das zu dulden, wenn es auch weiter nichts, als sechzehn hätte. Also muß jeder Versuch nachdrücklich bestraft werden.

Endlich: Jede Regierung besteht aus gelehrten Leuten; denn Präsident und Räthe haben Ahnen, und sind noch obenein auf Universitäten gewesen. — Nun ist ars longa, vita brevis. Der wahre Gelehrte glaubt nie, gelehrt zu sein. Er muß immerfort studieren. Dazu halten sich auch die M....schen Regierungsräthe für verbunden. Also ist ihnen jeder neue Fall, jede neue Behandlung eines bekanten Falles wichtig und lehrreich. In voraus läßt sich nicht entscheiden, ob nicht wenigstens das zweite eintreten werde. Wer sie also in ihrem Studium stört, stört das allgemeine Wohl, für welches sie studieren, und verdient billig Strafe, und zwar die nachdrücklichste.

Mir deucht, das ist alles so klar, daß sich gar nichts dagegen einwenden läßt. Indeß könte man in einem Lande, worin die schönen Künste, mit der Rechtspflege getauscht, für sich den Stoff behalten, und dieser die Form abgetreten zu haben scheinen, auch wohl etwas gegen den Advokaten aufbringen. Das würde man aber doch, unter verständigen und braven Menschen, nur für einen übeln Spaß halten.

Da ſehen ſie! L'appétit vient en mangeant. Ich blättre, und bekomme Verſuchung, ihnen noch einiges mitzutheilen. Möchte es doch den einzigen Zweck erreichen, welchen ich dabei habe! Sie kennen mich darauf noch nicht; aber unſer Freund J.. mag es ihnen bezeugen, ob etwas anders, als das Beſtreben, Ihnen gefällig zu ſein, den Widerwillen, etwas von mir geſchriebenes wieder anzuſehen, und gar abzuſchreiben, überwinden konte.

Den erſten Oktober, Nachmittags gegen vier Uhr, war ich mit meinen Königsbergiſchen Freunden im innern Thore von Leipzig. Wir brachten aber faſt eine halbe Stunde zu, um von da bis zum Eingange der Katharinenſtraße, durch den Brühl, daß heißt, etwa anderthalbhundert Schritte weiter, zu kommen, ſo ſtark war das Gedränge von Fruchtwagen und Schleifen, da im Brühl das Hauptfuhrweſen der Meſſe ſeinen Sitz hat. Mich freute, wie ſonſt, der Anblick des unglaublichen Gewühls einen Augenblick, und beklemmte mich die folgenden. Das Anziehende, Schöne, wol gar Erhabene der Betriebſamkeit muß man auch — ach Gott! wie ja faſt das meiſte, wo nicht alles am menſchlichen Leben! — in der Fantaſie ſuchen und genießen, nicht in der Wirklichkeit; an Gemählden auf dem Kanapee betrachten, nicht am Urbilde. — Wer von dieſen Tauſenden, die ſich da drängen

und treiben, denkt dabei daran, daß durch dieſe Geſchäfte Tauſende ihr Leben gewinnen; daß Nazionen ſich mit Nazionen verknüpfen; daß Wiſſenſchaft und Kunſt, daß Menſchenausbildung dadurch befördert wird? Wer von allen dieſen will *das*? *Geld* will jeder gewinnen *für ſich*, allenfalls auf Koſten aller übrigen, und aller Wiſſenſchaften und Künſte dazu; ſo wie das aufgeklärte, erhabene England auf Koſten der ganzen Menſchheit! Wo bleibt da das Große und Schöne der Betriebſamkeit? Daß das Gute dennoch geſchieht, trotz dem böſen Willen der Werkzeuge, das kan *mich* nicht tröſten.

Ein Finanzmann ſieht die Sache anders an. —

Wir eilten in das Schauſpielhaus. Es hat ſich hier ſeit einem Jahre nichts verändert; auch im Parterre nicht, außer daß ich diesmal gar kein Lermen, Pochen und Pfeifen hörte. Ob das von verbeſſerten Sitten, oder vom Mangel Halliſcher Studenten herkam, weiß ich nicht. Ich freute mich ungeduldig, ein Stück zu ſehen, das ich faſt auswendig weiß: Emilia Galotti. Der Vorhang hob ſich. Der Prinz, (Herr Opitz) glänzend gekleidet, ſaß am Arbeitstiſche; ſpielte ganz gut, aber deklamirte (dieſer erſte, vieljährige, nicht unbelehrte Schauſpieler!) in den erſten ſechs bis acht Zeilen ein paarmal ſchreiend falſch. Gleich die erſten zwei

Sätze: »Klagen, nichts als Klagen! Bittſchriften, nichts als Bittſchriften!« ſagte er ſchnell hinter einander, und mit völlig gleichem Tone, anſtatt den zunehmenden Widerwillen im zweiten Satze, wenigſtens durch ſteigenden Ausdruck des »nichts« zu bezeichnen. Eine Zeile weiter ſprach er: »das glaub' ich; wenn wir allen helfen könten; dann« — — mit dem Tone auf den gedehnten Wörtern. Offenbar unrichtig! Helfen! das verlangen Klagen und Bittſchriften! das muß herausgehoben werden! Die Wiederholung: »nicht Galotti! nicht Emilia Galotti!« ging in eine ſtärkere Stimme über, mit widerlichem, grinzendem, liebelndem Lächeln; anſtatt in einem ſtärkern, tiefern Seufzer zu verſchwinden. Und das deutſche Publikum ſagte nichts! — und Emilia Galotti liegt ſeit 30 Jahren aller Welt offen da! und ein Menſch, der ſo fehlen kan, heißt Schauſpieler, und der erſte Schauſpieler! — Arme deutſche Kunſt!

Und welche Geſichter, welche Verzerrungen dieſer Prinz machte, wenn er innige, zärtliche Empfindungen ausdrücken wollte! Das ganze Geſicht wird eine Falte. Es iſt widerlich! — Er ſtand auf, und zeigte im Gehen, Stehen und Bewegen, daß es leichter iſt, einen ſteifen, ſtrotzenden Ritter oder König der Vorwelt zu machen, als einen luſtigen, beweglichen Italiener, welcher gleichwol

Mann von Welt, und Prinz iſt. Er hat ſich gar nicht in ſeiner Gewalt. Alle Augenblicke machte der gemeine, bürgerliche Haſenfuß des Luſtſpiels einen Pas zwiſchen die Schritte des Prinzen; und von Abänderung der Stimme, von Ausbildung des Tons, welcher eigentliche, in ihrer Art vollkommene, Hofleute ſehr auszeichnet, ſcheint er keinen Begrif zu haben. Kurz, er hat mir nie vollſtändiger misfallen, als in dieſem Stücke, wo mich kein Inhalt von der Aufmerkſamkeit auf den Darſteller abzog. Bei einem Schauſpiele, das man zum erſtenmale ſieht, muß man weder über den Inhalt, noch über den Vortrag urtheilen wollen. Der eine teuſcht über den andern gegenſeitig. Man denke, was vom Urtheile derer zu halten iſt, welche kein Stück zum zweitenmale ſehen!

Marinelli, dieſer abgeſchliffene, feine, glatte, anſtändige, ich möchte ſagen, würdige Böſewicht, ſollte von Herrn Schirmer geſpielt werden. Er deklamirte auch ziemlich richtig, hatte aber nicht immer den rechten Ton, ſprach hart aus, und war viel zu ſchwer, ungelenk und — deutſch.

Madame Hartwig, als Emilie, gehörte zu den beſſern Spielern, und ſuchte beſonders das naïve ihrer Rolle zu faſſen. Es fiel aber zuweilen ins kindiſche; und ihre Bewegung, faſt immer mit vorwärts gebogenen Knieen, wodurch ſie kleiner er-

ſchien, widerſprach den Regeln der Tanzkunſt, und der Erziehung eines Fräuleins. Vielleicht liegt aber auch in dem Karakter ſelbſt ein Widerſpruch; er hat mir immer am bedenklichſten geſchienen. Weislich läßt Leſſing ihr Benehmen gegen den Prinzen nicht ſehen, nur beſchreiben: »ſie hält ihn in einer Entfernung; ſie ſpricht mit ihm in einem Tone!« — Allein man verſuche einmal, Emilien, dies Mädchen, wie wir es geſehen haben, z. B. in der Szene mit Appiani, wo ſie von ihrem Putze plaudert: »huſch! huſch! bin ich wieder da!« dies Mädchen nun in entfernender Würde bei dem Prinzen zu denken, und ſpielen zu laſſen! Freilich iſt ſie »die Furchtſamſte und Entſchloſſenſte ihres Geſchlechts;« aber deſto ſchlimmer! Denn wenn ſie das iſt; wenn ſie ſelbſt den Tod ihres Geliebten nach dem erſten Sturme mit mehr Philoſophie ertragen kan, als ihr tapfrer Vater; woher dann vollends die ohne dies ſchon ſonderbare Furcht vor Verführung im Hauſe des Kanzlers? Daß Leſſing hier ein wenig geſchlafen habe, hat Vetter Asmus ſchon aus einem andern Grunde vermuthet; ich beſorge aber, daß er den ganzen Karakter Emiliens nicht beſtimmt gefaßt habe, und ſo wird ihre Darſtellerin oft entſchuldiget. Madame Hartwig iſt indeß auch im rein naïven lange nicht, was Madam Albrecht war.

Odoardo wurde von Herrn Haffner geſpielt. Er verſtand ſeine Rolle, und ſpielte ſie brav. Das ſchreckliche: »wer lacht hier? ich glaube, ich war es ſelbſt!« gelang ihm ſo gut, daß auch, ſelbſt im Himmelreiche, *) niemand lachte; und das will viel ſagen. Es war eine Todtenſtille. Daß er die erſtochene Emilie zu künſtlich legte, war gewiß nicht ſeine Schuld, ſondern Beſtellung; die Damen laſſen ſich gern liegend ſehen. —

Er war ein guter, anſehnlicher Oberſter, aber er hat nicht die herrliche, reine, tiefe und dennoch biegſame Stimme, und die ſchöne, volle, männliche Geſtalt Reineckens, mit welchem er zuweilen verglichen wird.

Madame Henke, als Claudia, war unter aller Kritik. Sie müßte durchaus bei Olimpia Wintergrün verbleiben.

Allein Madame Schmelka, als Orſina, war ohne Vergleichung die erſte Künſtlerin, die ich ſelbſt über Haffner ſtelle. Sie hatte alles ſtudiert, alles verſtanden, und ſtellte wenigſtens alles mit Wahrheit dar; nur ein paarmal ſchien mir die Schönheit zu mangeln. Die philoſophiſchen Stellen ſprach ſie paſſend, die über die Gleichgültigkeit rührend, und die leidenſchaftlichen, beſonders die ſehr ſchwere, dreimalige Wiederholung: »nicht geleſen!

*) So nennt ſich der vierte Rang der Logen.

nicht geleſen! nicht einmal geleſen!« ganz vortreflich. Ich muß mich noch einmal über die Veränderung des Leipziger Publikums wundern, und es rühmen. Bei der, für gedanken- und fühlloſe Hörer gefährlichen Stelle, wo ſie über den Zufall tiefſinnig-ſchwärmend ſagt: »ſo lachen ſie doch, Marinelli!« und er, verlegen, antwortet: »gleich, gnädige Gräfin!« entſtand nicht, wie man wol ſonſt hätte fürchten müſſen, ein tobendes Wiehern, ſondern ein kaum hörbares Lächeln über den albernen Marinelli, und ſeine freilich nicht allzubequeme Lage. Das Komiſche der Worte wurde durch das Tragiſche der Empfindungen gemäßigt, und dies ſo richtig wirken zu laſſen, machte dem Publikum Ehre.

Der Maler Conti (Herr Ruth) kam, mit ein wenig unerwartet, ganz in Seide, mit Degen und Chapeaubas. Das mag ſein; es iſt ja nicht unmöglich, daß ein Maler ein Elegant iſt. Allein ein rechter Künſtler, ein Conti, hat vielleicht mehr Künſtlerpedanterei, aber gewiß (da er denn doch mit am Hofe lebt) weniger Schulmeiſterton, als Herr Ruth, und, vor allen Dingen, mehr Feuer. Und wenn ein großer Maler auch wohl fremde Worte nicht immer recht leſen kan, ſo kan er doch ſeine eigenen richtig und leidenſchaftlich deklamiren, welches Herrn Ruths Fall ein paarmal nicht war.

Die übrigen Spieler verdienen keine Erwähnung.

Das Haus war voll, ich weiß aber nicht, ob gut unterhalten und gerührt. Das letztere iſt wenigſtens über Emilien kaum möglich, aus dem ſchon berührten Grunde der Unnöthigkeit von Emiliens Ermordung, wodurch ſie empörend, oder zum Theaterſtreiche wird. Zur Unterhaltung eines gemiſchten Publikums, das an Iffland's Milch, und an Kotzebue's Goſe gewöhnt iſt, iſt es vielleicht zu ſtark, zu philoſophiſch und gedankenreich. Aber welch' ein Mann war Leſſing, der vor dreißig Jahren Stücke ſchrieb, für welche das Publikum noch nicht reif iſt! —

Wir aßen (Richters Kaffeehaus iſt ja nicht mehr!) in Treibers Keller am Markte, der, wie ſonſt Richter, gute Muſik, aber übrigens nicht viel ähnliches hat, nicht einmal jene, gleichſam in einander gewachſene Menſchenmaſſe. Und dennoch iſt das Gedränge hier verdrießlicher; vielleicht, weil der Strom hier nicht um die Tafeln, und deren weibliche Blumen herum, ſondern, oft gehemmt, abgeſchnitten von ihnen, in einer unrühmlichen Dämmerung hinfließt, und weil es ſcheint, als wollten ſich die ſchönern und vornehmern Blumen noch gar nicht dahin verpflanzen laſſen. — —

Den

Den 2ten führte ich einige Damen in die Nikolaikirche, die, wie jede alte Schöne, nicht fertig wird, ſich zu ſchminken, und doch alt bleibt. Für mich war das neueſte und unterhaltendſte, einen jungen, nach Leipziger Art, ſehr zierlichen, ſehr geſprächigen, ſehr vielwiſſenden und ſehr klugen Küſter zu ſehen, der unbeſchreiblich dumm war. Eine von den Damen that die außerordentliche Frage: woher der Name Nikolaikirche komme? »Das gommt alles von den Erbauern,« antwortete ſchnell mit höflicher Verbeugung der zierliche Küſter. »Wer in alten Zeiten eine Girche zuerſt erbauet hat, von dem hat man ihr denn den Namen kekeben. So haben wir hier noch eine Paulinergirche, die der heilige Paulus, eine Thomasgirche, die der heilige Thomas erbauet hat; eine Gohannisgirche, vom heiligen Gohannes. Und unſere hat ein kewiſſer heiliger Nikolaus erbaut, und der Herr Birgermeiſter und Griegsrath Miller verſchenert ſie ſchon ſeit mehrern Gahren.«

Man bemerke, daß in Leipzig, wo man überhaupt ſehr ſchlecht ausſpricht, das k zu weich, und das g zu hart ausgeſprochen wird, und daß an ü, ö, eu, nicht zu denken iſt. Ei ſprach dieſer Küſter bloß, weil er ſo gar ſehr klug war, und vor ſo viel fremden Damen, der Stadt, dem Sonntage und der Kirche, wo nicht auch ſeinem Amte, Ehre

machen wollte. Denn in Kurſachſen haben viele Menſchen eine doppelte Sprache, wie die Juden; und wer die ganze Woche hindurch bei jeder »Kleinigkeet Steen und Been« geſchworen hat, lehret am Sonntage vielleicht, in dem Sanskrit der Kanzelſprache, daß ein guter Chriſt nicht »bei jeder Kleinigkeit Stein und Bein ſchweren miſſe.« — —

Sonntags in der Meſſe verſeume ich nicht gern das Mittageſſen im hôtel de Saxe. Es kan mich ordentlich beleben. Eine Menge ſchöner und prächtiger Damen, vornehme oder berühmte Männer, an langen, glänzenden Tafeln; die geſchäftigen, und meiſtens wohlgebildeten, jungen Aufwärter; der heitere, geſchmackvolle, weitläuftige Saal; der angenehme Duft des ſchmackhaften Eſſens; die ſchöne Ausſicht ins Freie; das Wohlanſtändige der ganzen Geſellſchaft, und gleichwol die Ungezwungenheit jedes einzelnen Mitgliedes; die ſehr gute Muſik, welche jedem Zuhörer nicht mehr als einen Groſchen koſtet; alles zuſammen genommen, macht einen äußerſt angenehmen Eindruck; manche zufällige Abwechſelung noch nicht gerechnet. Dort winkt mir ein Bekanter, den ich nicht vermuthete, hier winke ich einem; jezt bietet mir ein Weib auserleſenes Obſt: dann ein Jude ſeidene Tücher, oder ein hübſches Mädchen ſchöne Blumen, oder ein Knabe Sinaäpfel, oder ein Künſtler Petſchafte,

oder ein Kaufmann Siegellack. Alles lebt, alles bewegt ſich; acht bis zehn Aufwärter ſchweben mit Schüſſeln, Tellern und Weinflaſchen um die Tafeln, und nirgends Unordnung oder Verwirrung; nirgends Lerm oder Geſchrei. — — —

Von Leipzig bis Zeiz ging ich zu Fuße, und machte mit meinem Begleiter, einem Prediger, in Aulik Mittag. Hier entwickelte ſich eine beneidenswürdige Gabe meines Geſellſchafters. Es ſaß ein rechtlicher Zimmermann nicht weit von unſerm Tiſche, der nichts genoß, als Ruhe; mein Begleiter hatte keine, bis er mit jenem in einem Geſpräche war. Ich kan in einem ſolchen Falle einen Tag lang nachſinnen, und vergebens; er war gleich fertig. Er ſprach von den Gütern des Dorfes, ging von da zu den Beſitzern deſſelben über, kam auf andere Güter dieſer Beſitzer, auf deren Anverwandten, auf deren Dörfer, auf deren Lage und Nachbarſchaft; und ſo war ihm die ganze Roſenaue, das Stift Merſeburg, der Leipziger und Thüringer Kreis geöfnet. Aber freilich nicht durch Bevölkerungsliſten, oder Unterſuchungen über das Gleichgewicht im Handel zwiſchen Aulik und — Oſtindien, oder litterariſche Nachrichten über den Herrn Paſtor loci, oder Nachfragen, ob der brave Zimmermeiſter das neueſte Stück der — Horen geleſen habe? ſondern durch Ortkenntniſſe, die hierher ge-

hörten, und hier Wirkung thaten; die, mit Familienkenntniſſen verbunden, den dümmſten Adelichen einen Vereinigungspunkt und einen Geſprächsſtof geben, um welchen ſie ſehr oft die klügſten Bürgerlichen beneiden möchten; die ungemein durch die Welt helfen, und allgemein gefallen; und die hier, und bei jedem Bauer auf dem Felde, dem wir begegneten, dieſen Mann angenehm und unterhaltend machten, indeß mich niemand anſah. Ich hoffe, daß man mich verſtehen, daß man ſehen wird, daß ich eine Satire auf mich ſelbſt mache; denn warlich! recht ſehr abgeſchmackt und ungeſchickt komme ich mir in ſolchen Fällen vor, und unglücklich obenein! Es iſt wahr, in meinen jetzigen Verhältniſſen, und in einem Kreiſe, worin ſelbſt Frauenzimmer wenigſtens ſo viel Antheil an Wiſſenſchaften nehmen, als Kaufmannsweiber am Handel, oder Offiziersweiber am Kriege; da merke ich weniger, was für ein verſchrobener Buchmenſch ich bin. Allein wenn ich nun in einen andern Kreis verſetzt würde! unter Geſchäftsleute, die nur Geſchäfte, oder unter Offiziere, die gar nichts wiſſen! wie dann? Eine Wiedergeburt iſt nicht möglich, wenn man ſo lange verkehrt geweſen iſt; alſo frühe Erziehung. O! wer Menſchen zu erziehen hat, ſtumpfet doch ja nicht den Sinn für die wirkliche Welt ab! Muthet ihnen früher zu, zu wiſſen, wer die benachbar-

ten Häuſer bewohnt, als wer den Cicero de officiis geſchrieben hat, und gebt ihnen Ohrfeigen, wenn ſie euch erzählen, wieviel Erdtheile ſind, ehe ſie wiſſen, wieviel ihre Wohnſtadt Thore hat!

Mein Begleiter lebte ganz auf, und vermehrte ſeine Ort- und Menſchenkenntniſſe durch manchen ſchönen Beitrag, und durch manche Berichtigung, die er zum Theil in der nächſten Viertelſtunde auf dem Wege wieder anwendete und verarbeitete. Mir blieb nichts übrig, als ſtumm der ungemein thätigen Wirtin zuzuſehen, welche zugleich ihrer Familie kochte, uns zutrug, einem ſchreienden Kinde Kopfnüſſe, und meinem Geſellſchafter Antworten gab. Worauf arbeiten doch die guten Leute ſo emſig? frage ich mich immer bei ſolchen Gelegenheiten, und vergeſſe, mich zu fragen: worauf arbeite denn ich? Verdiene ich denn nicht eben ſo viel Mitleiden, als ich jenen weihe; und weit mehr Tadel? — — —

In Zeiz fand ich für die kurze Zeit meines Aufenthalts allerlei angenehme Unterhaltung. Vorzüglich danke ich meinem guten Glücke einige höchſt vergnügte Stunden, welche ich bei einer Dame zubrachte, die Schönheit, Geiſt, und Ausbildung in einem ſeltnen Grade vereiniget, und das alles mit dem liebenswürdigſten Witze zu würzen weiß, einem Witze,

» dem's nie an Reiz gebrach;
zu ſtechen, oder liebzukoſen,
gleich aufgelegt; doch lächelnd, wenn er ſtach,
und ohne Gift. «

Wir kamen auf die Geſellſchaft in Zeiz. Es iſt mir ſehr begreiflich, daß eine ſolche Frau wenig für ſich findet. Aber wie leicht, wie ſanft, wie ſpielend waren die Umriſſe, welche ſie mir zeichnete; wie ſchonend der Tadel, den ſie nicht umgehen konte!

Am launigſten ſcherzten wir über eine Achtzehnpfenniggeſellſchaft, welche dieſen Winter in Zeiz entſtehen ſoll. So hoch nehmlich ſoll ungefehr jedem Mitgliede eine Verſammlung zum Spiel u. ſ. w. zu ſtehen kommen, und dafür ſollen noch obenein einige Bälle mit Eſſen gegeben werden. Zeiz iſt nehmlich in dem Falle aller kleinern Städte, in welche, nach dem Geiſte der Zeit, reißender Hunger nach unaufhörlichen Geſellſchaften eingedrungen iſt. Ihn durch Beſuche und Gaſtereien zu befriedigen, ſind ſelbſt die Vornehmern nicht müßig, oder wenigſtens nicht reich genug. Überdies ſind große und öffentliche Zuſammenkünfte allenthalben Mode, und eine Stiftsſtadt will doch nicht zurück bleiben. Nun ſind aber vom höchſten Vorgeſetzten bis zum geringſten Subaltern ſo viel Stufen des Ranges, ſo viel mögliche abgeſonderte Zirkel, daß es noch

immer Mühe koſten würde, ſie nur in vier größere Zirkel unterzubringen, und dieſe würden denn doch zu klein ſein, um beſtehen zu können. Alſo macht der zu zahlloſe Adel, welcher wohl begreift, daß, bei einer Koalizion der übrigen Zirkel, er am übelſten fahren würde, hier, wie in ungleichen Fällen allenthalben, ein freundliches Geſicht bei übelm Spiele, läßt ſich zu jenen Zirkeln herab, um nicht von ihnen ausgeſchloſſen zu werden, und veranlaſſet eine Nazionalaſſemblee. Damit nun nicht ſelbſt dieſe noch immer zu klein und einſeitig bleibe, und es nicht an Subjekten fehle, über welche wenigſtens, wo nicht mit welchen, man reden und lachen könne, ſo muß der Anſchlag ſo wohlfeil als möglich gemacht werden, weil faſt die ganze Geſellſchaft in Zeiz aus beſoldeten, und folglich meiſtens armen Staatsdienern beſteht. So hängt die Sache zuſammen.

Übrigens waren wir wol beide ſo vernünftig, die andre und lobenswürdige Seite jener Sparſamkeit, und jener Vereinigung, welche noch mehr durch die aufgeklärte Denkungsart einiger edeln Adelichen, als durch das Bedürfnis betrieben wird, auch zu kennen, wenn wir uns gleich einige Minuten an dem Scherzhaften der Sache beluſtigten. Wohl dem Menſchen und dem Publikum, welchem, wie dem guten Asmus, anderthalb Zoll genug iſt! Die

kleinen Freuden ſind gewiß die ſicherſten. Allein, erſtlich: giebt eine ſolche Geſellſchaft, ſie mag nun drei Sechſer oder drei Friedrichsdor koſten, wirklich Freude? und dann wer lächelt nicht mit aller Achtung doch über Asmuſſens Petermännchen? und wer, der aus Leipzig kommt, wo man in einer Stunde Hunderte verfreuen kan, dürfte nicht vor Überraſchung lachen, daß man hier einen ganzen Abend Freude für achtzehn Pfennige ſchlecht Geld (den Friedrichsdor zu 5 Thaler, 12 bis 15 Groſchen) haben kan? —

So glänzend, wie dieſe Stunden, können nicht alle ſein, und ich ſage es nicht in Beziehung auf ſie, ſondern aus ruhiger und auch langer Beobachtung, daß mir eine größere Dürre und Unfruchtbarkeit der Unterhaltung kaum irgendwo, außer Zeiz, vorgekommen iſt. Und gerade beſonders unter den mittlern Ständen, wo ſonſt die meiſte, wahre Ausbildung herſcht. Man weiß und lieſet auch gar nichts, kaum Zeitungen! Alle Gemeinplätze des Geſprächs ſind hier verſandet, und ein Fremder kan auf keinen grünen Zweig kommen. Stadtneuigkeiten und Familiengeſchichten ſind alles, was ich von einem ſprechen hörte, der für den artigſten Geſellſchafter gilt. Muſik iſt hier und da ein Lückenbüßer; Geſang iſt etwas fremder; Spiele des Witzes kennt man kaum dem Namen nach; geſellſchaftli-

ches Schauſpiel iſt ein paarmal verſucht worden, aber vergebens: alſo Kartenſpiel! Kartenſpiel!

Die Geſchäftsleute ſind meiſtens zu überhäuft mit Schreiben, um zum Leſen und Denken Zeit zu behalten. Daher ſind ihre Begriffe eingeſchränkt und ängſtlich, ſobald ſie aus dem Zauberkreiſe ihrer Geſchäfte treten; ich habe, ſelbſt bei vorzüglichen Männern, Beiſpiele davon gefunden. Man kam einmal auf Archive zu reden, und ich behauptete gegen ein paar recht geſchätzte Arbeiter, daß man nächſtens werde müſſen die Städte in die Archive verlegen, beſonders in Kurſachſen, weil die Archive in den Städten bald nicht mehr Raum haben werden. Offenbar läge in allen Archiven zahlloſer Schofel, der nie gebraucht würde, und wenigſtens könne man das eigentlich Nützliche einer ſpannendicken Akte gewiß meiſtens auf einen Bogen bringen. Wenn nun da ein eigener Staatsdiener angeſtellt würde, Jahr aus Jahr ein, in Verbindung mit einem Korreferenten, zweckmäßige Auszüge zu machen (aus den älteſten Akten zuerſt): ſo könte man nicht allein die Archive phyſiſch vermindern, ſondern, was weit wichtiger wäre, den Gebrauch des Brauchbaren wirklich möglicher machen, und, wenn der Mann mehr als Aktenleſen verſtünde, nebenbei noch allerlei nützliche Entdeckungen für Sprache, Litteratur, Geſchichte, u. ſ. w. erwarten,

welche jetzt, so wie die Kasus selbst, ungenutzt vermoderten. — Es wirkte, wie eine Predigt gegen die Gespenster. Man leugnet sie im Hellen, und geht nicht einen Schritt in's Dunkle.

Es giebt eine kleine Gesellschaft schätzbarer Damen, welche wöchentlich einmal zusammen kommen, um sich gute, neue Schriften vorzulesen. Ich erhielt die Erlaubnis, gegenwärtig zu sein, und das Amt des Vorlesers zu verwalten. Thee und angenehme Plauderei machten mein Amt sehr kurz; aber ich finde es recht gut, daß man sich nicht ängstlich an das Lesen bindet. Freie Geselligkeit muß kein Gesetz haben, als Vergnügen und Zeitvertreib. Wenn das erreicht wird, so ist es einerlei, ob man es durch Reden, oder Lesen, oder Musik, oder durch allgemeine Spiele erreicht. Allein daß man nicht alle diese und mehrere Mittel in jeder Gesellschaft wechselsweise anwendet, besonders das Vorlesen, welches so angenehm, und sogar nützlich, wollte ich sagen, nicht bloß nützlich, sondern sogar angenehm, den armseligen Zustand mancher glänzenden Kaffeegesellschaft, u. dgl. verdecken könte: darüber möchte man sich wundern. Indeß, wenn man die meisten Gesellschaften kennt, und sich selbst nichts schenket, so läßt man das Wundern bleiben.

Strenua nos exercet inertia. *)

Die Damen klagten, daß es ihnen so sehr an Büchern, und auch an gutem Rathe darüber, fehle. Das giebt wieder einen Blick über den Zustand der Bildung und Unterhaltung in Zeiz.

In einer Stadt, worin ein Kammerkollegium, eine Stiftsregierung, ein Konsistorium, ein Amt- und Stadtrath, Besatzung, u. s. w. ist, hat sich eine Gesellschaft für eine nur mäßige Zahl von Zeitschriften und gelehrten Zeitungen nicht erhalten, oder ist vielleicht allenfalls auf einige wenige eigentliche Brodgelehrte zusammen geschmolzen. Eben so ist eine schlecht geborne Büchergesellschaft zeitig wieder verstorben. Selbst die werthlose Leihbüchersamlung, welche da war, ist eingegangen, und Zeizens berühmter Buchhändler, der seine Verlagsartikel selbst schrieb, besonders Ritter- und Pfaffenromane, soll kürzlich davon gelaufen sein. Wie ganz anders ist das in der politisch-ähnlichen Stadt Merseburg! Da hat sich eine kleine Journalgesellschaft, welche vor zwanzig Jahren ein paar Schüler gestiftet haben, so wie eine Büchergesellschaft, jede für sich, zu fast allgemeinen erhoben, woran die angesehensten Leute, und überhaupt jedermann, der etwas auf sich hält, Antheil nehmen, sogar in den umliegen-

*) Die Trägheit — macht uns viel zu schaffen!

den Gegenden. Dazu iſt neuerlich noch eine ähnliche Anſtalt in der, vor drei Jahren errichteten, »Geſellſchaft« gekommen, und dennoch beſteht neben dem allen noch ein oder gar zwei Bücherverleiher, ohne daß die Stadt beſſer bevölkert wäre. Im Gegentheile hat Merſeburg vielleicht mehr als 1000 Einwohner weniger, als Zeiz. Dieſe Vergleichung macht es in der That immer klärer, daß es in Zeiz an allerlei fehlen muß, was zu einem erträglichen geiſtigen Leben nicht bequem entbehrt werden kan, und was auch — das verſteht ſich von ſelbſt — einzelne Bewohner der Stadt genug vermiſſen.

Da ich eben die Bevölkerung erwähnte, ſo will ich gleich das Nützliche aus dem Neujahrszettel von 1796 ausziehen. Er giebt Kommunikanten, Proklamirte, Kopulirte, Getaufte und Verſtorbene an, allemal nach den Kirchen. Aber wozu unter den Kommunikanten (deren 9273 angegeben werden) die »Pazienten,« deren 107 ſind? Wozu insbeſondere die Proklamirten, (51) da bloß die Zahl der Kopulirten (43 Paar) ſtatiſtiſch-brauchbar iſt? — Und wozu nun vollends die armſelige Anmerkung: daß unter den Kopulirten »eine vornehme Hochtrauung« war? — —

Unter den Getauften werden ſorgfältig angeführt die Hochadelichen, aber nicht die Todtgebor-

nen! Überhaupt ist es schlimm, daß man in solchen Zetteln immer von Getauften lieset! Die Gebornen will man wissen; das Taufen wird sich wohl von selbst finden.

Im Jahre 1795 hat sich, wenn man die Bevölkerung zu 6800 annimmt, der 79ste Theil Menschen verheiratet. Die »Getauften« (240) verhalten sich zur Bevölkerung, wie 1 zu 28½; die Gestorbenen (319) wie 1 zu 21½. Diese Sterblichkeit in einer kleinen Stadt, welche auf einem Berge liegt, viel freie, große Plätze, und ziemlich breite Gassen, auch keine hohe Häuser hat, müßte erschrecken, wenn nicht gerade in diesem Jahre 109 Blatternkranke darunter wären; also beinahe jeder dritte Gestorbene starb an den Blattern! Wären wol bei vernünftiger Einimpfung und Behandlung von diesen Hundert und neunen Neune gestorben?

Unter den Getauften sind 119 Söhne, und 121 Töchter; auch 5 »Hochadeliche.« Unter den Verstorbenen 28 Ehemänner, (worunter, denn für den Tod hilft leider! nichts, auch ein »Hochadelicher«) 23 Eheweiber, (2 Wöchnerinnen) 14 Witwer, 32 Witwen, 10 unverheiratete Mannspersonen, 6 unverheiratete Frauenzimmer, 109 Söhne, 97 Töchter. Zwischen 70 und 95 Jahren sind 16 Personen gestorben.

Ein Drittel dieses halben Bogens, worauf diese

Nachrichten enthalten ſind, iſt mit Reimen bedruckt, wofür freilich nützlichere Angaben hingeſetzt werden könten. Wenn man aber bedenkt, daß dieſe Reime vielleicht die einzigen Verſe ſind, welche mancher Bewohner von Zeiz das ganze Jahr über mit Bedacht und con amore lieſet, ſo kan man nicht laſſen, weichherzig zu werden, und zu denken: ei nun! gleichwie du dem Ochſen, der da driſchet, das Maul nicht verbinden ſollſt, alſo ſollſt du ihm auch keine Krippe wegnehmen, wenn einige Blumen darin ſind!! — — —

Ich brachte noch einen Abend bei der Frau von E.. zu, und ſchien in einer ganz andern, reinern und geiſtigern Sfäre zu ſchweben. Welch' ein liebliches Gemiſch von Scherz und Ernſt, der ſelbſt wieder im Gewande des Scherzes auftrat! Wie ich, der ich mit den meiſten Frauenzimmern in keinen Rapport zu bringen bin, dazu kam, in jenem reizenden, aber ſchweren Tone, das fühlte ich, nicht unglücklich zu ſein, das begreife ich nicht; aber auch von Rechtswegen! Denn was war es anders, als ein Wunder der Schönheit und des Geiſtes? Nur wenn mir ein Engel in den Weg trit, wird mir der Mund geöfnet, würde ich ſagen, wenn ich in unſern unhomeriſchen Zeiten bei dieſem Gleichniſſe nicht gar zu viel verlöre. Aber es iſt gewiß, man kan alles, wenn man den Glauben hat! Ich

wollte gefallen, wollte unterhalten, und — unterhielt.

Innig vergnügt, durchträumte ich ein paar Straßen; dann blieb ich auf einem freien Platze ſtehen, ſah den Mond maleriſch durch zerriſſene Wolken glänzen, überdachte den Abend, genoß meine Fröhlichkeit, bis mich eine Auffoderung des ſo tief, ſo viel, ſo richtig auffaſſenden Richters, nach Hauſe und ins Bett jagte.

»Was hilft,« ſagt er, »was hilft uns alle dieſe Pracht in und außer uns, wenn morgen eine einzige leidenſchaftliche Erſchütterung eine Lawine von Schneeklumpen auf alles warme und blühende in uns wirft? Der April im Univerſum verdrießt mich nicht, aber der in der Menſchenbruſt!« —

Ach Gott! ja wohl! ja wohl! Wenn man ſich immer in der Stimmung erhalten könte, die eine große Freude, eine gute That, ein ſchöner Gedanke, oder ein ſchönes Auge bewirkt haben! — — — —

Den Tag darauf.

Wie gemein und alltäglich, wie gram iſt heute alles außer mir und in mir!

Um mir zu entlaufen, lief ich zu einer guten Freundin. Wir ſprachen von der hieſigen Geſellſchaft, und kamen auf das Verhältnis der Frau von E.. Es iſt das gewöhnliche der Sonne gegen Eulen. Die Eulen ſchimpfen, weil ſie die

Sonne nicht anſehen können, und die Sonne wandelt allein. — Eine kluge, verſtändige Frau, welche lieſet, aber nicht eben Romane, iſt ſchon verdächtig. Die kapitoliniſchen Gänſe recken wenigſtens die Köpfe. Hat ſie noch Witz dazu, dann laufen ſie ſchon zuſammen, und ſtehen für Eine — Gans. Denn Witz iſt abſcheulich, und wäre in Deutſchland längſt durch ein Reichsgeſetz verboten, wie der blaue Montag, wenn welcher daſelbſt anzutreffen wäre. — Allein wenn nun gar die kluge, beleſene und witzige Frau auch noch ſchön iſt, und zwar ſo ganz augenſcheinlich, daß wenigſtens gegen dieſen Vorzug mit Schmälerungen gar nicht aufzukommen iſt: Gott ſei bei uns, was für Gegacker! —

»Und was für Gegacker treibt der gute Freund!«

So? Dann will ich aufhören.

Nachtrag, den 7ten Januar, 1797.

Eben erhalte ich den Neujahrszettel von 1797. Er hat ſich weſentlich verbeſſert, ſchon deswegen verdient er, erwähnt zu werden. Nichts mehr von Hochadelichen, nichts von vornehmen Haustrauungen! Statt der Reime ſteht eine kurze proſaiſche Nachricht von Begebenheiten der Stadt, welche den Bewohnern derſelben angenehm ſein können. Zur Vergleichung mit 1795 merke ich an: daß 1796

8962 Kommunikanten, 42 Paar Proklamirte, 31 Paar Kopulirte, 219 Getaufte, und 241 Geſtorbene waren; alſo immer noch 22 mehr geſtorben. Getauft waren 94 Söhne, und 125 Töchter. Geſtorben 36 Ehemänner, 28 Eheweiber, 12 Witwer, 27 Witwen, 12 unverheiratete Mannsperſonen, diesmal aber Junggeſellen genannt, eben ſo 11 Jungfrauen, 52 Söhne, und 65 Töchter.

V.

Nachrichten aus dem Würtembergiſchen.

Aus Briefen aus Stuttgard.

Im Oktober, 1796.

Du haſt freilich Recht, mein Lieber, unzufrieden mit dem Ausbleiben meiner ſchriftlichen Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand von Würtemberg zu ſein: aber ſo ernſtlich auch der Vorſatz in mir war, meine Zuſage treu und fleißig zu erfüllen, ſo mannichfaltig und unüberwindlich waren auch die Hinderniſſe, die ſich mir bis jetzt in den Weg ſtellten. Mehr als Ein Blatt hatte ich bereits für dich geſchrieben, als die Franken gegen uns an-

rückten, und du weißt, ihr Anrücken war so schnell, daß sie vor und in unsrer Stadt waren, als manche noch in den öffentlichen Blättern den Nachrichten, wo sie jetzt wol wären, nachspürten. Sobald sie aber einmal unser Land besetzt hatten, und der Hof sie als Feinde floh, wie war es da noch möglich, dir freimüthige Urtheile und unverkleisterte Nachrichten zuzusenden, ohne Gefahr zu laufen, mich vielleicht bei allen Parteien verdächtig zu machen? Der von der Beschaffenheit und der gegenwärtigen Lage des Landes schlecht unterrichtete Feind war ohnehin sehr begierig, alle Nachrichten möglichst zu ergattern; man erbrach nach Gefallen die abgehenden und ankommenden Briefe, die hernach, erbrochen, noch erst den Weg durch Franken, als den einzig offenen Postweg, zu nehmen hatten, wo sich gerade unser Hof, und alles, was von hier geflüchtet war, aufhielt. Wie leicht konte da nicht manche, das Vergangene, und besonders die kurze Regierung, des vorigen Herzogs betreffende, Nachricht in meinen Briefen und Aufsätzen, übel verstanden, und zum Nachtheile des jetzigen Hofes gedeutet, oder gar vom Feinde zum Schaden meines lieben Vaterlandes angewandt werden? Denn mit welcher gänzlichen Unkenntnis des Landes und der Regierung, und, allem Anscheine nach, auch gänzlichem Mangel an Conduitenplan gegen Land

und Stadt, die Franzoſen herkamen, davon macht ſich ein Auswärtiger gar keine Vorſtellung.

Doch, bevor ich dir von dem Benehmen der Franzoſen mit allen den kleinern Umſtänden ſpreche, die meinem Gedächtniſſe noch ſehr lebendig vorſtehen, will ich, ſo viel es mir dieſen Augenblick, von allen Papieren hierüber entblößt, möglich iſt, ein paar Worte auf deine Fragen antworten, die dir ſo ſehr am Herzen zu liegen ſcheinen.

Du intereſſirſt dich ſo warm für die Aufhebung der hohen Karlsſchule, oder Militärakademie, wie ihr ſie häufiger zu nennen pfleget; und das warlich nicht mit Unrecht. Obgleich ich nie etwas damit zu thun gehabt, und durch ihre Aufhebung nichts eingebüßt habe, ſo bin ich doch gar ſehr einer von denjenigen, die die Aufhebung dieſer ſehr nützlichen Anſtalt bedauern, und die mancherlei Standesperſonen, und ihre Pferde, Kühe und Schweine, nicht ohne wahres Misbehagen die Wohnungen, Hör- und Spielſäle der ehemaligen rüſtigen, eifrig ſich bildenden Jugend, einnehmen ſehen. Man ſage vom Herzoge Karl, was man will, und er mag auch durch ſeine ausſchweifende Jugend, und vielleicht auch durch ſein nicht viel ſittlicheres Alter, durch ſeinen Hochmuth und Despotism, noch ſo ſehr die denkenden und beobachtenden Menſchen berechtigt haben, zu glauben, daß

von reinem, gutem Willen, alſo von echt moraliſchem Werthe, gar wenig in ihm anzutreffen war: ſo war er doch gewiß in vielen Stücken ein Mann von Einſicht, und von einer nicht gewöhnlichen Feſtigkeit des Karakters. Und gerade in nichts hat ſich dies ſo deutlich geäußert und bewährt, als in der Einrichtung und Führung der Karlsſchule, die ganz ſein Werk war, die er aus ſeiner Schatulle beſtritt, mit der Land und Stände durchaus nichts zu ſchaffen hatten, weil ſie nichts dazu beitrugen. Denn obgleich die auf Koſten des Landes fundirte Künſtlerakademie mit der hohen Karlsſchule vereinigt wurde, ſo beſtand dieſe doch großentheils nach ihrer alten Einrichtung nach wie vor, und erhielt vielmehr noch Vortheile durch dieſe Vereinigung.

Warlich! der Herzog wußte, was er mit der Schule wollte, und hat ſeine Leute zur Ausführung ſeiner Idee immer muſterhaft gewählt, und zur treuen und unabläſſigen Erfüllung ihrer Pflichten mit echter Regentenklugheit und Wachſamkeit anzuhalten gewußt. Es ſchien mir, als wenn er dabei noch ſpät im Kleinen die Regentenkunſt üben lernte, die er in ſeiner Jugend, unter den Augen des großen Friedrichs, — der aber auch wol, wie alle großen Künſtler, ein ſchlechter Lehrmeiſter geweſen ſein mag, — für ſeinen ganzen Beruf, leider! kennen und üben zu lernen vernachläſſigte.

Er wollte nicht Gelehrte, — dazu hatte sich Tübingen schon längst bewährt gezeigt, — er wollte Geschäftsmänner aller Art, und Künstler, bilden, und das hat die Karlsschule an In- und Ausländern in hohem Grade geleistet. Ich will dir hier nur die wichtigsten davon, oder vielmehr diejenigen, die sich meinem Gedächtnisse sogleich darbieten, nennen.

Unsre wichtigsten Männer in Regierungsgeschäften, die Geheimenräthe Mandelsloh und Norrmann, und der Regierungsrath von der Löhe, alle drei Mecklenburger, sind Zöglinge der hohen Karlsschule. Der Erste hat eben dadurch, daß ihn die Landstände, nicht der Herzog, als Gesandten an die französische Republik nach Paris geschickt, einen unverkennbaren, reinen Beweis der vertrauensvollen Achtung empfangen, die er verdient. Der preußische Major von Massenbach, der sich auch durch Schriften ausgezeichnet, die einen freidenkenden Mann, echten Krieger, und gelehrten Soldaten, im besten Verstande des Worts, karakterisiren; der würtembergische Obriste Müller, den seine meisterhafte Taktik berühmt gemacht; der russische Oberste Zuccato, ein genievoller Dalmazier, der sich hier treflich ausgebildet hat; der Ingenieurhauptmann und Wasserbaudirektor Dudenhofer, ein treflicher Mathematiker,

der den Schwarzwald auf eine meisterhafte Weise aufgenommen hat; der berühmte Mathematiker Pfaff, in Helmstedt; Schiller, in Jena; und der wie dieser hier eigentlich für die Medizin gebildete Kerner, jetzt französischer Legationssekretär in Hamburg, der mit seinem edlen, vortreflichen Landsmanne, Reinhard, eine Gesandtschaft bildet, die der französischen Republik wahre Ehre macht, um so mehr, da ihre deutsche Geburt kein Hindernis zu Anerkennnng ihrer Verdienste gewesen; alle diese Männer sind Zöglinge der Karlsschule. Und Künstler: die treflichen Bildhauer Danneker und Scheffauer, der eben so vortrefliche Historienmaler Heetsch, und der echt genialische Dekorationsmaler Heidelof; Koch, der vortrefliche Landschaftmaler, in welchem der Herzog Karl das Künstlertalent entdeckte, als er noch ein tiroler Hirtenbube war, und der jetzt, selbst in Rom, sehr hoch geschätzt wird; Leipold und Ketterlinus, die treflichen Kupferstecher; der talentvolle und brave Baumeister Azelt, in Anspach; Zumsteg, der liebe, genialische Singekomponist; Noe, der selbst in England als echter Künstler geschätzte Kunstgärtner, und noch viele andre Künstler mehr, verdanken der Karlsschule den doppelten Gewinn, daß sie nicht bloß geschickte mechanische Handarbeiter, sondern auch litterarisch gebildete Künstler wur-

den. Auch auf unſerm Theater erſchien manches hier gebildete Talent, zur Freude der Zuſchauer.

Und dieſe köſtliche Lehranſtalt ward plötzlich aufgehoben, als wenn ihre Exiſtenz ſo ausgemacht unnütz oder gar ſchädlich wäre, wie ſie doch ausgemacht nützlich und gut war. Männer, die den ſchwachen, bigotten Herzog, Ludwig Eugen, näher kannten, glauben nicht, daß Bigotterie allein die Urſache der Aufhebung war. Denn wenn es gleich mit ſeiner katholiſchen Bigotterie ſo weit ging, daß er einen der treflichen katholiſchen Geiſtlichen, deren Predigten von vielen aufgeklärten Proteſtanten häufiger beſucht wurden, als die Predigten mancher proteſtantiſchen Geiſtlichen, den Vorwurf machte, daß er ſchon in mehrern Predigten nichts von der heiligen Jungfrau vorgebracht, und auch zwei davon wirklich fortſchickte, ihre Stellen aber mit einfältigen Pfaffen beſetzte; wenn er gleich die beſten proteſtantiſchen Hofdiener nach und nach von ſich entfernte, und ihre Stellen mit Katholiken beſetzte; ja, wenn ſeine und ſeiner Gemalin Bigotterie auch ſo weit ging, daß man ſagen kan, der Herzog ſei eigentlich daran geſtorben, — denn eine Wunde, die ihm ein Pferd ſchlug, ward, ſtatt durch Heilmittel ſeines treflichen Wundarztes, Klein, gepflegt zu werden, von den Pfaffen mit Weihwaſſer beſprengt, und ſollte durch Segenſprechen und Meſ-

ſen heilen: — ſo war er doch ein viel zu guter und wohlthätiger Menſch, als daß er eine ſo lange beſtandene, allgemein geſchätzte Anſtalt, die ſo viele Menſchen verſorgte, ernährte und bildete, ohne genaue Unterſuchung hätte aufheben mögen. So aber ward gleich nach Antrit ſeiner Regierung bekant gemacht, daß die Zöglinge ſich darauf einzurichten hätten, nach drei Monaten die Anſtalt zu verlaſſen. Es war alſo ein vorher gefaßter Vorſatz, ehe er noch, der vorher faſt nie in Stuttgard lebte, die Anſtalt kennen konte; und ſicher war es die natürliche Folge einer allgemeinen, tief gewurzelten Unzufriedenheit mit ſeinem Bruder, die durch die Heirat mit der Gräfin von Hohenheim, ſchon hoch genug ſtieg, (daher er auch Hohenheim, die berühmte Anlage, ſeinem Bruder, dem jetztregierenden Herzoge, ſchenkte, ohne es geſehen zu haben,) und durch des Herzog Karls Aufenthalt in Paris, während der Revoluzion, aufs höchſte ſtieg. Der Herzog, der ſich mit Cüſtine zum Vortheile ſeiner Länder ſehr gut abzufinden wußte, zeigte in Paris ſelbſt den Freund der neuen Verfaſſung, trug dort die Nazionalkokarde, und war mehrmalen in ernſtlichen Unterhaltungen mit den Franzoſen. Sein Nachfolger, Ludwig Eugen, von dem man merkwürdige Briefe hat, die er ſeinem Bruder über dies Benehmen ſchrieb, faßte, in der Unzufriedenheit ſei-

nes Herzens mit dem Bruder, leicht die Meinung, daß er in der Karlsschule, die so ganz sein Werk war, Freiheitssinn und Irreligiosität begünstige, da von ihm doch wol eigentlich nur die strenge Ordnung und echt militärische Disziplin kam, die diese Anstalt auszeichnete, und bei der manchem oberflächlichen Beobachter es freilich eine ganz unerklärbare Erscheinung war, in den meisten und vorzüglichsten Gliedern der Schule einen echt republikanischen Sinn zu bemerken.

Da auch Geiz gewiß keinen Antheil an der Aufhebung der Akademie hat, denn der Herzog war einer der wohlthätigsten und freigebigsten Menschen, so kan man ohne Wagestück wohl annehmen, daß die politische Besorgnis den größten Antheil daran hatte. Auch war dieses fast das einzige Werk seines Vorgängers, dessen Zernichtung ganz in seiner Gewalt war.

Manchem kam es äußerst sonderbar vor, daß Schwab, der durch seine schöne Preisschrift über die Allgemeinheit der französischen Sprache berühmte Schriftsteller, welcher gleich beim Antritte der Regierung des Herzogs geheimer Hofrath wurde, und wirklich während seiner kurzen Regierung das Kabinet dirigirte, und der geheime Kabinetssekretär Hau, der bekante Dichter, auch ein Zögling der Karlsschule, der schon ehemals im Kabinette war,

und durch deſſen Hände alle Kabinetsgeſchäfte gingen, nichts zur Hintertreibung dieſer Aufhebung bewirkten, oder bewirken, konten. Man weiß aber wohl, wie es mit den Neuerhobenen geht, welche vorgefaßte Meinungen und gefaßte Entſchlüſſe bei ihren Regenten finden. Sie ſind im Anfange zu ſehr mit ihrer eigenen Befeſtigung beſchäftigt, und müſſen ſelbſt zu ſehr den Verdacht ſcheuen, als wären ſie Anhänger ſolcher Meinungen und Anſtalten, über die ihre Regenten bereits bei ſich abgeſprochen haben.

Noch mehr wunderte man ſich, daß der jetzige Erbprinz, der anfänglich viel um den Herzog war, und der viel auf die Akademie hielt, nichts darin über ſeinen Onkel vermochte. Mit innerm Unwillen bezeigte dieſer noch dem Intendant Seger, der zum General der neu zu errichtenden Landmiliz ernannt ward, ſein Misvergnügen über eine ſolche muthwillige Zerſtörung. Schade, daß dergleichen Anſtalten nicht ſo leicht errichtet, als zerſtört ſind! ſonſt könte man ſie leicht wieder aufleben ſehen; wiewol jetzt ihr auch wieder, mehr als damals, ökonomiſche Abſichten nachtheilig werden würden. Denn man hat ſeit kurzem ſogar einen Theil der Künſtlerakademie beſchränkt; man hat die Kupferſtecher ohne Ausnahme entlaſſen, und ihnen ihre Penſion genommen, dieſes ſelbſt auf den berühm-

ten, großen Kupferſtecher Müller ausgedehnt, ungeachtet dieſer einen lebenslangen Kontrakt vom Herzoge Karl hatte, dem er anſehnliche Anerbietungen vom Auslande, mit Sicherheit auf ſein Engagement, ſtets aufgeopfert hat. Er führt noch jetzt Klage über ein ſolches Benehmen, wiewol bisher vergeblich.

Den braven ehemaligen Galleriedirektor Harper, der auch, als Landſchaftsmaler, eine anſehnliche Beſoldung vom Herzoge Karl hatte, hat man mit einer kleinen Penſion zur Ruhe geſetzt. Seine edle Denkungsart will ihm aber nicht recht geſtatten, eine ſolche Bezahlung, für die er nichts zu thun hat, anzunehmen, und man glaubt, er wird Verzicht darauf thun, um nach ſeinem ehemaligen Aufenthalte, Berlin, zu ziehen. Übrigens iſt die Künſtlerakademie keineswegs aufgehoben; Bildhauer, Maler und Baumeiſter ſind nach wie vor angeſtellt und beſchäftiget. Der Profeſſor Danecker arbeitet an der Marmorbüſte des jetzigen Herzogs; Profeſſor Heetſch, der eben von Rom zurückgekommen iſt, wird die fürſtliche Familie, u. ſ. w. malen.

Dem Theater ſind indeß auch 10,000 Gulden entzogen worden, und leider! ſieht man an dem ganzen Verfahren, bei Einziehung und Herabſetzung der Penſionen, daß ſie, nach gewöhnlicher Hofzere-

monie, weit mehr die kleinen Penſionen und nützlichen, arbeitſamen Leute trift, als den glänzenden, in hohen Ehrenſtellen müßig lebenden Hofmann.

VI.

Horazens zweiter Brief des erſten Buchs.

An Lollius.

Während du, edeler Lollius, dich im Reden zu Rom übſt,
Las zu Präneſt' ich von neuem den Sänger des Troiſchen Krieges,
Der uns was edel iſt, was nicht, was nützlich, was unnütz,
Beſſer und faßlicher lehrt, als ein Krantor oder Chryſippus.
Doch, warum ich ſo denke, vernimm, wenn nicht andres dich abhält.
Jenes Gedicht, das uns zeigt, wie um die Liebe des Paris
Grächen mit den Barbaren in langen Krieg ſich verwickelt,
Faßt in ſich die Hitze des Volks und der thörichten Herſcher.

Abzuſchneiden die Wurzel des Kriegs iſt der Rath des Antenor.

Was nun Paris? — Zum ſicheren Thron', und zum glücklichen Leben
Sagt er, ſoll keiner ihn zwingen. Es eilt, zu ſchlichten den Hader,
Neſtor, zwiſchen dem Sohne des Peleus und dem Atriden.
Dieſen entflammet die Liebe, der Zorn ſie beid' in Gemeinſchaft:
Was auch die Herſcher nur raſen, das büßen die Völker Achaja's.
Aufruhr, Frevel und Liſt, Jähzorn und wilde Begierde
Toben im Innern zugleich von Iliums Mauern, und draußen.
Dann, was die männliche Tugend und was die Weisheit vermöge
Zeigt' er uns, aufſtellend das lehrende Bild des Ulyſſes,
Der, da er Troja bezähmt, mit Klugheit Sitten und Städte
Schaute von vielen Menſchen, und auf der Weite des Meeres
Heimkehr ſuchend für ſich und die Freunde, mancherlei Schreckniß
Duldete, unverſenkbar den widrigen Wogen des Schickſals.

Dir ſind bekant der Sirenen Geſäng' und die Becher der Circe
Die ihn, wenn er ſie trank mit den Freunden, thöricht und lüſtern,
Hätten geführt in die Macht der Bulerin: ſchändlich und ſinnlos
Hätt' er gelebt als ſchmutziger Hund, als Schwein, das den Koth liebt.
Wir ſind nur Zahl, nur geboren, der Erde Frucht zu verzehren,
Wir, die Freier Penelopen's und des Alcinous Jugend,
Die, mit des Leibes Pflege beſchäftiget, mehr als gebührte,
Rühmlich es hielt zu ſchlafen bis an die Mitte des Tags, und
Bei dem Getöne der Leier hinweg zu tanzen die Sorgen.
Daß er den Menſchen erwürg' erhebt zur Nacht ſich der Räuber;
Daß du ſelbſt dich erhalteſt, erwachſt du nicht? — Wenn, als Geſunder,
Du nicht willſt, ſo mußt du, als Waſſerſüchtiger, laufen.
Foderſt du nicht vor Tage dein Buch mit dem Lichte, und iſt nicht
Stets dir gerichtet der Geiſt auf rühmliche Ding' und Geſchäfte,

Werden Lieb' oder Neid dich, Wachenden, quälen. Warum doch
Eilſt du, dem Auge ſogleich den Splitter zu nehmen, und wenn dir's
Naget am Herzen, verſchiebſt du der Heilung Zeit in die Zukunft?
Halb ſchon gethan hat der, der beginnt. O, wag's und ſei weiſe!
Raſch an das Werk! Wer die Stunde des graden Lebens noch aufſchiebt,
Wartet, dem Bauer gleich, bis der Strom abfließe; doch dieſer
Gleitet dahin, und wird hingleiten in ewiger Kreiſung.
Geld wird geſucht, und ein Weib, im Kindergebähren geſegnet,
Und durch die Pflugſchar werden die wüſten Wälder uns urbar.
Wem, was genug iſt, ward, nicht mehreres wünſche ſich der noch.
Nicht ein Gebäud' und ein Gut, nicht Haufen Erzes und Goldes
Führen dem Herrn die Fieber hinweg aus dem ſiechenden Körper,
Nicht aus dem Geiſte die Sorgen. Geſundheit braucht der Beſitzer,
Welcher gedenket das Gut, das er ſammelte, wohl zu genießen.

Wer nur fürchtet, nur wünſcht, dem nützet Haus und Vermögen,
Was dem triefenden Aug' ein Gemälde, dem Zipperlein Bähung,
Was die Leier dem Ohr, das von vielem Schmutze verſtopft ward.
Iſt nicht rein das Geſchirr, es verſauert, was man auch eingießt.
Fliehe die Lüſte der Jugend: durch Schmerz nur erkauft man die Wolluſt.
Stets iſt der Geizige darbend; ein mäßiges ſei, was du wünſcheſt.
Magerer wird der Neid bei den fetten Gütern des andern.
Neid iſt größere Qual, als Siciliens grauſame Herſcher
Je zu erſinnen vermochten. Wer ſeines Zornes nicht Herr iſt,
Wünſchte die That oft zurück, die Eifer und Heftigkeit eingab,
Wann er mit rächendem Haſſe gewaltſame Strafen beſchleunigt.
Zorn iſt ein kurzes Raſen. Bezähme den Sinn! er gehorcht dir,
Oder er herſcht; drum bändige ja durch Zaum und Gebiß ihn!

Jugendlich beuget das Roß den gelehrigen Nacken dem Meiſter,
Gehend den Weg, wo der Reiter ihn zeigt. Das Windſpiel des Jägers,
Wenn es noch jung in dem Hofe zuvor anbellte die Hirſchhaut,
Kämpft in den Wäldern umher. Jetzt trinke die lehrenden Worte,
Jüngling, mit lauterer Bruſt, jetzt eile den Beſſern entgegen.
Lange bewahrt den Geruch, womit noch friſch es getränkt ward,
Irdnes Geſchirr. — Wofern du noch weilſt, oder muthig vorangehſt,
Weder den Trägen erwart' ich, noch ſtreb' ihm nach, der zuvoreilt.

F. A. Eſchen.

VII.

Der Frühling des Verliebten.

1) Nach dem arabiſchen Dichter Ibn Ekrumi.

Auf Knabe, friſchen Wein!
Denn unſre Gärten blühn.
Schon ſticht hervor die junge
Weiß glänzende Narziſſe,
Wie meines Mädchens Zähne,
Wenn ſie den Pfirſich anbeißt.

Ich ſah in meinem Gärtchen
Von Thau benetzt ein Veilchen.
An dich dacht' ich, mein Mädchen!
An deine blauen Augen,
Wie ſie in Thränen ſchwammen.

Wer zeigt mir eine Blume
So reizend, wie die Roſe? —
So glüh'n Rowadens Wangen,
Wenn ſie mich zur Verſöhnung
Nach einem Zwiſt der Liebe
Umarmt an ihrem Buſen.

2) Nach dem arabiſchen Dichter Abi Hagelah.

Willkommen, goldner Früling,
Im bunten Kranz voll Blumen!
Seh' ich mit meiner Lilla
Die Jungfernblumen offen,
So ſeh ich ihre Augen!
Narziſſen ſind mir Zähne!
Schesmin! zeig ihr die Farbe
Des einſamen Geliebten!
Die Farbe meiner Schönen
Umhüllt vom ſeid nen Schleier
Zeigt mir die Anemone!
Violen, naß vom Regen,
Sind wie ihr Nardusfläſchchen!
Sieh, Holde! noch die Roſe,
Sie wächſt mit ihren Waffen.
So ſchützt ſich ſelbſt die Schönheit.

VIII.

Notiz von deutschen Journalen.

1) Die Horen. Achtes Stück, 1796.

I. Theoderich, König der Ostgothen.
(Schluß.)

In der schönen Darstellung des Einzelnen den Gibbon zu übertreffen, war bei der Behandlung dieses würdigen Stofs vielleicht schwer. Indeß ist die fleißige Kunst seiner historischen Mosaik gewiß kein unerreichbar vollkommenes Urbild. Uberdem läßt ihn seine entschiedene Vorliebe für südliche Natur nordischen Werth leicht verkennen, und die durchgängige Beziehung auf den Verfall des römischen Alterthums zeigt die Gegenstände oft in einem falschen Lichte, oder doch nur von Einer Seite. — Für die vertrautere Bekantschaft mit Theoderich ist in diesem Aufsatze nur wenig gewonnen; es läßt sich auch wol nichts befriedigendes erwarten, bis die Untersuchungen angestellt sind, welche der Verfasser in einer gleich anzuführenden Stelle selbst angedeutet hat. Jedoch enthält er hie und da eine treffende, auch wol eine schwankende Bemerkung, die sich im Gibbon nicht findet; manchen merkwürdigen Zug, den er sparsam in die Anmerkungen verwies, oder mit Stillschweigen überging. Selbst alles das, was auch Gibbon hat, suchte der Verfasser sich durch eine durchaus verschiedene Anordnung zuzueignen: aber in Rücksicht auf kunstvolle Darstellung möchte er selten den Vergleich mit ihm aushalten; und wo er sich unterscheidet, ist es oft nur durch eitlen Zierat, oder durch den Mangel derjenigen Sorgfalt im Ausdruck, welche man

hier erwarten und fodern darf. Er berichtigt den Gibbon oft; freilich nicht immer mit entſcheidenden Gründen. — Wenn Gibbon Unrecht hat, von einem Vertrage des Theoderich und Odoaker zu reden, Italien mit gleicher und ungetheilter Gewalt zu beherſchen: ſo durfte der Verfaſſer die beſcheidene, auf Zeugniſſe und Gründe geſtützte, Vermutung einer Treuloſigkeit des Theoderich doch nicht unkritiſch nennen, und durch dieſen Machtſpruch, oder durch eine ſehr gewaltſame Erklärung einer Stelle, ſelbſt das nichts weniger als kritiſche Beſtreben verrathen, ſeinen Helden von allen Fehlern möglichſt zu reinigen. — Von »den durch Kaſſiodor im Namen des Königs geſchriebenen, öffentlichen Briefen,« welche der Verfaſſer mit Spittler eine unſchätzbare Urkundenſammlung nennt, ſagt Gibbon: »ſie hätten unbedingtern Glauben gefunden, als ſie verdienen dürften. Sie ſtellten mehr die Formen, als das Weſen der Regierung dar; und vergebens würden wir unter der Deklamazion und Gelehrſamkeit des Sophiſten, den Wünſchen des römiſchen Senators, den gebräuchlichen Redensarten des Amts, und den unbeſtimmten Verſicherungen, aus denen an jedem Hofe und bei jeder Gelegenheit die Sprache vorſichtiger Miniſter zuſammengeſetzt iſt, nach den echten und eigenthümlichen Geſinnungen des Barbaren ſuchen.« — Dagegen der Verfaſſer: »Gibbon's Tadel heißt ſo viel wie nichts geſagt; denn in ſo fern ein Regent zur wirklichen Ausführung ſeiner Verordnungen wirken kan, iſt auch Theoderich's Einwirkung in ihr beſchrieben. Eine umſtändliche Schilderung Italiens unter dem neuen König würde auch deshalb hier nicht am rechten Orte ſein, weil ſelbſt in der beſten Ausgabe von Kaſſiodors Werken, durch Garet, der Kritik wenig vorgearbeitet iſt, und man ſich nothwendig in ihre Unterſuchungen einlaſſen müßte, wenn man ein ſolches Gemälde entwerfen wollte.« — Nur zwei Stellen zur Vergleichung. — Beim Verfaſſer heißt es Seite 11: »Alle Pracht, allen Nachdruck

der Sprache wandte er auf, um mit Anaſtaſius im Frieden verharren zu können; es wäre nicht gut, äußerte er, wenn Länder Kriege gegen einander führen ſollten, die einſt unter Einem Beherſcher glücklich waren: aber ſeine Plane waren zu umfaſſend für den griechiſchen Hof, der Veranlaſſungen zu mancherlei, als daß ſein Wunſch erfüllt werden konte. An der daciſchen Grenze kam es zum Kriege, in welchem Theoderich der Beſchützer eines Nachkommen von Attila wurde. Die Niederlage des griechiſchen Heers war ein Triumf für die gothiſche Tapferkeit: aber daß die Leichname auf dem Schlachtfelde nicht beraubt wurden, weil der Anführer nicht das Zeichen zum Plündern gegeben hatte, zeigte, mit welcher Kraft Theoderich ſeine ſtrenge Ordnung durchzuführen gewußt.« — Beim Gibbon: »Seine Sprache gegen den morgenländiſchen Thron war ehrfurchtvoll und zweideutig; in prächtigen Ausdrücken feierte er die Eintracht der beiden Republiken, pries ſeine eigene Herrſchaft als das vollkommenſte Ebenbild eines einzigen und ungetheilten Reichs, und foderte denſelben Vorrang über die Könige der Erde, welchen er der Perſon, oder dem Stande des Anaſtaſius beſcheiden einräumte.« — »Die Größe eines Dieners, welcher treulos genannt ward, weil er glücklich war, weckte die Eiferſucht des Kaiſers Anaſtaſius. Da entbrante ein Krieg an der daciſchen Grenze, durch den Schutz, welchen der gothiſche König, nach dem Wechſel der menſchlichen Dinge, einem Abkömmlinge Attila's bewilligt hatte.« — »In den Gefilden von Margus wurde die morgenländiſche Macht durch die geringere der Gothen und Hunnen geſchlagen; die Blüte und ſelbſt die Hofnung der römiſchen Heere wurde unwiederbringlich zerſtört; und ſo ſtrenge war die Ordnung, welche Theoderich ſeinen ſiegreichen Schaaren eingeflößet hatte, daß, weil ihr Führer kein Zeichen zum Plündern gegeben, die reiche Beute des Feindes unberührt zu ihren Füßen lag.« —

Die Reue und den Tod Theoderich's beschreibt der Verfasser folgendermaßen: »Unglücklicher, als beide, (Symmachus und Boethius) war Theoderich; die Schatten seiner Freunde verfolgten ihn, wohin er ging, und zerrütteten seine Fantasie. Bei einem Abendessen erblickte er auf der Tafel den Kopf eines großen Fisches, welcher den Rachen aufgesperrt hatte. So drohend, glaubte er, müsse das Haupt des alten Symmachus, die Zähne in die untern Lippen gedrückt, ihn ansehen. Er sprang auf von der Tafel, seine Glieder zitterten; er stürzte sich in seine Kammer, und befahl, daß eine Last von Decken über ihn auf das Bett geworfen werden sollte. So fand ihn sein Arzt, welchem er mit Thränen seine Grausamkeit gegen Boethius und Symmachus gestand; drei Tage nachher starb er. Daß ein solches Leben sich so endigen mußte!« — Bei Gibbon: »Der Menschenfreund wird geneigt sein, jede Sage zu befördern, welche die Gerichtbarkeit des Gewissens und die Reue der Könige bezeugt: und dem Forscher ist es nicht unbekant, daß die furchtbarsten Gespenster zuweilen durch die Stärke einer verwirrten Einbildung, und durch die Schwäche eines zerrütteten Körpers erzeugt werden. Nach einem tugendhaften und ruhmvollen Leben stieg Theoderich nun mit Schuld und Schande zum Grabe hinab: seine Seele ward gedemütigt durch die Vergleichung mit dem Vergangenen, und durch die unsichtbaren Schrecken der Zukunft mit Recht geängstigt. Eines Abends, wie erzählt wird, als der Kopf von einem großen Fische auf die königliche Tafel aufgetragen ward, rief er plötzlich aus: er erblicke die zornige Geberde des Symmachus, seine Wut und Rache funkelnden Augen, und seinen mit langen scharfen Zähnen bewafneten Mund, der ihn zu verschlingen drohe. Der Monarch zog sich augenblicklich in seine Kammer zurück, und wie er, zitternd vor Fieberfrost, unter einer Last von Betten da lag, drückte er seinem Arzte, Elpidius, in gebrochenen Lauten seine tiefe Reue aus, über

die Ermordung des Boethius und Symmachus. Seine Krankheit nahm zu, und nach einer Dysenterie, welche drei Tage dauerte, gab er im Schlosse zu Ravenna seinen Geist auf, im drei und dreißigsten, oder wenn wir von dem Einfalle in Italien an rechnen, im sieben und dreißigsten Jahre seiner Regierung. Als er sein sich annäherndes Ende fühlte, theilte er seine Schätze und Länder zwischen seinen zwei Enkeln, und bestimmte die Rhone als ihre gemeinschaftliche Grenze.« —

II. Elegien, aus dem Englischen des J. Scott.

Gewöhnliche descriptive poetry.

III. Briefe auf einer Reise nach dem Gotthard.

Zur Karakteristik der einfach schönen Schreibart, welche treue Bestimmtheit mit jugendlicher Wärme vereinigt, nur ein einziges, etwas längeres Beispiel: »Leukerbad, am Fuße des Gemmiberges. — Ich bin an die Thüre getreten; ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehn, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel, und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschlüchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken, und, von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnee's niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermutet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken, und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald wieder einzelne Theile davon, als Gespenster, sehen lassen, geben dem Zustande ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die

Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas fremdes, überirdisches anzusehn gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Strichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbei gezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. — Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.« — »Wie in jedem Menschen, auch selbst dem Gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist, und er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdet eben dasselbe erzählend wiederholt, und dadurch einen Schatz für sein ganzes Leben gefunden hat: so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen hat, und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürze, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern, und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kan.« —

Erst gegen das Ende dieser Briefe scheint der Reisende für häufigere, eigene Betrachtungen, für Erzählungen von Menschen, und Bemerkungen über sie, Muße und Raum zu gewinnen. Doch bleibt auch da die Beschreibung der Natur Hauptsache. Diese Beschreibung besteht aber nicht bloß aus abgerissenen Ansichten und todten Studien: sie ist ein sanft fortgleitendes, lebendiges und bewegliches Gemälde alles dessen, was der Wanderer sah und lieb gewann. Wenn man von jedem, der eine Reisebeschreibung, die keinen wissenschaftlichen oder andern ernsthaften Zweck hat, sondern zur Unterhaltung be-

ſtimmt iſt, öffentlich bekant macht, fodern darf, daß er, was ſonſt nur unzuſammenhangendes Stückwerk bleiben muß, durch den herſchenden Ton einer eigenthümlichen Empfindung oder Laune zu einem Ganzen bilde: ſo könte es ſcheinen, als fehle dieſen Briefen gerade das, was ihnen allein Haltung und Einheit geben könne. Aber auch nur denen könte es ſo ſcheinen, welche nichts wahrnehmen, als was ihnen mit Geräuſch entgegen ſpringt. Die feinern Eigenheiten eines ſelbſtändigen, geiſtigen Weſens ſind nicht ſo leicht vernehmlich und laut, als ein lebhaftes Gefühl, eine beſtimmte Laune. Daher müſſen dieſe Briefe auch beim zweiten Leſen mehr Vergnügen gewähren, als beim erſten. Eben der durchgängig in ihnen herſchende, liebenswürdige Ernſt, der die merkwürdigen Gegenſtände ſo gern, nicht wie ſie einer vorübergehenden Stimmung erſcheinen, ſondern wie ſie ſind, ſo rein und klar, wie möglich, darſtellen möchte, giebt ihnen ein gemeinſchaftliches Gepräge, und beweiſet, daß ſie aus Einem Geiſte entſprungen. Dieſer Ernſt verräth ſich in den häufigen Klagen über die Unzulänglichkeit und Schwierigkeit aller Beſchreibungen. Seite 47: »Meine Beſchreibung fängt an, unordentlich und ängſtlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menſchen, einen, der's ſähe, und einen, der's beſchriebe.« — S. 48: »Es iſt immer eine Reſoluzion, als wie wenn man in's kalte Waſſer ſoll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu ſchreiben.« — S. 53: Was ſoll ich ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemaſſen vorerzählen, die ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen?« — (S. S. 58. 65.) Er verräth ſich ferner durch das, bei dieſer dichteriſchen Darſtellung merkwürdige, wiederholte Berufen auf die Landkarte, (S. 29. 30. 61.) und ſelbſt durch die auffallende Kürze der Perioden. Überall ſind Spuren, daß den Briefſteller nicht ſowohl das Angeſchaute, als das Anſchauen, und die Vollkommenheit der Anſchauung

interessirt. In folgender Stelle aber ist der Künstler ganz unverkennbar. S. 40: »Und immer wieder zog die Reihe der Eisgebirge das Auge und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend, und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was für schwarze Felsrükken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen, von dem See auf, vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure und undurchdringliche Vorhöfe bilden! Wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig da liegen, man giebt da gern jeden Anspruch an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kan.« — In der zarten Beschreibung, S. 45. 46: »Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosfäre gekämmet würden;« glaubt man einen Landschaftsmaler zu hören, der aber auch das, was sich nicht malen läßt, in der Natur liebt, und der auch reden kan. In der Vergleichung, S. 43: »Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen, und sie an ihren Blicken zu vergolden;« glaubt man einen kühnen Dichter reden zu hören: und die feste und bestimmte Zeichnung des katholischen Paters in wenigen und hingeworfenen, aber sichern Zügen, verräth einen geübten Darsteller der menschlichen Natur. — Wo der Wanderer beschreibt oder erzählt, scheint er ein Künstler, wo er aber eigene Empfindungen äußert, nur ein froher und offener Mensch; von einer Gesundheit des Geistes und des Gefühls, die sich bei Künstlern wol selten finden mag. Zum Beispiel S. 39: »Es sind keine Worte für die Größe und Schönheit dieses Anblicks; man ist sich im Augenblicke selbst kaum bewußt, daß man sieht,

man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekanten Städte und Orte zurück, und freut sich in einer taumelnden Erkenntnis, daß das oben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.« — S. 57: »Wir kletterten daran herum, setzten uns dabei nieder, und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können.« — S. 66: »Bei allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen, und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können, u. s. w.« — (S. auch S. 76. und S. 90.) Merkwürdig ist es, wie dieser Wanderer sich allenthalben gleichsam häuslich niederläßt, und jedes Obdach, jede Hütte durch sein schönes Gefühl zu einer freundlichen Heimat beseelt und erhöht.

IV. Gemil und Zoe, neugriechisches Sittengemälde.

Neuntes bis elftes Stück.

Jetzt scheint für die stets wechselnden, und oft von ihrer Bahn abweichenden, Horen die Periode der Übersetzungen gekommen zu sein. Außer drei beträchtlichen Fortsetzungen vom Cellini enthalten diese Stücke: Zwei große Gedichte aus dem Theokrit, von einer unverkennbaren Meisterhand; zwei Elegien des Properz, deren eine sich mehr Freiheit erlaubt, »als mit guten und schönen Sitten verträglich ist,« und sogar eine Erzählung aus dem Dekameron des Boccaz. Da der Auszug aus Benvenuto's Leben jetzt erst ungefehr bis auf zwei Drittheile des Originals gekommen ist: so hat der Leser, wenn der Auszug verhältnismäßig fortschreitet, noch manche Fortsetzung von einer schönen Länge zu hoffen. Die Verdeutschung des, in so vieler Rücksicht lehrreichen und unterhaltenden Originals, konte gewiß in keine bessere Hände fallen.

Aber wie zuverſichtlich muß nicht der Herausgeber darauf rechnen, daß das Publikum ſich alles gefallen läßt, um ein überſetztes Werk von ſolcher Länge in eine Monatſchrift von dem Plane der Horen zerſtückeln zu dürfen? — Von dieſer Vernachläſſigung, womit glänzend begonnene Unternehmungen, denen man nicht gewachſen iſt, gewöhnlich endigen, enthalten die letztern Stücke der Horen, durch die Aufnahme ſo manchgs äußerſt unbedeutenden oder durchaus ſchlechten Beitrages, vorzüglich viele Beweiſe. Weder die Beſchreibung von dem Kabinette, in welchem die Prinzeſſin Altieri auf einer Tigerhaut zu ſitzen pflegt, (Nr. 3. des 9ten Stücks) noch die Reiſe von Grottaferrata, u. ſ. w. (im 10ten Stück) haben auch nur eine Spur von der anziehenden und liberalen Form, die man bei einem ſolchen Stoffe hier erwarten durfte. In Theon an Theano (Nr. 1. des 10ten Stücks) ſind nur einige wenige Stellen auf eine unterhaltende Weiſe ſchlecht. Noch nie haben wol Bürger und Schiller in ihrer ganzen entgegengeſetzten Eigenheit ſo nahe und ſo dicht neben einander geſtanden, als in folgenden beiden Verſen:

»Des Kampfes ſatt, des langen Haders müde,
Schließt mit dem Triebe der Gedanke Friede ꝛc.«

Der bedeutendſte und anziehendſte Aufſatz unter allen originaldeutſchen, die ſeit geraumer Zeit in den Horen geſtanden haben, iſt wol Agnes von Lilien. Es wäre voreilig, vor der Vollendung ein Urtheil zu fällen. Vielleicht kan die weitere Ausführung manches, was bei dem hohen Werthe des übrigen befremdet, erklären und rechtfertigen. Dahin gehören die nicht ſelten gewaltſamen Übergänge, auch in dem Geſpräche des Fremden und des Geiſtlichen, hie und da ein üppiger, oder gar ein ſchielender Ausdruck. Auffallend ſind auch Agneſens analyſirende Betrachtungen über ihre Krankheit, über das erſte Empfinden ihrer vollen Weiblichkeit, (S. 30.) und ihr vorzügliches Intereſſe für

die Kenntnis von der politischen Welt, (S. 66.) während sie den Freund, dem sie sich bestimmt wußte, an einem Orte zu vergessen scheint, wo alles an ihn erinnert. Von den beiden Gedichten (Nr. 5. und 6. im 11ten Stücke) ist das erste durchaus frostig, noch unterm Gefrierpunkte; das andre unklar.

Zwölftes Stück.

I. Reise von Grottaferrata nach dem fucinischen See und Monte-Cassino; im Oktober, 1794. (Fortsetzung.)

II. Der Pilger.

III. Agnes von Lilien.

Leider hat sich in dieser Fortsetzung die liebliche Agnes dem Mittelmäßigen, ja mit unter dem Gemeinen genähert. — Einzelne Unschicklichkeiten und Nachlässigkeiten in der Anlage und im Ausdrucke haben wir auch im ersten Stücke bemerkt, und schon oben berührt. Hier sind sie so häufig, daß wir uns aufs Einzelne nicht einlassen können. Die Entwickelung der Karaktere, die bei ihrer ersten Erscheinung Interesse erregten, steht still; oder vielmehr, die gut angelegten Umrisse sind durch eine Menge kleinlicher und unzusammenhangender Züge wieder verwirrt und verwischt. Die interessanten Situazionen und leidenschaftlichen Momente sind ohne Maaß und Ziel verschwendet, und nie mit echtem Künstlergeiste genutzt. Dagegen wird die Neugier sehr beschäftigt: aber freilich ist dies so sehr Hauptsache, daß diese Triebfeder bei Lesern, die höhere Foderungen und Bedürfnisse haben zuletzt die Spannkraft beinahe verliert. Die Nachbildung eines bekanten Vorbildes stört hier den Leser, statt ihn zu erfreuen: denn sie zeigt sich nicht mehr in schöner Freiheit, sondern in der schwachen, leidenden Kopie bestimmter Gestalten. Demunge-

achtet iſt noch immer viel Verſtändiges und Anziehendes in dieſer Erzählung, aber bei der zuerſt erregten Erwartung kan man, um gerecht zu ſein, ſie nur mit ſich ſelbſt vergleichen.

IV. Über Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

(Aus einem Briefe an den Herausgeber der Horen.)

Es finden ſich hier, beſonders unter den Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Perſonen, einige ſehr feine, die einen echten Kunſtfreund verrathen, und weitere Entwickelung verdienen. Für eine Beurtheilung wäre allerdings vieles zu oberflächlich und unreif, und wir wünſchten nicht, daß man glaubte, wie man doch das Ende misverſtehen könte, jenſeit dieſes Briefs ſei im Meiſter alles unergründlich, tief und ewig geheim. Die anziehende Unbefangenheit des Aufſatzes, ohne den geringſten ſtörenden Seitenblick auf Autor und Publikum, muß dafür ſchadlos halten, daß er durch einige pedantiſche Ausdrücke, und durch die Linneiſirende Zerlegung des lebendigen Ganzen, für einen Brief zu ſchwerfällig iſt.

Die in dieſem Jahre zu den Mitarbeitern der Horen neu hinzugekommenen Schriftſteller ſind: v. Knebel, Gerber, Reinwald, Horrer, Koſegarten, Bürde, Halem, Fr. Brun und Boje.

Die Überſetzungen in dieſem Jahrgange betragen, wenn man den Theoderich, um billig zu ſein, zur Hälfte auch für eine Überſetzung rechnet, welche durch den gewöhnlichen Kunſtgrif, den Autor, der im Texte geplündert wird, in den Noten herabzuwürdigen, nur ſchlecht maskirt iſt, ungefehr anderthalb Alfabet und zwei Bogen, alſo beinahe die Hälfte des Ganzen. Man hat vortrefliche, mittelgute und auch ſchlechte Originale aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen, Italieniſchen, Lateiniſchen und dem Griechiſchen vortreflich, auch mittelmäßig und auch ſchlecht überſetzt.

2) Der Genius der Zeit.

(November und Dezember, 1796.)

In beiden Stücken trift man mannichfaltige Unterhaltung und Belehrung an. Die Aufsätze im November über Schriftstellerkarriere und über die Geringschätzung, welcher Gelehrte und Schriftsteller an dem Orte ihres Aufenthalts ausgesetzt sind, scheinen zu trivial zu sein. Mit mehr Nutzen und Vergnügen wird man den Auszug aus Labillardiere Reisen und die Gedichte von Kuhn lesen, die sich durch Simplicität des Ausdrucks und Wahrheit der Ideen sehr auszeichnen. Im Dezember lieset man nach einer Elegie des Herrn Herausgebers, Gedanken über die Xenien im Schillerschen Musenalmanach. Es ist über die niedrige und unsittliche Denkart, welche in vielen dieser Distichen herscht, nur Eine öffentliche Stimme in Deutschland. Herr v. H. verkennt das poetische Talent des Herrn Rath Schillers und des Herrn Geheimen Rath von Göthe, welche die meisten Beiträge geliefert haben, nicht, »aber (S. 434) daß sie untreu ihrem hohen Berufe durch Rachsucht, durch Plumpheit, durch Plattheit, durch Persönlichkeit, durch Armseligkeiten, wohl gar durch Schadenfreude ihre Muse schänden konnten, das wirft den Trauerflor über den Genius der Zeit.« ꝛc. Er erklärt S. 435 »diesen Musenalmanach wegen seiner Anspielungen und persönlichen Beleidigungen solcher Männer, welche allgemeine Achtung verdienen, für ein Pasquill, das, nach Bahrdt mit der eisernen Stirn, das schändlichste in der deutschen Litteratur ist; das besonders unerschöpflich ist, in Personalitäten gegen den Herausgeber des Journals Deutschland, der sich freilich der undankbaren Arbeit unterzog, den Prüden oder précieuses ridicules die Larve abzuziehen.« Mit Recht bedauert Herr v. H. daß insonderheit Göthe zu früh verdorben, und aus Stolz gegründeten Kritiken gegen ihn nie Gehör gege-

gegeben. »Er würde dann (S. 436) sorgsamer gesucht haben, den regelmäßigen Weg der schönen Künste einzuschlagen, und die Ehrerbietung für Sittlichkeit nie aus den Augen zu setzen, nicht so oft wie jetzt mit dem Publikum seinen Spaß zu treiben, und so seinen Muthwillen nicht zu der Höhe der Immoralität, Inurbanität und Geschmacklosigkeit steigen zu lassen, die im Schillerschen Musenalmanach herscht.

Rezensent, der eine von dem Herausgeber von Deutschland verschiedene Person ist, findet in diesem Urtheile des Herrn von H. nur das allgemeine Urtheil aller Menschen, welche Moralität noch einigermaßen schätzen, und wenn Herr Schiller und Herr v. Göthe wirklich die Verfasser jenes Schandlibelles sind, so muß er sie in der That bedauern, daß sie sich eine so allgemeine Verachtung zugezogen haben. Doch, wer sich zu so etwas verstehen kan, lernt auch wol über Verachtung lachen, und Herr Claudius mag vielleicht die Gesinnung und die Verhältnisse dieser Freunde am besten getroffen haben, wenn er sie sagen läßt:

Der Widder.

»Ich Widder, der sentimentale,
Esse mein Futter an der Saale.
Ich mache so Drama und Gedicht;
Und meine Hörner gehören mir fast nicht.

Der Stier.

Ich, der reale Stier an der Ilm,
Bin viel ein ärgerer Schelm.
Meine Hörner und Knochen sind voll,
Und ich befinde mich recht wohl.« *)

*) Man sehe die Kleinigkeiten, welche mit der Urianasnachricht von der neuen Aufklärung in Hamburg bei Perthes auf ein paar Bogen herausgekommen sind, und einige und zwanzig spaß- und ernsthafte Gedichtlein gegen die allen anstinkenden Xenien ent-

4) »Über das Ziel, wonach die Vernunft dem Menschen vorzüglich zu streben befiehlt.« An eine Freundin. Ein Aufsatz, in welchem die Grundsätze der Kantischen Moral und Religionslehre kurz und populär vorgetragen werden. Der Verfasser ist J. P. A. Leisler. — 5) »Die Kugel, die Seule und der Heudiemen, oder über das Fundament des pro und contra;« von G. Suhr. In Anwendung auf das, wozu es der Verfasser gebraucht, recht gut und wahr. Unter mehreren Aufsätzen sind vorzüglich noch interessant. 12) »Auszug aus einem Briefe aus Paris,« und 13) »Zwei Worte über die Vendee, bei Gelegenheit des Angrifs auf das Leben des Generals Hoche.«

3) Berlinische Monatschrift.

(Oktober und November, 1796.)

Die Beobachtungen über Taubstumme, von Herrn Eschke, laufen durch beide Stücke fort. Fourcroy's Lobrede auf Lavoisier, übersetzt von Davidson, nimmt eine würdige Stelle im Oktoberstücke ein; so wie Herr Kant ebendaselbst die Bedenklichkeiten, welche Herr Reimarus (im Auguststücke) gegen ein mathematisches Beispiel vorgebracht hatte, hebt. Ein Aufsatz von Herrn Bendavid, betitelt: »Und er soll dein Herr sein!« sucht zu zeigen, daß der Sinn der Worte Mosis dem Manne keine Obergewalt über das Weib er-

halten, von denen ein naiver Mann gar treffend sagt: sie hätten das mit den Wanzen gemein, daß sie mehr stänken, als stächen. Die beiden hier angeführten Gedichte, die »Auch ein litterarischer Thierkreis« überschrieben sind, verdienten wohl, noch einmal abgedruckt zu werden, da sie so ganz in der glücklich treffenden Manier des alten Wandsbecker boten gedichtet sind. Das längere Gedicht haben bereits politische Zeitungen bekannter machen helfen, uneingedenk, daß es, als eine Satire auf die braven, Aufklärung liebenden und befördernden, Dänen, die Nichtbetrachtung verdiente, die ihm sein geringes poetisches Verdienst billig zusichern sollte.

A. d. H.

theile. Er kommentirt die Stelle so: »Zum Weibe sprach er, ich will deine Schmerzen und die Leiden deiner Schwangerschaft viel sein lassen; mit Schmerzen wirst du Kinder gebähren, dennoch zu deinem Manne Begierde haben, und dadurch von ihm beherscht werden.« Dieser Sinn scheint dem Rezensenten durch rabbinische Subtilität bloß erkünstelt zu sein.

Im November zeichnen sich vorzüglich drei Aufsätze aus: 1) »Über Nordamerika.« Auszug eines Schreibens vom Dr. Bollmann aus Philadelphia, vom 20sten Junius 1796. Der Verfasser ist der bekante Mann, welcher zu la Fayette's Befreiung aus Olmütz Veranstaltungen traf, und einen Versuch dazu machte, der aber nicht gelang. Der Brief selbst ist sehr lesenswerth. Seine Bemerkungen sind neu, interessant, fein, und dabei sehr gut ausgedrückt. Rezensent kan sich nicht enthalten, eine Stelle, welche eine allgemeine Reflexion enthält, auszuheben: (S. 462.) »Man fühlt sich in Europa zuweilen geneigt, an dem allmählichen Fortschreiten der Menschheit, im Ganzen, zu größerer Vollkommenheit zu zweifeln. Wenn man bedenkt, was Amerika unter den gegebenen Umständen in 200 Jahren nothwendig werden muß, so kan man nicht umhin, diesen schönen Gedanken mit vergnügter Zuversicht wieder zu beherbergen. Das geistige Betrachten der Zukunft ist wirklich hier seelenerhebend, in Europa oft melankolisch niederdrückend. — Aber Sie haben Eins in Europa, was hier fehlt; nur eine Kleinigkeit: die aufgehäufte Arbeit von Jahrhunderten. Wir fühlen das zu Hause nicht; aber denken Sie nach, es sagt viel. Wassergräben, Dämme, Brücken, ꝛc. alles das ist schon lange da gewesen, daran haben Vater und Großvater gearbeitet; diese Dinge haben etwas Festes und Gesetztes; sie tragen die Physiognomie ihres Alters. Hier ist alles, wie von gestern. — — Darum ist in Europa ein Sachenreichthum, eine Menge von Möbeln, Geräthschaften aller Art;

Gärten, Feſtungen, Thürme, Gemäuer, Ruinen ſelbſt, rufen in Ihr Gedächtnis eine Vorwelt und deren Geſchichte zurück. Und nun vollends dieſe Denkmale der Wiſſenſchaften und Künſte, Bibliotheken, Alterthümer aller Art, Statüen, Gemäldeſammlungen, u. ſ. w.« — 2) »Das Glück der Ehe.« An einen Hageſtolzen. Ein ſchönes und naïves Gedicht, von F. W. A. Schmidt. — 3) »Ein ſchwarzer Flecken weniger im menſchlichen Herzen,« von Herrn Hofrath Tiedemann. Herr T. ſucht in dieſem Aufſatze die Bemerkung des Menſchenkenners, Rochefoucault, »daß wir an den Widerwärtigkeiten unſrer beſten Freunde immer etwas finden, das uns nicht misfällt,« aus einem Etwas in der menſchlichen Natur zu erklären, das nicht ſo ſchlimm iſt, als der gewöhnliche Grund, den man davon angiebt. Es ſcheint nehmlich anfänglich, als ob von dieſer nicht zu verleugnenden Erſcheinung entweder ein natürliches Wohlgefallen am Unglücke ſelbſt, als ſolchem, der Grund ſein müſſe, oder eine natürliche, nicht auszurottende Feindſchaft der Menſchen gegen andere, oder daß die Eigenliebe dieſen Kitzel hervorbringe, wornach der Menſch ſo ſehr ſein eigner Freund iſt, daß ihn jede Widerwärtigkeit vergnügt, die ihn nicht trift. Herr T. zeigt nun, daß der Grund davon auch der ſein könne: daß in dem Unglücke des Freundes der echte Freund eine Gelegenheit entdeckt, dem Unglücklichen ſeine wahre Freundſchaft zu beweiſen, und daß alſo dieſe Freude aus der Vorſtellung der Gelegenheit entſpringt, die der Freund in dem Unglücke ſeines Freundes anſchaut, ihm zu dienen. Ferner daher: daß Noth und Unglück die Verbindung noch enger ſchließt; daß dieſes Ereignis Gelegenheit verſchafft, die erkaltete Freundſchaft wieder zu erneuern.« ꝛc. Ungeachtet nun alles, was Herr T. hierüber ſagt, recht angenehm zu leſen iſt, ſo muß doch der Rezenſent geſtehen, daß er ſämtliche Tiedemanniſche Erklärungen gezwungen findet, da hingegen die Eigenliebe ein ſehr natürliches Prinzip dieſes Phäno-

mens zu sein scheint. — Mehr als zwei Bogen voll Proben alter vaterländischer Dichtkunst, die sich auch in diesem Stücke befinden, werden den deutschen Litteratoren willkommen sein. —

4) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.

November. 1) »Übersicht der neuesten politischen Begebenheiten, am Anfange des Oktobers, 1796.« Jourdan wird hier offenbar mehr entschuldigt, als er es für den gewiß schlecht geführten Feldzug in Franken verdient, und der gänzliche Mangel an Disziplin bei seiner Armee nicht genugsam gerügt. — 2) »Der zweite Wettstreit aus Klopstocks grammatischen Gesprächen.« (Beschluß) Besteht größtentheils in meisterhaften Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, bei denen indeß der Dichter selbst gesteht, daß es ihm vorzüglich um die möglichste Kürze bei seiner Uebersetzung zu thun ist. — 3) »Betrachtungen über die neuesten Begebenheiten, in Rücksicht auf die schönen Künste, besonders über das Schicksal Italiens; von Fr. Rambach.« Jeder Leser, der es weiß, oder noch zu fühlen vermag, welch einen hohen und süßen Lebensgenuß der gebildete, kunstsinnige Mensch sich, durch einen Aufenthalt in Italien, für sein ganzes übriges Leben bereitet, wird Herrn Rambach gewiß beipflichten. — 4) »Kleine Bemerkungen auf einer Reise durch Bourgogne und Champagne nach Paris; gesammelt von H. Zschokke.« Sind, wie der Titel lehrt, kleine Bemerkungen. — 5) »Die guten Träumer, ein Gedicht; von Klinkhard.« — 6) »Neue Modeartikel.« Eine modische Dame; ein illuminirtes Kupfer.

Dezember. 1) »Übersicht der neuesten Staatsbegebenheiten.«. Erhält sich ganz in ihrem Werthe. — 2) »Der Brocken.« Eine etwas kleinliche Beschreibung, die sich minder gut lieset. — 3)

»Solm, eine Erzählung;« (Fortsetzung) — 4) »Schreiben an einen lieben Freund in Afrika. Ein Beitrag zur Sittengeschichte über die Juden jetziger Zeit.« Wenig karakteristisches, aber desto gemeinnütziger. — 5) »Gnade des Himmels, die niemanden zum Beispiele dienen soll.« Eine feine, witzige Kleinigkeit. — 6) »Drei Fabeln von Benkowitz.« — 7) »Der Cyklope,« Theokrits elfte Idylle; übersetzt von Bindemann. — 8) 9) 10) »Kleine Gedichte,« von Starke und Sangerhausen. — 11) »Etwas über Männertrachten,« von C. v. Klenk. — 12) »Neue Modeartikel.« Zwei modische Damen. Ein feines illuminirtes Kupfer.

5) Frankreich, im Jahr 1796.

(Aus den Briefen deutscher Männer in Paris; mit Belegen. La vérité, rien que la vérité, toute la vérité. Altona.)

Zehntes Stück. 1) »Von der Schwäche einer neu entstandenen Regierung ꝛc. von Adrian Lezay.« Eine Fortsetzung der bereits angezeigten wichtigen Schrift. — 2) »Auszüge aus den Briefen eines Nordländers.« — 3) »Schreiben eines Deutschen aus Versailles.« Ein unterrichtender Rückblick in die vergangene Zeit, zu dem ein Aufsatz von Richer Serisy, welchen das 12te Stück liefert, ein auffallendes Gegenstück abgiebt. — 4) „Dithyrambe, ou abdication d'un Roi de la Feve.“ Ein nachgelassenes Gedicht Diderot's. — 5) »Kerguelens kurze Darstellung der vornehmsten Begebenheiten des gegenwärtigen Krieges.« Ein lehrreicher, wiewol etwas einseitiger Aufsatz. — 6) »Über Champfort's Werke.« Ein feiner Aufsatz, der den Kenner der französischen Litteratur, und einen Mann von Geschmack verräth. — 7) »Geschichte der Verschwörung des Herzogs von Orleans.« Die Herausgeber halten dieses Werk selbst für unzuverlässig, und theilen ihren Lesern nur die merkwürdigsten und karakteristischen Thatsachen und Anekdoten daraus mit. — 8) »Über die Eng-

land vorgeschlagene Friedensunterhandlung,« von Lacretelle. — 9) »Pariser Theatervorfälle. Nachricht vom Theater der Republik, dem Theater der Künste, und dem komischen Operntheater.« — 10) „Les animaux en révolution.“ Eine ganz witzige Fabel. — 11) Chant martial, pour la fête de la victoire,“ von Chabaussiere; mit einer mehr angenehmen als martialischen Komposizion fürs Klavier, von Gossec.

Elftes Stück. 1) »Kerguelens kurze Darstellung« ꝛc. (Fortsetzung) — 2) »Pariser Lustbarkeiten.« — 3) „Auszüge aus den Briefen eines Nordländers.“ — 4) „Röderer über Beaumarchais.“ — 5) „Beaumarchais an Röderer.“ Lauter unterhaltende Aufsätze. — 6) „Über die Friedensnegoziazionen“ ꝛc. von Lacretelle: — 7) „Geschichte der Verschwörung des Herzogs von Orleans.“ (Fortsetzung) — 8) „Uber la Place's Darstellung des Weltsystems.“ Eine belehrende Anzeige eines der wichtigsten Werke neuerer Zeit. — 9) „Zwei Briefe über Frankreichs Finanzen,“ von Montesquiou. — 10) „Guard, über die Preßfreiheit.“ — 11) „Über die Todesstrafe;“ aus dem Journal des hommes libres. — 12) „Merkwürdige Urtheile Mirabeau's, über England;“ aus dessen interessanten Briefen an Chamfort. — 13) „Verzeichnis neuer französischer Bücher, mit ihren Preisen.“ — 14) „Hymne sur la translation du corps de Voltaire au Pantheon.“ von Chenier; mit Musik, von Gossec.

Zwölftes Stück. 1) „Versailles,“ von Richer Serisy. — 2) „Zweiter Brief über Frankreichs Finanzen;“ von P. A. Montesquiou. — 3) „Auszüge aus einem Tagebuche und den Briefen von Karl Friedrich Cramer“ ꝛc. Die Herausgeber hatten im ersten Jahrgange aus Herrn Cramers Tagebuche, das er seiner zurückgebliebenen Familie sandte, nur so viel herausgezogen, als sie für die deutsche Lesewelt interessant und unterrichtend glaubten, und es auf ihre Weise geordnet. Den

übereinstimmenden öffentlichen Urtheilen nach, war die deutsche Lesewelt damit auch zufrieden. Herr Cramer glaubte indeß, man habe ihm zu viel von seinen Eigenheiten geraubt, und verlangte bei seiner Rückkehr nach Paris, die Auszüge sollten seine eigene Physiognomie behalten. Die Herausgeber wollen es nun eine Weile damit versuchen, und haben hier den ersten Auszug der Art geliefert. Die Stimme des gebildeten Publikums wird entscheiden, ob die Fortsetzung oder Unterdrückung davon, beschlossen sein soll. — 4) „Geschichte der Verschwörung des Herzogs von Orleans" Beschluß des ersten Auszuges, bis zum Ausbruche der Revoluzion. — 5) Auszug aus einem Briefe der Frau von Lafayette an den Grafen Ferrari. Man erfährt aus diesem feinen Briefe der von gerechtem Unwillen empörten, edlen Frau, daß ihr und ihrem Gemale alles, was ihr der Kaiser selbst persönlich in Wien verhieß, von dem harten Kommandanten der Festung versagt wird. — 6) „Einrichtung der allgemeinen Kunstschule." Eine vortrefliche Einrichtung, die wohl Nachahmung verdiente. — 7) „Auszüge aus verschiedenen Briefen aus Paris, vom 1sten bis 15ten Dezember." — 8) „Epître sur la Calomnie," par Chenier. Ein reiches, kräftiges Gedicht, dem die Herausgeber viele für deutsche Leser belehrende Anmerkungen beigefügt haben. — 9) „Hymne à la liberté," par Bavier Lormion; mit Musik, von Rigel.

Die beiden ersten Stücke vom Jahre 1797 sind während der Verspätung dieses zwölften Stücks auch erschienen. Da wir mit diesem aber nur die Anzeige des vollendeten Jahrganges von den bisher angezeigten Journalen liefern wollten, so enthalten wir uns der näheren Anzeige derselben.

A. d. H.

IX.

Der Herausgeber an ſeine Leſer.

In vollem Vertrauen auf den thätigen Beiſtand vieler erfahrner und verſtändiger Männer, die viel und ſicher gelobten, und auf die in preußiſchen Landen ſeit einem halben Jahrhunderte ſo große und ſichere Preßfreiheit, wurde das Journal Deutſchland, mit der reinen Abſicht, Wahrheit und Liebe zum Guten und Schönen befördern zu helfen, unternommen.

Mehrere jener Männer waren am Anfange weniger thätig und treu, als der Herausgeber es wünſchte und erwartet hatte; die Zenſur war ſtrenger, als gewöhnlich; das Journal mußte alſo von mancher Seite mangelhaft bleiben. Der Herausgeber ſah ſich, gleich manchem Mitbruder, der ſein Journal mit eben der Sicherheit ankündigte, im erſten halben Jahre genöthiget, weit mehr von ſeiner eigenen Arbeit aufzunehmen, als er je Willens geweſen, und dem kritiſchen Theile, für den die meiſten Beiträge einkamen, weit mehr Platz einzuräumen, als ihm lieb war. *)

*) Die Auszüge und umſtändlichen Anzeigen, welche die erſten Stücke des Journals von ſolchen bereits bekanten Schriften lieferten, die dem Herausgeber einer allgemeinen Verbreitung werth ſchienen, und worüber kleinliche

Indeß hatte er das Vergnügen, durch Freunde und Fremde zu erfahren, daß sein eifriges Bemühen, gegen die Tendenz einiger sinn-, sitten- und kunstverderblichen Werke, ohne Ansehn der Person, freimüthig anzugehen, nicht ohne Beifall der Bessern, und nicht ohne Wirkung blieb. Die Rachsucht einiger Männer, die sich scharf getroffen fühlen mochten, bestärkte ihn vollends in dieser angenehmen Überzeugung.

Da indeß die Zensur für die historischen, statistischen, und andern ähnlichen Artikel sich schwie-

Tadler erst laut geworden, seitdem das Journal ganz frei davon war, hat der Herausgeber sich, nach seiner innigsten Überzeugung, um so weniger als bloße Lückenbüßer anzurechnen, da der liberale Verleger sich damals bereit finden ließ, jene Stücke dafür zwei bis drei Bogen stärker zu liefern, als er verheißen hatte, und da ihn ein ähnlicher Vorschlag, den Mirabeau in seinen Briefen an Chamfort, als heilsam für's Lesepublikum, thut, auch über den Werth jener Absicht von neuem beruhigt.

Eben da ich dieses schreibe, erfahre ich, daß der Parodieenmacher zu Halberstadt auch noch, nach Jahr und Tag, in diesen Ton eingestimmt hat; das mag ihm hingehen. Aber er soll auch Winke dabei geben, welche die Uneigennützigkeit des Herausgebers von Deutschland verdächtig machen, und damit geselle er sich dann, auf seine Gefahr, zu den Verläumdern, die der Herausgeber in seiner Erklärung über die Xenien (im 10ten Stück) für ehrlos erklärt hat. Hätte der Parodieenmacher die mit dem Verleger verabredeten Bedingungen gerade heraus bekant gemacht, so würde der Herausgeber die Genugthuung getroffen haben, daß alle von ihm aufgeforderten Mitarbeiter an dem Journal, Deutschland, von neuem überführt worden wären, daß er ihnen allen, ohne Ausnahme, das ganze Honorarium, welches der Verleger bezahlte, ohne allen Abzug für sonst hergebrachte Redakturgebühren, angetragen, und, auf ihr Verlangen, auch ganz ausgezahlet hat. Hiervon sind auch die Anzeiger der Journale nicht ausgenommen.

riger bezeigte, als zu vermuthen war, so sind Herausgeber und Verleger einig geworden, das Journal Deutschland nach seiner bisherigen Einrichtung aufzugeben.

Um aber die Verbindung mit solchen Männern, denen die schönen Künste, unter welchen die Dichtkunst billig obenan steht, eine wichtige Geist- und Herzensangelegenheit ist, zu benutzen, und für diesen schönsten und angenehmsten Trieb des menschlichen Strebens auf dem muthig betretenen Wege thätig zu bleiben, haben sich die bisherigen Bearbeiter der, die schönen Künste betreffenden Artikel, mit einigen neu hinzugekommenen Mitarbeitern vereinigt, an die Stelle des aufgegebenen Journals, Deutschland, eine Schrift zu setzen, die sich unter dem Titel:

Lyceum der schönen Künste

ganz mit diesen beschäftigen wird.

Diese Schrift wird zur Hälfte aus Abhandlungen über die Geschichte und das Wesen der schönen Künste, aus theoretischen und praktischen Aufsätzen über die verschiedenen Theile derselben, aus Karakterdarstellungen und Biographieen von echten Künstlern, und von Gelahrten, die für die schönen Künste wirksam waren, auch aus Gedichten von entschiedenem Werthe, bestehen; zur an-

dern Hälfte aber aus kritiſchen Anzeigen und Beleuchtungen der wichtigſten in- und ausländiſchen Werke aus dem Gebiete der ſchönen Künſte. Männliche Freimüthigkeit und Unparteilichkeit wird hiebei immer das erſte Geſetz ſein und bleiben. Kunſtnachrichten aus Briefen und öffentlichen in- und ausländiſchen Blättern, und Kunſtanekdoten, werden den Beſchluß eines jeden Stücks ausmachen.

Die zahlreichen Journale, welche, als die beliebteſte und ausgebreitetſte Lektüre, von der öffentlichen Kritik bisher viel zu wenig beobachtet wurden, wird dieſe Schrift, in ſo fern ſie ſich mit den ſchönen Künſten beſchäftigen, nicht aus der Acht laſſen.

Der Herausgeber.

Von dem hier angekündigten Lyceum der ſchönen Künſte wird in der nächſten Oſtermeſſe der erſte Theil, in meinem Verlage, erſcheinen, deren zwei einen Band ausmachen werden. Druck und Papier wird dem von Deutſchland gleich ſein, und jeder Band wird das Bild eines Künſtlers liefern, von dem man noch keinen befriedigenden Kupferſtich hat.

Berlin, im Merz, 1797.

Johann Friedrich Unger.

Inhalt des zwölften Stücks.

I. Briefe über die Kantiſche Philoſophie, an einen Freund in Paris. Fünfter Brief . . . Seite 235.

II. Schreiben aus Frankfurt am Main. (Vom zweiten Januar, 1797.) . — 255.

III. Würzburger Zenſur gegen Profeſſor Bergs Trauerrede, auf den Fürſtbiſchof Franz Ludwig — 292.

IV. Auszug aus dem Tagebuche eines Reiſenden . . . . — 302.

V. Nachrichten aus dem Würtembergiſchen. Aus Briefen aus Stuttgard . . . . . — 331.

VI. Horazens zweiter Brief des erſten Buchs. An Lollius . . — 342.

VII. Der Frühling des Verliebten.

1) Nach dem arabiſchen Dichter Ibn Elrumi . . Seite 348.

2) Nach dem arabiſchen Dichter Abi Hagelah . . — 349.

VIII. Notiz von deutſchen Journalen.

1) Die Horen. Achtes Stück, 1796 . . . . — 350.
Neuntes bis elftes Stück . — 358.
Zwölftes Stück . . — 360.

2) Der Genius der Zeit. (November und Dezember, 1796) — 362.

3) Berliniſche Monatſchrift. (Oktober und November, 1796) — 364.

4) Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. November und Dezember — 367.

5) Frankreich, im Jahr 1796. 108, 118 und 128 Stück — 368.

IX. Der Herausgeber an ſeine Leſer — 371.